UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00082706 3

60

Brentanos Werke.

Clemens Brentano

Brentanos Werke.

Herausgegeben

von

J. Dohmke.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.

LIBRARY
OCT - 5 1965
UNIVERSITY OF TORONTO
PT
1825
A1
1892
1012234

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten

Vorwort des Herausgebers.

Wenngleich die vorliegende Auswahl von Brentanos Dichtungen auf geringen Raum beschränkt bleiben mußte, so hoffe ich doch, durch das hier Gebotene dem Leser ein tieferes Interesse für den genialen Dichter abgewinnen und damit den Hauptzweck meiner Arbeit erreichen zu können. Der Gedanke, die Bedeutung Brentanos im Lichte seiner eignen hochpoetischen Schöpfungen klarzustellen, leitete denn auch die Wahl der hier vorgelegten Proben, die ihn auf dem Gipfel der Meisterschaft als Lyriker, Erzähler und Märchenerfinder zeigen sollen. Leider mußten einige glänzende Zeugnisse seines Dichtertalents, wie die „Romanzen vom Rosenkranz", des angeführten Grundes wegen umgangen werden, doch habe ich mich in der Einleitung bemüht, einen kurzgefaßten Hinweis auf diese Werke und ihren ästhetischen Wert zu geben.

Auch in dieser Ausgabe ist auf die Herstellung eines korrekten Textes große Sorgfalt verwendet worden, worüber das beigefügte Verzeichnis der Lesarten den besten Beleg gibt, und manche versteckte Anspielung des Dichters findet in den erläuternden Anmerkungen unter dem Texte eine gewiß vielen willkommene Aufklärung. Bei dieser Arbeit hat mich die Redaktion der Klassiker-Bibliothek mit unermüdlichem Eifer unterstützt und zu aufrichtigstem Danke verpflichtet.

Ganz besondere Anerkennung gebührt noch der liebenswürdigen Bereitwilligkeit, mit welcher Herr Geheimrat Professor Dr. Hermann Grimm in Berlin die Nachbildung der in seinem Besitze befindlichen Porträtbüste des Dichters gestattet hat. Es ist dieselbe, durch die Sophie Mereau, Klemens Brentanos nachmalige Gattin, zu dem schönen Sonett begeistert wurde, welches wir in unsrer Einleitung mit abgedruckt haben. Möge die Radierung, von der Hand des Herrn Professor Wilhelm Krauskopf in Karlsruhe, den Reiz des Originals

weiten Kreisen übermitteln! Ein andres Exemplar der Büste besitzt Herr Geheimrat Professor Dr. Lujo Brentano in München, der uns mit gleicher Gefälligkeit die Vervielfältigung zugestehen wollte, und der uns durch schätzbare Aufschlüsse über einige Mängel der früheren Ausgaben unsers Dichters zu Dank verpflichtet hat. Die in getreuem Faksimile wiedergegebene Handschrift Brentanos wurde der Redaktion durch die Güte der königlichen Bibliothek in Berlin zur Verfügung gestellt.

J. Dohmke.

Sieg, Triumph, heut ist die Stunde
wo sich Deutschland hoch erfreut,
Deutschland dessen tiefe Wunde
nun nicht mehr nach Rache schreit.
Trommeln und Posaunen,
Stücke und Kartaunen,
macht die Welt erstaunen,
Schmettert ihr Trompeten,
Auf im Lahnen Westen.
Wie Schwerter mähten.
Nieder, nieder, nieder nieder,
Rissen wir der Feinde Glieder,
Niemahls seh sie Deutschland wieder!

Brentanos Leben und Werke.

Wenn über Novalis' Bilde der poetisch-mystische Zauber einer Mondscheinnacht zu liegen scheint, so dürfte man Brentanos Leben, Dichten und Wirken eher einer Gewitterwolke vergleichen, die den Horizont in Flammen setzt, jedoch weiterzieht, ohne die Erde mit befruchtendem Regen zu tränken. Die so angedeutete Verschiedenheit in den Naturen der beiden Dichter mag zunächst in der Erziehung im Elternhause ihren Ursprung haben. Während bei Novalis väterliche Strenge und mütterliche Milde eine schöne Gleichmäßigkeit der Stimmungen schufen, mußte Brentano der festen, leitenden Hand von Jugend auf schmerzlich entbehren. Schwankend, haltlos, von Leidenschaften hin und her bewegt, ist er nie zu ernstem Ringen und Streben gelangt, hat er es nie über sich vermocht, Selbstbeherrschung zu lernen. Sagt er doch selbst von sich: „Ich bin von Jugend auf und immer zu stürmisch in allem. Jedes Glas Wasser, welches ich einschenke, mache ich zu voll, daß es überläuft." Es fehlte ihm gänzlich an Methode, an dem richtigen Ernst, eine Arbeit ruhig durchzuführen. Deshalb das Fragmentarische so vieler seiner Werke. Es sind nur allzu oft Anläufe zu hochbedeutsamen Schöpfungen, aber sie verrinnen im Sande, weil der Dichter nicht den Mut besaß, Selbstkritik zu üben, nicht besser zu machen verstand, was unvollkommen ihn doch selbst nicht befriedigte. Da er vermögend genug war, um sein Talent nicht in den Dienst des Erwerbes stellen zu müssen, so kam seiner Lässigkeit auch kein äußerer Zwang zu Hilfe. An dem Urteil andrer lag ihm nichts, nach Lob geizte er nie, und doch darf dem Dichter, der aus dem Leben und für das Leben schaffen will, beides durchaus nicht gleichgültig sein. Brentano hätte es unendlich genützt, wäre ihm gleich beim Beginn seiner poetischen Laufbahn eine scharfe, zersetzende Kritik

entgegengetreten, welche ihm mit logischer Überzeugungskraft die Mängel der jugendlich-übermütigen und wiederum hypersentimentalen Schöpfungen seiner Phantasie dargelegt hätte. Statt dessen wurde sein tolles Treiben in Leben und Dichten wohl scharf getadelt, seine glänzende, poetische Begabung von maßgebender Seite jedoch mit Achselzucken besprochen oder auch ganz übergangen. Daher mag es auch kommen, daß der geniale Dichter verhältnismäßig wenig bekannt ist, obwohl man zu genauerm Einblick in seine Werke um so dringender raten kann, als in ihnen Töne angeschlagen werden, die andre, hell klingende Harfen weiter getragen haben durch den deutschen Dichterwald. So hat Heinrich Heine unverkennbar aus Brentanos Liederquell geschöpft und sich dort manche Anregung geholt, so hat auch die ergreifende Geschichte „Vom braven Kasperl und dem schönen Annerl" ohne Zweifel den Dorfgeschichten Immermanns und Auerbachs den Weg gewiesen. Daran aber, daß man den Dichter schon bei Lebzeiten zu den Toten und Vergessenen warf, war er zum großen Teil selbst schuld. Die wohlmeinendsten Freunde hat er durch eignes Versehen verloren, denn er war, wie der liebenswürdige Justinus Kerner von ihm sagt, wie ein Kaktus, schön aber stachlig. Er verletzte auf das bitterste, ohne doch bosshaft zu sein; sein Witz, sein Hang zur Satire verleiteten ihn dazu. Es war nicht möglich, dauernde, ungetrübte Freundschaft mit ihm zu halten, denn in ihm rangen zwei mächtige Gegensätze um die Herrschaft: eine maßlose Auflehnung gegen alles Gesetzliche, und wieder eine ebenso unbeschränkte Unterwürfigkeit, wenn er mit seinem Wollen und Können nicht durchkam. Diese Haltlosigkeit aber war es, welche ihm die Menschen entfremdete. Die Auswüchse seiner Phantasie wirkten erschreckend, seine Witze, welche er nach Shakespeareschem Muster zu bilden bemüht war, glichen Gespenstern, die in wildem, erhitztem Tanze umherwirbelten. „O mein Kind", ruft er in einem seiner Briefe einer jungen Freundin zu, „wir hatten nichts genährt als die Phantasie, und sie hat uns teils wieder aufgefressen."

Eine Charaktereigenschaft jedoch hat Brentano mit Novalis gemein, den Kindersinn, der einen Vorzug seines ganzen Wesens bildete. Wunderbar hat er es verstanden, die Kleinen an sich zu ziehen und mit den anmutigsten, teils nacherzählten, teils selbst erfundenen Märchen zu unterhalten. Diese Märchen fußten bisweilen nur auf den losesten Einfällen, irgend ein Wort, eine Reminiszenz aus der eignen Jugendzeit genügte, um sie entstehen zu lassen. Sie sind leider viel zu wenig

bekannt geworden, und doch enthalten sie eine Fülle von Humor, von feiner Satire und lieblicher Naturschilderung. Und rührend klingt das Kindergemüt des Dichters auch aus folgenden Versen heraus:

„Mach' einfältig uns gleich Tauben,
Segne uns mit Kinderglauben.
Laß die Engel bei uns wachen,
Daß wir wie die Kinder lachen,
Daß wir wie die Kinder weinen,
Laß uns alles sein, nicht scheinen."

Brentanos Hang zum Mystizismus will man häufig als eng verwandt mit Novalis' religiöser Richtung hinstellen, und dennoch besteht ein großer Unterschied zwischen den Anschauungen beider. Novalis war eine von Haus aus tief innerlich fromme, echt religiöse Natur, ein wahrer Christ in Worten, Leben und Werken. Erziehung und Überzeugung hatten ihn dazu gemacht. Anders Brentano. Anfänglich ohne jeden festen religiösen Halt, mit dem Mystizismus liebäugelnd, warf er sich endlich, verbittert und mit der Welt und den Menschen zerfallen, wieder in die Arme der katholischen Kirche, der er ja angehörte, und die den reuig Zurückkehrenden freudig aufnahm. Dieser etwas schroff herbeigeführte Rückschlag hat ihm viele seiner Genossen zu Feinden gemacht und seinen litterarischen Ruhm verdunkelt. Noch nicht 40 Jahre alt, verschwand Brentano aus den Reihen der Dichter, denn die noch übrigen 25 Jahre seines Lebens, von dessen äußerm Gange wir im folgenden eine kurze Skizze entwerfen, sind für die Poesie so gut wie verloren gewesen.

Klemens Maria Brentano wurde am 8. September 1778 im Hause seines Großvaters mütterlicher Seite, des mainzischen Hofrats La Roche, zu Ehrenbreitstein am Rhein geboren. Sein Vater, Peter Anton Brentano, stammte aus einer italienischen Familie, die am Comersee heimisch gewesen war. Er hatte eine reiche Holländerin geheiratet und war nach ihrem Tode Besitzer eines hochangesehenen Handelshauses in Frankfurt am Main geworden. Die Mutter unsers Dichters war jene reizende, schwarzäugige Maximiliane La Roche, die uns in Goethes Erinnerungen oft und liebevoll als die „Maxe" entgegentritt, die von ihm geliebt und bis zu ihrem Tode in treuer Freundschaft hoch gehalten worden ist. Von ihr hatte der Sohn die Schönheit geerbt, von der genialen Großmutter aber, Sophie La Roche, geborne Gutermann, der Jugendgeliebten Wielands, die „Lust am Fabulieren". Den Namen

Klemens gab ihm sein Pate, der letzte Kurfürst von Trier, Erzbischof Klemens Wenzeslaus, unter dessen Augen er katholisch erzogen wurde.

Es herrschte kein glücklicher Ton in dem elterlichen Hause Brentanos. Die sehr jugendliche Maximiliane war an den viel ältern Mann verheiratet worden, ohne daß man ihr Herz befragt hatte. Peter Brentano war Witwer, die junge Stiefmutter war vom Tage ihrer Vermählung an mit Kindersorgen belastet. Zu den Stiefkindern schenkte sie dem Gemahl im Laufe der Zeit neun eigne, die das Haus in oft stürmischer Weise belebten. Die Unverträglichkeit der Eltern mag wohl die Kinder zu so ruhelosen, ja seltsamen Menschen gemacht haben. Eine liebevolle, feste Vaterhand fehlte ihnen, Peter Brentano ging ganz in seinen Geschäftsbüchern und Rechnungen auf. Die schöne Mutter war zu schwach, wohl auch geistig nicht bedeutend genug, um die lebhaften, reich beanlagten Kinder zu leiten. Aber wir begegnen ihrem Bilde in den Dichtungen des Sohnes gar oft, und noch in späterm Alter gedenkt er des Wonnegefühls, das ihn durchströmt habe, wenn ihr Kuß zur „Guten Nacht" seine Stirn berührt und ihre zarte Hand das Kreuz über ihm geschlagen habe. Ergreifend spricht er das in dem Gedichte „Rückblick in die Jahre der Kindheit" aus, in dem uns auch das freudlose, thränenreiche Schicksal der armen Maximiliane mit überzeugender Gewalt entgegentritt. Viel zu früh für die unmündige Kinderschar schlossen sich die Augen der Mutter. Sie starb am 19. November 1793, als Klemens 15 Jahre alt war. Mit ihr wich der Heimatzauber aus dem Vaterhause, ihn fanden die Kinder fortan nur bei den Großeltern La Roche. Besonders die Großmutter umfaßte die Enkel mit zärtlicher Liebe. Die kleine, erst zehn Jahre nach Klemens am 4. April 1788 geborne Bettina wurde ganz bei ihr erzogen. Wohl aus Dankbarkeit für soviel Liebe und Verständnis für ihre Naturen nannten sich die Kinder später alle: Brentano de La Roche.

Nach dem Tode der Mutter wurde der Familienkreis gesprengt, die Geschwister teils in Pension, teils zu Verwandten geschickt. Klemens hatte man schon früher zugleich mit seiner zwei Jahre ältern Schwester Sophie in das Haus seiner Tante Luise gebracht, einer Schwester seiner Mutter, welche an den Hofrat von Möhn in Koblenz verheiratet war, denselben, von dem Frau Rat Goethe in ihrer drastischen Art sagte, er sei „ein Scheusal" gewesen. Aber auch die Tante scheint wenig von der liebenswürdigen Milde Maximilianes gehabt zu haben, wenigstens klagt Klemens in dem schon erwähnten Gedichte „Rückblick", daß man

ihn „in strenge und unmütterliche Zucht" gegeben habe. Die schönen musikalischen Talente des Knaben, seine herrliche poetische Begabung, der reiche, wenn auch unruhige Geist wurden weder erkannt, noch gepflegt und gezügelt. In dieser falschen Erziehung liegen die Wurzeln zu den Fehlern seiner Mannesjahre. Von Jugend auf war ein Hang zum Träumen, Dichten und Märchenerzählen in ihm rege. In dem verständnislosen Kreise der Verwandten aber wurde diese „Lust am Fabulieren" als „Flunkerei", „Unwahrheit" oder „Weißmachen" verworfen und verlacht. Keine liebevolle Hand leitete, kein gerechtes Urteil festigte, keine wohlmeinende Kritik seiner knabenhaften Versuche ermunterte oder beschämte ihn. Daran krankte sein ganzes späteres Leben.

Des Vaters Befehl rief den Knaben Ende 1786 nach Frankfurt zurück, freilich nur vorübergehend, da er im Frühjahr 1787 in die Pension eines Exjesuiten zu Heidelberg geschickt wurde, bereits im Herbst aber zum Besuch des Gymnasiums nach Koblenz gehen mußte. Von dort wurde er 1789 wiederum ins Vaterhaus gerufen, diesmal zu einem Zwecke, der ihn in innerster Seele anwiderte. Er sollte Kaufmann werden, die unruhige Poetenseele sollte, auf einen Kontorstuhl gebannt, verkümmern. Eine Wahl war ihm gar nicht gelassen worden. Bald aber fühlte er sich maßlos unglücklich und, nur um aus dem Zwange der ihm verhaßten Arbeit zu entkommen, machte er dumme Streiche, die den Vater so erzürnten, daß er den Sohn im Herbst 1795 in die Verbannung schickte, und zwar nach Langensalza in ein Öl- und Spirituosengeschäft. Aber auch dort sollte seines Bleibens nicht lange sein. Ein satirisches Gedicht, welches Klemens auf die Gattin seines Prinzipals gemacht hatte, wurde entdeckt, und der Schuldige dem zürnenden Vater sofort zurückgesandt. So finden wir ihn denn 1796 wieder in Frankfurt, wo er im Geschäft des Vaters arbeitet.

Endlich gelang es ihm, diesen zu überzeugen, daß er für den Kaufmannsstand völlig untauglich sei, und nach langem Bitten gab Peter Brentano dem Sohne die freie Wahl seines Berufes in die Hände. Mit staunenswertem Eifer bestrebte sich der Jüngling, das Versäumte nachzuholen, um studieren zu können. Nach dem schon am 9. März 1797 erfolgten Tode seines Vaters bezog er denn auch die Universität Jena. Hier, in der Genossenschaft der Romantiker, fand der jugendliche Feuergeist, was er gewünscht und geträumt hatte. Er glich in der That jenen Titanen, die den Himmel stürmen wollten, so kühn war sein Vordringen, so blendend sein Auftreten. Aber, von den Brüdern

Schlegel, von Tieck, Steffens, Novalis und andern erst herzlich willkommen geheißen, machte er sich doch bald durch rücksichtsloses Wesen unliebsam. Seine scharfen Satiren, die sich namentlich gegen Kotzebue, Herder, Jacobi, Jean Paul und andre richteten, und in denen er selbst die Freunde nicht verschonte, zogen ihm viele Feinde zu, die seinem eignen Dichterruhme später nur allzu wirksam und nachhaltig schaden konnten. Bisweilen waren seine Ausfälle in den Kreisen der Genossen derart verletzend, daß die Folgen seines Benehmens es ihm ratsam erscheinen ließen, sich zeitweise aus Jena zu entfernen.

Dennoch ist sein Einfluß auf den Bund der Romantiker ein ganz mächtiger gewesen, und viel mochte dazu auch seine schöne Persönlichkeit beitragen, welche alle, besonders aber die Frauen und die Jugend, bezauberte. Umringt von Kindern groß und klein, mag er wohl dem sagenhaften Rattenfänger von Hameln geglichen haben, denn die ganze Anmut und seltene Schönheit der Mutter war mit dem Gepräge seiner italienischen Abkunft in ihm auf das glücklichste vereinigt. Brentano war von kräftiger, mittlerer Figur. Dichte, schwarze Locken umgaben eine hohe Stirn. Die Augen waren groß und dunkel, von langen Wimpern beschattet und von feurigem, seelenvollem Ausdruck. Fügt man dazu sein musikalisches Talent, welches er, die Guitarre am blauen Bande um die Schulter geschlungen, auf seinen vielen kleinen Reisen auszuüben pflegte, so hat man das Bild eines Sängers, wie es den Romantikern vorschweben mochte, verkörpert vor sich. Auf diesen häufigen Reisen an den Rhein, nach Sachsen und Böhmen sammelte Brentano beständig an jenem Volksliederschatze, der später unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn" erschien.

Konnten sich dem persönlichen Zauber von Brentanos Wesen selbst ernste Männer nicht verschließen (wie z. B. Joseph von Görres, der von unserm Dichter sagt: „seine eigne Person ist interessanter als das beste Buch"), wieviel mehr mußte er damit die Frauen gewinnen! Sie haben denn auch in seinem Leben eine bedeutsame Rolle gespielt. Noch sehr jung, kaum 21 Jahre alt, faßte er eine glühende Neigung zu der schönen, geistvollen Frau des Jenenser Professors Mereau, Sophie, gebornen Schubert, die von ihrer Seite ebenso innig erwidert wurde und nach schweren äußern und innern Kämpfen zur endlichen Vereinigung führte. Sophie war als Dichterin und Übersetzerin hochgeschätzt und selbst von den ersten Größen, besonders von Schiller, anerkannt. Ein Sonett, zu welchem sie der Anblick der von Friedrich Tieck, dem

Bruder des Dichters, gefertigten Marmorbüste Brentanos begeisterte, mag hier seine Stelle finden, zumal wir in der vorliegenden Ausgabe zum erstenmal eine Reproduktion dieses trefflichen Kunstwerkes weitern Kreisen zugänglich machen; zeigt das Sonett doch neben Sophiens Begabung zugleich auch die Macht, welche die Persönlichkeit des Dichters auf diese ungewöhnlich geistreiche Frau ausübte:

Welch süßes Bild erschuf der Künstler hier?
Von welchem milden Himmelsstrich erzeuget?
Nennt keine Inschrift seinen Namen mir,
Da diese holde Lippe ewig schweiget?

Nach Hohem lebt im Auge die Begier,
Begeist'rung auf die Stirne niedersteiget,
Um die, nur von der schönen Locken Zier
Geschmücket, noch kein Lorbeerkranz sich beuget.

Ein Dichter ist es. Seine Lippen prangen,
Von Lieb' umwebt, mit wunderfel'gem Leben,
Die Augen gab ihm sinnend die Romanze,

Und schalkhaft wohnt der Scherz auf seinen Wangen;
Den Namen wird der Ruhm ihm einstens geben,
Das Haupt ihm schmückend mit dem Lorbeerkranze.

Im Jahre 1802 ließ sich Sophie Mereau endlich von ihrem Gatten scheiden und verband sich mit dem geliebten Dichter. Er führte sie nach Marburg, später nach Heidelberg, doch das Glück dieser Ehe sollte nur von kurzer Dauer sein: Sophie starb schon am 31. Oktober 1806 bei der Geburt eines toten Kindes, im 33. Lebensjahre, von dem trostlosen Gatten auf das tiefste betrauert. Mit ihr war sein guter Stern von ihm gewichen. Die lieblichsten Dichtungen Brentanos sind in der kurzen Glückszeit seiner Verbindung mit der feinfühligen, edlen Frau entworfen worden und teilweise entstanden, so die „Chronika eines fahrenden Schülers", die leider nur Bruchstück geblieben ist, in der aber die Innigkeit seiner Gefühle für Sophie rührenden Ausdruck gefunden hat. Zeit seines Lebens bewahrte der Dichter für diese Arbeit eine besondere Vorliebe, da sie im Sonnenschein seines einzigen Eheglückes entstanden war.

Ein Trost war ihm damals der vertraute Verkehr mit dem liebenswürdigen, ritterlichen Achim von Arnim. Dieser vermählte sich im Jahre 1811 mit Klemens' geistesverwandter Schwester Bettina.

Sie, der vielgenannte Liebling Goethes, war ihrem Bruder ganz besonders herzlich zugethan, wie es ihre Briefe und der nach seinem Tode von ihr herausgegebene „Frühlingskranz" bekunden. Es sind dies nach alten Briefen liebevoll erzählte Jugenderinnerungen, mit denen sie dem teuren Verstorbenen ein geistiges Denkmal zu errichten strebte. Wir können es uns nicht versagen, hier eine Stelle aus einem Originalbriefe des Dichters anzuführen, die wir einem Artikel von Reinhold Steig[1] entnehmen. Bettina hat ihn später in den „Frühlingskranz" aufgenommen, aber stark redigiert. Wir lernen darin Klemens als Erzieher kennen, und köstlich ist die brüderliche Derbheit, mit welcher er der geliebten schwärmerischen Schwester das Köpfchen zurecht setzt. „Ich habe überhaupt einen entsetzlichen Widerwillen gegen die Empfindsamkeit, denn sie wird über nichts empfindsamer, als wenn man sie für eine Kränklichkeit erklärt, da sie doch eine Feinheit der Seele sein will. Was ich aber unter Empfindsamkeit verstehe, wirst Du wohl wissen, und eben deswegen ist Dir es vielleicht recht nützlich, mit Toni oft zu sein. Nichts vor ungut, Du weißt, daß ich Dich vernünftig liebe und es gut meine. Es würde mich freuen, wenn Du etwas Geschichte läsest und außerdem meistens Goethe und immer Goethe, und vor allem den 7. Band der neuen Schriften, seine Gedichte sind ein recht Antitodum der Empfindsamkeit. Aber als Geschichte rate ich Dir vor allem Müllers ‚Schweizergeschichte', es ist etwas Himmlisches, ich glaube, Leonardi hat sie, es sind zwar einige dicke Bände, aber desto länger dauert die Freude; setze Dir täglich ein paar bestimmte Stunden an, in denen Du drinnen liest. Wenn Du Dich meines heftigen Unwillens erinnerst, den ich in Offenbach hatte, so oft ich schlechte Bücher bei Dir fand, so wirst Du mit Recht Dich verwundern, daß Du jetzt vermutlich alles liest, was Dir vorkömmt, überhaupt ist es mir sehr verdrüßlich, daß Du mir nichts von Deiner innern Bildung schreibst, mich nicht fragst, was Du lesen sollst u. dgl. Was will und soll Deine ängstliche Liebe mit mir, wenn sie nur ewig wiederholt, was nun einmal da ist, nämlich daß wir uns gern haben, und dies ist recht, wie es bei Geschwistern sein soll; aber besser wäre es, wenn Du Dein Vertrauen zu mir so benutztest, daß Du mir Einfluß in Deine Bildung gönntest, daß Du mich über alle Lektüre um Rat fragtest, und dergleichen. Um noch eins bitte ich Dich in Deinen Briefen, nämlich gebe

[1] „Deutsche Rundschau", VIII. Jahrgang (1892), Heft 11, S. 262 ff.

mir immer davon Nachricht, sobald irgend etwas Bedeutendes im Hause vorfällt, von jeder Reise, sobald Du etwas davon erfährst. Meine Briefe an Dich zeige niemand; wenn die Gundel[1] betrübt ist, wie immer ohne Ursache, so habe Mitleid mit ihr, suche sie aber nicht etwa zu trösten, indem Du Dich zu ihr gesellst und, beim Lichte besehen, endlich ebenso erbärmlich betrübt wirst; der Umgang mit solchen Leuten ist deprimierend und zerstört alle Kraft in uns. Daß Du übrigens dieses nicht so wörtlich nimmst wie Eulenspiegel, hoffe ich."

Das geschwisterliche Verhältnis der zahlreichen Brüder und Schwestern Brentano war überhaupt ein schönes und inniges, was sich ganz besonders in dem Briefwechsel des Dichters mit den Seinen ausspricht, wie er uns in der Gesamtausgabe seiner „Schriften" vorliegt. Mit den Brüdern Franz, Anton, Georg und besonders Christian stand er bis an sein Ende im lebhaftesten Verkehr, und außer mit Bettina verband ihn herzliche Liebe mit den Schwestern Kunigunde, der oben erwähnten „Gundel", Meline (v. Guaita), Ludovika (Freifrau v. Bordes) und Sophie, die im Herbst 1800 bei einem Besuch in Wielands Hause in Oßmannstedt bei Weimar im 24. Lebensjahre starb. Später freilich trat eine Entfremdung, namentlich zwischen Bettina und Klemens, ein, und daran trug die religiöse Wandlung des letztern die Schuld. Nach dem Tode der geliebten Frau hatte sich Brentano immer fanatischer in die Mystik versenkt und war ein so treuer Anhänger der katholischen Konfession geworden, daß er sogar an einer Wallfahrt teilnahm. Das reizte seine Feinde zu gehässigen Angriffen, namentlich waren es Voß und der protestantische Kirchenrat Horstig, die auf diese Art frühere durch Brentano erlittene Beleidigungen rächen wollten.

Die Poesie hatte jedoch damals noch nicht ihre Macht über ihn verloren, sie ward ihm nach dem Tode Sophiens in der That zur Trösterin. Mehrere seiner schönsten Dichtungen und Entwürfe fallen in das Jahr 1808, und mit Joseph Görres nahm er an der in demselben Jahre von Arnim herausgegebenen „Zeitung für Einsiedler" teil.

Eine unglückliche Episode im Leben des Dichters bildet um eben diese Zeit seine plötzlich aufflammende Leidenschaft für eine Nichte des Bankiers Bethmann in Frankfurt a. M., die exzentrische Auguste Busmann, die dem Dichter mit gleicher Glut entgegenkam. Allen Hinder-

[1] Kunigunde Brentano, später mit Savigny verheiratet.

nissen Trotz bietend, entführte Klemens die Geliebte aus dem Hause ihrer Verwandten und reiste mit ihr nach Kassel, um sich dort trauen zu lassen. Schon auf dem Wege zur Kirche erfaßte ihn aber, wie er später gestanden hat, die tiefste Reue, doch eine Umkehr war unmöglich, die Braut hielt ihn fest, um ihn recht gründlich unglücklich zu machen. Nach kurzer, kaum einjähriger Ehe zerriß Brentano selbst das ihm verhaßte Band, indem er der Gattin buchstäblich davonlief; bald darauf folgte die gerichtliche Scheidung. Die junge Frau verheiratete sich nicht lange darnach zum zweiten Male, verstand es aber auch diesmal nicht, zu beglücken und glücklich zu werden, so daß sie schließlich, des Lebens überdrüssig, sich im Frühjahr 1832 im Main ertränkte. Auf Brentano machten die Erfahrungen mit ihr einen tiefen Eindruck, sie trugen das ihrige dazu bei, ihn mit der Welt zu entzweien, ihn zu verbittern und menschenscheu zu machen.

Ende des Jahres 1809 zog Brentano nach Berlin, wo er sich hauptsächlich mit seinen „Romanzen vom Rosenkranz" beschäftigte. Auch die Märchen, die ihm Kopf und Herz füllten, gelangten jetzt zur Ausführung; überhaupt kam das alte, dichterische Feuer wieder in ihm zum Durchbruch, doch sein ruheloses, zerfahrenes Wesen zerstörte gar vieles, was herrlich hätte reifen können, nannte er sich doch selbst zu eben dieser Zeit einen „vagierenden Teufelskomödianten".

Da trat noch einmal eine leidenschaftliche Liebe in sein Leben und bewirkte jene völlige Umwandlung, die ihn 1816 der katholischen Kirche aufs neue und dauernd zuführen sollte. Im September dieses Jahres hatte er im Stägemannschen Hause zu Berlin ein junges Mädchen kennen gelernt, Luise Hensel, die Verfasserin des lieblichen Abendgebetes: „Müde bin ich, geh' zur Ruh'", und von ihrem sinnigen, poesievollen Wesen fühlte er sich mächtig angezogen. Sie war eine streng religiöse Natur; Klemens' ruhe- und haltloser Charakter suchte bei ihr Trost und Stütze, ihr klagte er seine Kämpfe, legte ihr die Zerrissenheit seines Wesens klar. Mild und doch bestimmt wies sie ihn an die Kirche. „Sie sind so glücklich, die Beichte zu haben. Sie sind Katholik, sagen Sie Ihrem Beichtvater, was Sie drückt." Und so ging er denn auch am 27. Februar 1817 zum ersten Male wieder öffentlich zur Beichte. Liebe und Religion kämpften fortan in des Dichters Seele um den Vorrang. Aber Luise entschied auch darüber. Sie widerstand seiner heißen Werbung und trieb ihn wohl erst dadurch so ganz in die Arme der Kirche. Endlich konnte er die Qualen der unerwiderten

Liebe nicht länger ertragen, er verließ Berlin. Das Bild der Freundin begleitete ihn aber fortan bei allen Werken der Barmherzigkeit, denen er sich von jetzt an weihte, während der Dichter Brentano aus der Welt der Poesie scheidet.

Am Krankenbett einer frommen „stigmatisierten" Nonne, Anna Katharina Emmerich, in Dülmen in Westfalen, finden wir Klemens Brentano wieder. In den Jahren 1819—24 ist er unablässig bemüht gewesen, die wunderbaren Visionen der Leidenden für die Mit- und Nachwelt zu sammeln und niederzuschreiben. Am Krankenlager dieser „Heiligen" ward ihm noch einmal das schmerzlich-süße Glück, die Geliebte als Barmherzige Schwester wiederzusehen. Dann nahm er Abschied von der Poesie mit den bittern Worten:

„Poesie, die Schminkerin,
Nahm mir Glauben, Hoffen, Lieben,
Daß ich wehrlos worden bin,
Nackt zur Hölle hingetrieben.

„Nur ein Schild blieb unbewußt
Mir noch aus der Unschuld Tagen:
Heil'ge Kunst, auf Stirn und Brust
Ein katholisch Kreuz zu schlagen."

Als die Emmerich 1824 gestorben war, verließ Brentano Dülmen und widmete sich in ruheloſem, häufigem Wechsel seines Wohnsitzes in Koblenz, Frankfurt und endlich in München ausschließlich der Ausarbeitung der 14 Bände „Betrachtungen, Ahnungen und Gesichte der mit den Wundmalen des Herrn gleich dem heiligen Franziskus gezeichneten Auserwählten". Bei Lebzeiten Brentanos wurde jedoch nur ein Teil dieser Aufzeichnungen, und zwar: „Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi. Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich", 1833 veröffentlicht. Der Erlös von den ersten sechs Auflagen, über 15,000 Gulden, wurde auf Wunsch des Verfassers zu frommen Zwecken verwendet.

Später noch einmal, am Schlusse seines Lebens, sollte die Poesie ihm mit ihrem Troste nahen. Längst schon hatten die Freunde ihn um die endliche Herausgabe der „Märchen" gebeten, aber der Dichter hatte nie den Mut gefunden, sie durchzuarbeiten. Auch jetzt erschien statt der erwarteten Sammlung nur ein einziges: „Gockel, Hinkel und Gackeleia" (1838). Die übrigen herauszugeben, gestattete er testamen-

tarisch seinem bewährten Freunde Guido Görres zum Besten der Armen, mit der rührenden Bitte: „Besonders flehe ich dringend, alles, was im mindesten ein reines Herz verletzen könnte, doch ja zu vernichten, damit nicht mehr Schuld auf mich komme.“ Diese reuevolle Sorge quälte ihn überhaupt beständig und verdunkelte seine letzten Lebensjahre noch mehr, als es Krankheit vermochte. „Ach, daß wir würden wie die Kinder!“ seufzte er oft, und am Schlusse des Märchens von Gockel, Hinkel und Gackeleia spricht er diesen Wunsch als Erfüllung des höchsten Glückes mit den Worten aus: „Mache uns zu Kindern alle!“

Sein Tag neigte sich zu Ende. Jenes wundersame „Erntelied“, welches er in Nachbildung eines alten katholischen Kirchenliedes dem „Tagebuch der Ahnfrau“ beigefügt hat, mit seinem erschütternden Refrain: „Hüte dich, schönes Blümelein!“ sollte sein Schwanengesang werden. Das ruhelose Wanderleben, welches Klemens immer geliebt, welches ihm, dem wohlhabenden Manne, auch allzeit ermöglicht worden war, mußte nun ein Ende nehmen. Im Hause seines Bruders Christian, den er besonders lieb hatte, da sich beider Naturen in vieler Hinsicht ähnelten, in Aschaffenburg, fand er die ersehnte Ruhe und Pflege. Seine Gesundheit war längst untergraben, doch hoffte er in reiner Luft, in der Umgebung seiner Lieben genesen zu können. Er wurde auch heiterer und zuversichtlicher, doch:

„Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Er mäht das Korn, wenn's Gott gebot.“

Am 28. Juli 1842 wurde Klemens Brentano aus dem irdischen Leben abgerufen. Er starb an der Wassersucht. Sein Testament bedenkt in rührender, freigebiger Weise die Armen. Er ist ihnen allzeit ein Freund gewesen.

Nach Brentanos Tode wurden viele Stimmen laut, die warmes Zeugnis ablegten für sein hohes dichterisches Wirken. So rühmt ihn Wolfgang Menzel: „Der selige Klemens Brentano war eine der reichbegabtesten und liebenswürdigsten wie liebreichsten Seelen in Deutschland; aber sein Leben fiel in eine Zeit, in welcher nichts so wenig anerkannt und überhaupt begriffen worden ist, als eine innige, kindliche, naive und überall in ihrer unbewußten Schönheit sich gehen lassende Natur, in welcher endlich auch die Frömmigkeit nur für Heuchelei oder poetische Kaprice und Phantasie gilt. Wenige, die das Reich der neuen, deutschen Poesie durchwanderten, gerieten in die Einsamkeit jener ab-

gelegenen Gebirgsregion, in welche zartere Geister sich vom Marktlärmen unten zurückziehen, und verweilten beim Anblick der seltenen Blumen, die hier aufgegangen waren. Als nun vollends über jenem wunderbaren Waldgärtlein das Kreuz sich erhob, da liefen die Wanderer lieber gleich naserümpfend weiter und gaben die arme Seele verloren, die soweit abgeirrt von den gemeinen und sichern Pfaden des Welt- und Poesieverkehrs." Der Historiker Johann Friedrich Böhmer sagt in einem Briefe über Brentano: „In den Poesien meines Freundes ist nichts Erlogenes, viel Phantastisches, wohl zu viel, aber nichts Unwahres. Ich kann nun einmal keinen andern Dichter liebgewinnen als ihn." Guido Görres preist die Macht der Sprache des Dichters: „Was die Sprache betrifft, so zählt unser Volk gewiß nur wenig Dichter, die sie, gleich ihm, so ganz in der Gewalt hatten, daß sie ihm zum Balle diente, der, nach Gefallen bald zum Himmel, bald zur Erde geworfen, jedesmal wieder wie von selbst in die Hand des Werfenden zurückkehrt. Wer hat kunstreichere Reime in endlos wiederkehrendem Echospiele gebildet, als Klemens Brentano? Wer konnte so viele Gedanken und jeden Gedanken in die beliebigste Form bringen, und wer konnte zugleich mit so wenigen Worten eine ganze Gedankenwelt umschließen wie er? Fließt der Rhythmus seiner Verse nicht oft in so natürlicher Harmonie dahin, als seien sie zu einander geschaffen?" Und Varnhagen von Ense, der dem Dichter nicht gewogen war, gesteht doch nach einer Begegnung mit ihm auf einer Rheinreise in seinen „Denkwürdigkeiten": „Ich war ganz bezaubert von seinen geistreichen Launen, seinen überraschenden, oft das Tiefste aufschließenden, immer feuerwerkartigen Bemerkungen."

Wie lebendig sein Andenken in den Herzen seiner Freunde selbst nach Jahren der Trennung und Entfremdung geblieben, davon liefert uns folgender Nachruf Franz Gräffers in den „Kleinen Wiener Memoiren" den rührendsten Beweis. Es heißt da: „Du Unvergeßlicher! nun ruhst du. Du mit deiner Beweglichkeit, deinem Feuer, deiner muthwilligen Lustigkeit, mit deinen großen, schönen, tiefschwarzen Augen voller Seele und Geist und Dämonomagie; mit deinem rabenschwarzen, üppigen, wild und doch so reizend und malerisch geringelten Haupthaar; mit deinem vollen, kräftigen, südlich-braunen Gesichte, mit deiner ganzen gedrungenen, markigen, muskulösen Mannesgestalt, nun ruhest du! Wähnst du, man habe dich vergessen, wie du vor 30 Jahren in Wien warst? Vergessen die Magie deiner geselligen Schätze? Deines

wunderbaren Humors? Deiner Rede und deiner Bilder hinreißende Macht? Und dann, wo andre Menschenkinder in Aufgeregtheit flammen, wenn das Bacchusblut sich mit dem ihrigen mischt, dann dein starres Schweigen, einer Marmorbüste gleich. Nichts kann, nichts hat man vergessen von dir."

Um einen richtigen Einblick in das Geistes- und ganz besonders das Herzensleben Brentanos zu gewinnen, sollte man, ehe man die Werke des Dichters eingehender betrachtet, seine Briefe[1] lesen, die wohl zu dem Schönsten gehören, was er geschrieben hat. Sie sind an Geschwister, Freunde und Freundinnen gerichtet und so recht eigentlich das Spiegelbild seiner jeweiligen Seelenstimmung. Wie wohl alle Werke Brentanos sind sie aus seiner Individualität gleichsam herausgewachsen, mit ihr auf das engste verbunden. Bei ihm mehr wie bei andern Dichtern ist auch ein genauerer Überblick über Leben und Verhältnisse notwendig, um seinen Schöpfungen Verständnis und liebevolles Eingehen entgegenbringen zu können.

Die jugendliche Verschwommenheit und Unklarheit in seinem Schaffen, welche wohl Goethes Urteil, Brentano sei „ein forciertes Talent", veranlaßt haben mag, zeigt sich recht deutlich in seinem ersten größern Werke, dem Roman „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter", der 1801 und 1802 zu Bremen bei Wilmans in zwei Bänden erschien. Der Dichter nennt sein Buch selbst einen „verwilderten Roman", und es geht in der That wild genug darin zu. Das Buch wurde unter dem Pseudonym „Maria" veröffentlicht, ein sehr durchsichtiger Schleier, hinter welchem man den Verfasser sofort erkannte. Es erregte unliebsames Aufsehen. Die offene Verherrlichung der Freigeisterei der Leidenschaft, der darin aufgestellte und verteidigte Glaubenssatz, daß echte Sittlichkeit in der Unbefangenheit der Sinnlichkeit bestehe, die Unsittlichkeit aber in der Verleugnung der Sinne, verletzte die Gemüter der damals doch immerhin an ähnliche Kost gewöhnten litterarischen Gemeinde. Das Werk enthält reiche Proben gewaltigen Könnens, aber noch mehr seltsame, bizarre Auswüchse wilder, ungezügelter Phantasie. In einer Art Vorwort bekennt der Dichter selbst, daß sein Buch ohne alle Tendenz sei und in der „Unabhängigen Dedikation" zum 2. Teile beschwört er die geliebte Schwester Bettina, welcher dieser Teil gewidmet ist, den Roman ja ungelesen zu lassen, da er ihrer

[1] „Schriften", Bd. 8 und 9.

unwert sei. In den „Schriften" hat man den Roman weggelassen und nur ein Bruchstück[1] gegeben, welches den zweiten Titel, „Das steinerne Bild der Mutter", erklärt.

Der Lyriker Brentano aber hat in diesem vielfach angefochtenen Buche durch manche herrliche Liederdichtung seine Begabung verraten. Wir nennen hier zuerst das Lied von der Zauberin „Lore Lay" zu Bacharach am Rhein, welches schon lange vor Heinrich Heine (1823) die Gestalt der „schönsten Jungfrau" verkörpert. Im „Godwi" findet sich auch zuerst die ergreifende Dichtung: „Die lustigen Musikanten", sowie einige Strophen jenes altkatholischen Ernteliedes: „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod", welches schon früher angeführt wurde. Interessant dürfte es auch sein, zu erfahren, daß der Dichter bei der Schilderung des geistreichen Kreises der Familie Butler im 1. Bande des „Godwi" seine Angehörigen, besonders die Schwestern, gezeichnet haben soll.

Schon vorher hatte sich Brentano des Pseudonyms „Maria" bedient, als er eine kleine Schrift: „Satiren und poetische Spiele. Erstes Bändchen: Gustav Wasa", erscheinen ließ[2]. Diese Satiren waren zu der Zeit entstanden, da die Romantiker in offener Fehde mit Kotzebue lagen. Die scharfen Pfeile des Brentanoschen Witzes trafen überall hin, sogar die Freunde wurden nicht verschont. Gegen die damals allmächtig herrschende Schellingsche Naturphilosophie, gegen Litteraturzustände, gegen die Wortklauber und Sentenzenmacher richtete sich sein Spott. Leider wagte er sich dabei auch an Größen wie Schiller, dessen berühmtes „Lied von der Glocke" er ins Lächerliche zu ziehen bemüht war, an Herder, an Jean Paul, und auch zwei Dichterinnen, Karoline von Wolzogen und Amalie von Imhoff, traf seine beißende Ironie in ungalanter Weise. Diese allzuscharfen Ausfälle haben dem Dichter viele Feinde zugezogen, die sich später an ihm durch ungerechte Kritik oder Nichtbeachtung seiner Werke zu rächen suchten. Seine Jugend, er war damals erst 22 Jahre alt, mag ihn entschuldigen. Wie vieles hat er nachmals bitter bereut und als Jugendsünde hart verurteilt!

Im Sommer 1801 schrieb Brentano, der sich damals in Wien aufhielt, ein Lustspiel in Prosa: „Ponce de Leon", mit Anlehnung an Shakespeare und Calderon. Er widmete es dem Herzog von Aremberg, dem er befreundet war, und sagt in der „Vorerinnerung": „Ich

[1] Bd. 5, S. 285—326.

[2] Leipzig 1800, bei Wilhelm Rein.

strebte damals, das Komische und Edlere hauptsächlich in dem Mutwillen unabhängiger und fröhlicher Menschen zu vereinigen und habe ihre Sprache durchaus frei und mit sich selbst in jeder Hinsicht spielend gehalten." Aber das Stück, obgleich reich an Witz und geistvollen Einfällen, wurde dennoch bei der endlich ermöglichten Aufführung in Wien (1804) ausgepfiffen. Es scheiterte offenbar an dem Mangel einer fesselnden Intrige; der Witz macht sich zu breit und ermüdet den Hörer, man glaubt, wie Heinrich Heine sagt, „einen Maskenball von Worten und Gedanken zu sehen". Daß sich aber Goethe dem Dichter gegenüber freundlich darüber geäußert habe, erfahren wir aus einem Schreiben Brentanos an seine Schwägerin vom 15. Dezember 1802, wo es heißt: „Von Goethe erhielt ich einen lobenden Brief über mein Intrigenstück." Der Dichter selbst mag im stillen wohl gehofft haben, das Stück auf den weltbedeutenden Brettern mit Erfolg dargestellt zu sehen, obschon er in der „Vorerinnerung" die Befürchtung äußert, die Aufführung, „sollte sie irgend ein Theater wagen, werde nicht ganz gelingen". Er hatte sich als Interpret Shakespeares, dessen begeisterter Verehrer er war, in Freundeskreisen eine gewisse Berühmtheit erworben, m seinem „Ponce de Leon" glaubte er nun auch im Nachahmen des spielenden Witzes des großen Briten dasselbe Glück haben zu können. Der Mißerfolg belehrte, aber bekehrte ihn nicht. Unstreitig jedoch darf dieses Lustspiel zu den geistreichsten Dichtungen seiner Art gezählt werden. Auch in ihm begegnen wir einem Liede, welches sich eine gewisse Volkstümlichkeit erworben hat, es ist das von Reichardt komponierte: „Nach Sevilla".

Ein Singspiel: „Die lustigen Musikanten", dem das Gedicht gleichen Namens im „Godwi" zu Grunde liegt, schrieb Brentano in Düsseldorf im November 1802 „in wenigen Tagen". Es wurde von dem genialen Dichter und Musiker E. Th. A. Hoffmann komponiert. Leider ist die Komposition wenig bekannt. Die Melodik der Sprache tritt in dieser Dichtung ganz besonders hervor, sie ist von einer, selbst von den besten Romantikern unübertroffenen Zartheit und Innigkeit.

In die kurze Zeit seines Glückes, in die Jahre 1803—1806, die er in Marburg und Heidelberg an der Seite seiner edlen Gattin verleben durfte, fallen einige der lieblichsten Dichtungen Brentanos, und es ist nur bitter zu beklagen, daß die „Chronika eines fahrenden Schülers" Bruchstück geblieben ist. Wahre, tiefe Empfindung vereinigt sich hier mit rührender Schlichtheit der Sprache, die durch leise

angedeutete Altertümlichkeit noch gehoben wird. Die in das Bruchstück eingestreuten Lieder im Volkston sind von wahrhaft ergreifender Schönheit, besonders das zarte: „Es sang vor langen Jahren wohl auch die Nachtigall". Als echter Dichter ließ Brentano kein tiefer dringendes Ereignis seines Lebens vorübergehen, ohne es durch die Weihe der Poesie zu heben. So fand, freilich erst nach zehn Jahren, der Schmerz über den Verlust Sophiens einen erschütternden Nachhall in dem Gedichte: „An den Engel in der Wüste", welches unsrer Auswahl beigefügt worden ist. Es wurde 1816 geschrieben und ist an seine damalige Trösterin, Luise Hensel, gerichtet.

Jene berühmten Volkslieder, zu deren Sammlung und Sichtung Brentanos feinfühlige Gattin in sinniger Weise das ihrige beigetragen hatte, wurden auch nur ein Totenopfer, das ihren Hügel schmücken sollte: 1806 erschien zu Heidelberg bei Mohr und Zimmer „Des Knaben Wunderhorn". Es war nicht das erste Mal, daß in Deutschland eine derartige Sammlung veröffentlicht wurde; vielmehr hatte Herder bereits 1778 und 1779 seine epochemachenden Volkslieder herausgegeben. In diesen bot er jedoch nur eine kleine Abteilung von Erzeugnissen der deutschen Muse; das Buch war wie der Geist der Zeit, in der es erschien, international und enthielt in meist gelungener Nachbildung Lieder der verschiedensten Völker und Zeiten. Anders faßten die Herausgeber des „Wunderhorns" ihre Aufgabe auf: sie wollten die nationalen Schätze, die lange vergraben waren, heben und aller Welt wieder zugänglich machen; und so hat denn ihr Werk für die Wiedererweckung der deutschen Volksseele eine größere Bedeutung gewonnen als die frühere, so hoch verdienstvolle Leistung Herders. Der schmetternde Klang dieses Wunderhorns erweckte vielstimmigen Nachhall in dem deutschen Dichterwald, und man darf unbedenklich sagen, daß die deutsche Lyrik zu Anfang dieses Jahrhunderts nicht so Unvergängliches hätte leisten können, wenn nicht alle die Dichter aus dem Jungbrunnen des Volksgesangs hätten schöpfen können. Die schönsten Liederblüten eines Uhland, Eichendorff, Wilhelm Müller u. a. sind ohne die Einwirkung des „Wunderhorns" kaum zu denken. Bei solcher geschichtlichen Bedeutung dieses Buches verschlägt es nichts, daß es strengern kritischen Anschauungen nicht vollkommen Genüge thut. Die modernen Sammler suchen mit größerer Vorsicht solche wiederaufgefundenen Schätze schriftlich festzuhalten: man erachtet es als einen unerlaubten Eingriff, durch dichterische Feile den ästhetischen

Wert solcher Lieder zu heben; auch faßt man den Begriff des Volksliedes etwas schärfer und hütet sich, Kunstgedichte volksmäßigen Tones mit aufzunehmen, wie das Arnim und Brentano unbedenklich gethan haben. Aber durch solche Einwände wissenschaftlicher Kritik wird die geschichtliche Bedeutung des „Wunderhorns" nicht beeinträchtigt, und der größte Genius der Zeit, Goethe, hat denn auch dem Buche durch eine höchst anerkennende Besprechung gleichsam das Siegel der Weihe aufgedrückt. Gern erwähnen wir auch einen Ausspruch Heines, der, von dem Reize dieser Volkspoesie hingerissen, offen gesteht: „Dieses Buch kann ich nicht genug rühmen, es enthält die holdseligsten Blüten des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese diese Volkslieder." An einer andern Stelle nennt er es „ein merkwürdiges Denkmal unsrer Litteratur", und ganz besonders zart und lieblich klingt, was Heine von dem allbekannten Liedchen „Wenn ich ein Vöglein wär'" sagt: „Mondschein die Hülle und Fülle und die ganze Seele übergießend strahlt in dem Liede." — Wer hätte nicht jenen Zauber schon an sich bewährt gefunden? Und es ist ja nicht nur dies eine Lied: zu Hunderten grünt und blüht es da um uns herum in dem weiten Garten deutscher Volkspoesie, „als ob man den Duft der Linden röche", sagt wieder Heine, und wir fühlen es ihm nach.

Die schon oben erwähnte „Zeitung für Einsiedler" enthielt verschiedene interessante Beiträge unsers Dichters, darunter stilvolle Übertragungen aus Froissarts Chronik „Von dem Leben und Sterben des Grafen Gaston Phöbus von Foix", die humoristische „Geschichte und Ursprung des ersten Bärenhäuters", gerichtet gegen Cotta und litterarische Gegner, und viele Gedichte. „Die wunderbare Geschichte von BOGS dem Uhrmacher" erschien 1807. Den Namen des Titelhelden bilden die Anfangs- und Endbuchstaben der Namen beider hier vereinigten Verfasser: Brentano und Görres, die ihre Schnurren unter dem unverkennbaren Einfluß Jean Pauls erfanden. Eine Bearbeitung des von Jörg Wickram von Colmar in Straßburg 1557 herausgegebenen „Goldfaden" beschäftigte den Dichter im Jahre 1808; sie erschien in Heidelberg 1809.

In eben diese Zeit fällt die eifrige Arbeit an seinem Lieblingswerk, den „Romanzen vom Rosenkranz". Bestimmt, seine divina commedia zu werden und eine ursprünglich geplante prosaische Selbstbiographie zu ersetzen, sind sie bereits in Marburg begonnen, dann in Landshut

und Berlin fortgesetzt, aber erst 1852, nach des Dichters Tode, der sie bereits 1809 seinem Verleger Zimmer angeboten hatte, nach einer Abschrift Böhmers im 3. Bande der „Gesammelten Schriften" veröffentlicht worden. Am 21. Januar 1810 hatte sich Brentano brieflich an den Maler Philipp Otto Runge mit der Bitte gewandt, Zeichnungen zu den „Romanzen" zu entwerfen, allein der schon am 2. Dezember desselben Jahres eintretende Tod des Künstlers machte die Zusage desselben wieder null und nichtig. Es ist bezeichnend, daß sich Brentano in seinem Briefe an Runge bemüht, sein ganzes inneres Leben sonnenklar zu enthüllen, ist doch in der That gerade in den „Romanzen" der Dichter Brentano von dem Menschen Brentano weniger trennbar, als in irgend einem andern seiner Werke. Aber nicht nur persönliche Eindrücke, innerliche und äußerliche Erlebnisse sind es, die diese epische, in Bologna spielende Dichtung umschließt, sondern kirchliche Legenden (leise schon auf Brentanos spätere religiöse Richtung hindeutend), weltliche Sagen, geschichtliche Thatsachen, Auszüge, welche Savigny in der Pariser Bibliothek aus noch ungedruckten Geschichtschreibern Bolognas für seine römische Rechtsgeschichte gemacht hatte, und endlich freie Erfindung vereinigen sich hier zu einem wundersam bunten und doch einheitlichen Gemälde, das die Geschichte der ganzen Menschheit abspiegeln sollte und so an Wolframs „Parzival" und Dantes „Divina Commedia" gemahnt, vor allem aber auch an die Sage vom Doktor Faust, selbst eine „romantische Faustiade". Nimmt man hinzu, daß man in der von der Durchführung der Assonanzen mit eigentümlich geheimnisvollem Zauber umgebenen Dichtung Savigny als Jacopone, Willemer als Apone, Marianne Willemer als Biondette, Kunigunde Savigny-Brentano als Rosarose und endlich Klemens Brentano selbst als Meliore auftreten und handeln sieht, so wird man es gerechtfertigt finden, wenn wir im folgenden bei einer kurzen Analyse dieser ihrer Eigenart wegen so hochbedeutenden und von Brentano selbst als sein Hauptwerk hingestellten Dichtung ein wenig verweilen.

Gleichsam ein symbolisch gehaltenes Programm des Ganzen, eine gedrängte Inhaltsangabe, in knappen Umrissen eine Zusammenstellung der führenden Gedanken bildet der die erste Romanze einleitende Traum Rosablankas. Sie erblickt einen Jüngling, der in Mutter Erde nach dem Erbarmen des Vaters gräbt, während sie selbst einen Kranz von Rosen für ihn windet. Plötzlich versinkt der Jüngling, und als das Mädchen ihren Kranz an der Stelle, wo er verschwunden ist, begraben will, züngelt

ihr eine giftige Schlange entgegen. Furchtsam schrickt sie zurück, aber die Jungfrau Maria steigt vom Himmel hernieder, zertritt die Schlange, und Rosablanka reicht ihr in kindlicher Anbetung den duftenden Kranz. Ihr Vater ist Kosme, ein alter Maler, der den Rest seines Lebens damit ausfüllt, für eine schwere Schuld zu büßen: er hat vor zwanzig Jahren eine Nonne verführt, die ihm für ein Heiligenbild Modell sitzen mußte, und Rosablanka ist neben zwei Schwestern die Frucht dieses vom Standpunkte des strengkatholischen Dichters aus geradezu verbrecherischen Bundes. Aber das reine, unschuldige Mädchen ahnt davon nichts, sie weiß auch nicht, daß sie außerdem noch drei Brüder besitzt, den gelehrten Juristen Jacopone, den Gärtner Pietro und den Studenten Meliore. Sie kennt den letztern nicht, als sie ihm, vom alten Kosme nach Bologna geschickt, um dort am Todestage der Mutter eine Seelenmesse lesen zu lassen, vor dem Hause der Sängerin Biondette begegnet, die er leidenschaftlich liebt, aber wie er wird sie von dem wundersamen Gesange der keuschen Künstlerin mächtig ergriffen, und als diese sie zu sich einladet, schließen die Mädchen bald eine innige Freundschaft und trennen sich erst, als Biondette ins Theater muß, um sich von ihrem Publikum zu verabschieden: sie will der Bühne Lebewohl sagen und ins Kloster treten. Und dieser Vorstellung wohnen auch Jacopone und seine Gattin Rosarosa bei. Die beiden hatten ein seltsam Geschick. Als Jacopone ging, sich den Doktorhut zu erwerben, hatten sie sich kennen gelernt, und er bat sie, seine Ehre mit ihm zu teilen und sein Weib zu werden. Rosarosa schlug ein, aber nur unter der Bedingung, daß *ihre* Ehre Gott allein aufbewahrt bleibe, daß sie keusch und unberührt bei ihm wohnen dürfe. Was seine Gattin zu diesem Wunsche bewogen, konnte sich Jacopone noch niemals erklären, aber die Stunde ist da, es zu erfahren. Der Arzt Apone, Lehrer und in der Liebe zu Biondette Nebenbuhler Meliores, steckt von seinem Turme aus durch geheimnisvollen Zauber mitten im Verlauf der Abschiedsvorstellung Biondettens das Theater in Brand, um die Sängerin im Gedränge von seinem Famulus Moles rauben zu lassen. Aber wie Meliore diesen Anschlag vereitelt, so fängt er auch die aus dem brennenden Gebäude springende Rosarosa in seinen Armen auf. Der kühne Sprung war indessen doch zu gefährlich: Jacopones Gattin muß, dem Ende nahe, nach Hause getragen werden. Jetzt, in der Todesstunde, erklärt sie ihr Geheimnis: sie ist die Schwester Jacopones! Und jetzt erfährt auch die hinzukommende Biondette, daß sie (eigentlich Rosadore geheißen) Rosarosens und Rosablankens

Schwester ist, daß auch sie wie Jacopones Gattin für die Sünde ihrer Mutter in Reinheit leiden muß, jetzt offenbart sich auf ihrer Brust eine goldene, auf der ihrer Schwester eine rote Rose als Zeichen ihres Stammes. Sobald nun Rosarosa gestorben ist, tritt die Versuchung an Biondette heran. Apone hat durch Geistermund erfahren, daß sie nur sein werden kann, wenn sie zuvor in Blutschuld gestrauchelt; vor ihrer Thüre verwundet er ihren Bruder Meliore mit einem in Liebesgift getränkten Dolche, die mitleidige Biondette saugt dem Erschöpften die Wunde aus, das Gift wirkt, eine unsinnige Liebe erfaßt sie zu Meliore, aus der sie nur der Anblick des Bildes ihrer Mutter wieder zu erlösen vermag. Dann aber geht sie ruhig in Apones Turm, und indem sie sich tötet, erfüllt sie ihre Bestimmung, für die Schuld und Erlösung der Mutter in Keuschheit zu leiden, wie es bereits ihre Schwester gethan.

Mit der 20. Nummer brechen die „Romanzen" ab. Wie der weitere Verlauf der Erzählung, in die schließlich auch Dante, Tannhäuser, der getreue Eckehard und die Geschichte dreier merkwürdiger Ringe verflochten werden sollten, gedacht war, ist aus den spärlichen und ziemlich wirr durcheinander gehenden Notizen aus Brentanos Nachlaß mit Sicherheit nicht zu erschließen. Nur soviel ist (einzelne Nebenzüge abgerechnet) klar, daß auch Rosablanka versucht wird, sich mit Meliore blutschänderisch zu vergehen, daß aber auch sie der Lockung widersteht und so den Rosenkranz schließt, dessen Reinheit die Sünde der Mutter aufwiegt. Und nimmt man alles zusammen, so erkennt man leicht, daß in Rosablankens Traum, wie ihn die erste Romanze erzählt, der folgende Grundgedanke des Ganzen eingekleidet ist: der Meliore, der dort in die Erde versinkt, ist Adam, dessen Schuld erst durch Maria getilgt wird, welche die Schlange zertritt und dafür mit dem Rosenkranz reiner Menschenseelen gekrönt wird.

Eine „Universitatis litterariae Cantate", zur Einweihung der Berliner Universität am 15. Oktober 1810 war Brentanos nächste Aufgabe. Ihre ernst begeisterten Töne fanden mächtigen Widerhall in aller Herzen, ebenso eine herrliche „Kantate auf den Tod der Königin Louise von Preußen", welche Kapellmeister Reichardt in Musik gesetzt hat.

Im Jahre 1811 wurde dann die schon in Jena begonnene „scherzhafte Abhandlung": „Der Philister vor, in und nach der Geschichte", vollendet und in Berlin herausgegeben. Mit geistsprühendem Humor geißelt der Dichter damalige Verhältnisse, Hohlheit, Nie-

drigkeit in Gesinnung und Handlung: das Werk ist eine überaus köstliche Satire, die noch manches Korn Wahrheit selbst für unsre Tage enthält.

Die Familie Brentano besaß eine Herrschaft in Böhmen, Bukowan, welche von Christian Brentano verwaltet wurde, und wo sich die Geschwister häufig vereinigten, bis das Gut verkauft wurde. Dort ist 1811—12 unsers Dichters großes, „historisch-romantisches" Drama: „Die Gründung Prags" entstanden, von den Freunden meist die „Libussa" genannt. Es erschien zur Herbstmesse 1814 in Pest bei Konrad Adolph Hartleben. Die erste Anregung dazu mag wohl der Einzug der Großfürstin Katharina Paulowna, Herzogin von Oldenburg, in Prag gegeben haben. Ihre edle Erscheinung hatte des Herz des Dichters mächtig getroffen, und ihr wurde das Drama auch gewidmet. Es behandelt die Gründung Prags durch die schöne Amazonenkönigin Libussa. Dies Werk Brentanos wird fast einstimmig als hochbedeutend gepriesen und der hervorragende Scharfsinn dieser seiner größten objektiven Dichtung vielfach bewundert. Und wieder ist es Heinrich Heine in seiner „Romantischen Schule", der treffend den Zauber dieses Werkes bezeichnet, den es auf den Leser ausübt, indem er sagt: „Es sind Szenen darin, wo man von den geheimnisvollsten Schauern der uralten Sagen angeweht wird. Da rauschen die dunkeln, böhmischen Wälder, da wandeln noch die zornigen Slawengötter, da schmettern noch die heidnischen Nachtigallen, aber die Wipfel der Bäume bestrahlt schon das sanfte Morgenrot des Christentums."

In Wien schrieb Brentano im Jahre der Erhebung Deutschlands 1813 auf Verlangen ein Festspiel: „Am Rhein, am Rhein!" Zu eben dieser Zeit entstanden mehrere warm empfundene patriotische Lieder: „Viktoria!", der „Rheinübergang" und andre. Wie fast bei allen seinen Werken bestimmte er auch hier den Ertrag zu milden Gaben.

Seit der Rückkehr nach Berlin, im Juli 1814, nahm Brentano endlich die Märchen, die er eigentlich seit seiner Jugend in sich getragen, wieder auf, sträubte sich jedoch seltsamerweise gegen ihre Veröffentlichung. Wenn darunter auch, wie der Dichter offen bekannt hat, viel Nacherzähltes und Umgedichtetes ist, so trägt doch alles den Stempel seiner Eigenart, und die bekannten Anklänge mehren sogar noch den Reiz seiner Schöpfungen. Ohne Zweifel gehören dieselben, wie Rückert sagt, „zu den frischesten der ganzen neuen Litteratur". In ihnen tritt das Kindergemüt Brentanos so recht in all seiner Innigkeit zu Tage, und der Schalk lauscht zwischen Blüten und Ranken.

Wie viele köstliche Anspielungen auf wohlbekannte litterarische Erscheinungen und Persönlichkeiten findet der aufmerksame Leser darin! Treffend sagt Joseph von Eichendorff in seiner „Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands" von diesen Märchen: „Wie die alten Bilder auf Goldgrund, so ruhen sie auf dem religiösen Volksglauben. Aber wie die Poesie überhaupt, wenn sie einen gewissen Grad künstlerischer Vollendung errungen, nicht dem Volke allein anheimfallen kann und soll, so hat auch Brentano seine Märchen häufig über den kindlichen Gesichtskreis des Volkes hinaus erweitert und in dem Zauberspiegel auch die sogenannte gebildete Welt mit aufgefangen, die allerdings auf dem Hintergrunde jenes grundverschiedenen Volksglaubens ganz von selber märchenhaft erscheint." Wohl weitaus am meisten bekannt ist das herrliche Märchen von „Gockel, Hinkel und Gackeleia", aber auch unter den andern befinden sich so viele schöne, herzerquickende und erheiternde, daß die Wahl unter ihnen schwer war. Denn da ist das „Märchen von dem Witzenspitzel, von den Märchen oder Liebseelchen", ein gar fein und lieblich erfundenes, da reizt der „Schulmeister Klopfstock" mit seinen fünf genialen Söhnen die Lachlust und rührt doch auch wieder das Herz mit dem vollen Zauber der Romantik. Da finden wir in dem „Murmeltier" neben einer Fülle von Poesie auch köstliche, wennschon mitunter etwas grobe satirische Anspielungen auf litterarische Erscheinungen und Zustände. Und erkennen wir in dem armen, verkannten, geplagten Murmeltier gegenüber der neidischen bösen Stiefschwester Murxa nicht die Volkspoesie im Kampfe mit der klassischen Kunstpoesie? Prächtig, wenn auch etwas zu breit, ist das „Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf", aus ihm quellen immer neue Märchen hervor, so daß ein gewisser Zusammenhang zwischen den meisten besteht. Wer Klemens Brentano lieb behalten will, der lese seine sonnigen Märchen, ihm wird das Herz dabei frisch und jung werden!

In allen diesen Jahren war der Lyriker Brentano nicht unthätig geblieben, worüber uns ein Blick in die beiden ersten Bände seiner „Gesammelten Schriften" belehrt.

Kleinere Novellen hat Brentano nur drei geschrieben. Von ihnen erschien die ergreifende Dorfgeschichte „Vom braven Kasperl und dem schönen Annerl" im Jahre 1817 und fand gerechte Anerkennung. Unendlich komisch und reich an originellen Wirkungen und Überraschungen sind die „Mehreren Wehmüller und un-

garischen Nationalgesichter", die ebenfalls 1817 zuerst gedruckt wurden. Eine dritte Erzählung Brentanos: „Die drei Nüsse", erschien erst 1834 zu Berlin.

Vom Jahre 1818 an aber weihte Klemens Brentano am Krankenbette der frommen Nonne Katharina Emmerich seine reichen Geistesgaben dem Dienste der katholischen Kirche. Er blieb der Poesie verloren, denn Neues von Bedeutung hat er seitdem nicht mehr geschaffen, aber was er in den Jahren frischer, ungetrübter Geisteskraft der deutschen Nation an Werken geschenkt hat, das soll und darf der Nachwelt nicht fremd werden, und vielleicht sind des Dichters eigne Worte, in denen er eine Charakteristik seiner Schreibart niedergelegt hat, am besten im stande, für ihn Liebe aufzufrischen und neu zu wecken. Sie mögen denn auch den Schluß dieser Skizze bilden und dazu dienen, der nun folgenden Auswahl aus Brentanos Werken offene Herzen zu bereiten:

„Was reif in diesen Zeilen steht,
Was lächelnd winkt und sinnend fleht,
Das soll kein Kind betrüben.
Die Einfalt hat es ausgesät,
Die Schwermut hat hindurch geweht,
Die Sehnsucht hat's getrieben;
Und ist das Feld einst abgemäht,
Die Armut durch die Stoppeln geht,
Sucht Ähren, die geblieben,
Sucht Lieb', die für sie untergeht,
Sucht Lieb', die mit ihr aufersteht,
Sucht Lieb', die sie kann lieben.
Und hat sie einsam und verschmäht
Die Nacht durch dankend im Gebet
Die Körner ausgerieben,
Liest sie, als früh der Hahn gekräht,
Was Lieb' erhielt, was Leid verweht,
Ans Feldkreuz angeschrieben:
O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!"

Gedichte.

1.

Rückblick in die Jahre der Kindheit.[1]

In weiter Kammer schlief ich und die Brüder
Auf stillen Betten, die der Traum umspielet;
Der Amme Lied ertönte still, und nieder
Die Winternacht mit kalten Sternen zielet.
Gesegnet seid, ihr ernsten, nächt'gen Scheine,
Die ihr mir in die junge Seele fielet!
Ich fühlte mich in Frieden klar und reine.
Der Brüder Herzen hört' ich um mich schlagen,
Ergötzt war meine Brust, ich wacht' alleine,
Hört' sie im Traum' die kind'schen Wünsche klagen.
Der eine sprach von Wagen und von Rossen.
„Hinan, hinan!" hört' ich die Schwester sagen,
„Ein Auge schließ' ich auf der Leiter Sprossen,
Daß mich der tiefe Abgrund nicht ergrause."
Sie wußte nicht, daß beide sie geschlossen.
Die andre sprach von ihrem Blumenstrauße,
Wie er schon wieder frisch erblühen werde,
Und die ihr nah': „O tritt die Spitzenkrause
Mir nicht so liederlich hin an die Erde!"
Doch ferner schlummert einer; heftig bebet
Sein Busen, und mit trotziger Geberde
Spricht er: „Seht hin, Geliebte, seht, es schwebet
Der Luftball hoch, ich habe ihn erfunden!"
Dann wirft er sich im Bette, hoch erhebet
Die Füße er, das Haupt hängt er nach unten.
Des Fensters Schatten lag gleich einer Leiter
Auf seiner Decke, künstlich eingewunden

[1] Entstanden 1810 und ursprünglich als Einleitung zu den „Romanzen vom Rosenkranz" bestimmt. Der Inhalt entspricht der Wirklichkeit.

Erseufzt er tief und schlummert lächelnd weiter.
Auf eines Mägdleins[1] Bette glatt gestrichen
Erglänzt' zur andern Seite Mondschein heiter;
Die weißen Röcklein auf dem Stuhle glichen
Zwei Engeln, die ihr still zum Haupte wachten.
Still war sie, bis der Mond von ihr gewichen;
Er senkte sich zur Erde. Sprünge machen
Sah ich ein Kätzlein schwarz beim letzten Bette,
Es spielte mit umhergestreuten Sachen,
Ein Strumfband war's und eine Blumenkette;
Und als der Mond am Bett hinauf geschwebet,
Sah ich's, als ob es glüh'nde Augen hätte.
Bang' hob ich mich, und mir entgegen hebet
Das Mägdlein sich und sprach: „Wie schön gesungen
Hat heut' die Amme, noch das Herz mir bebet:
‚Frau Nachtigall, mein Herz ist mir zersprungen.'"
So sprach das Kind und legte still sich nieder.
Ich fühlte mich mit Weh und Lust durchdrungen,
Ein stilles Feuer zog durch meine Glieder.
Oft hieß es mich empor nach ihr zu sehen,
Und immer hob ihr lockigt Haupt sie wieder.
Dann sprach sie Worte, mir nicht zu verstehen,
Gebetet war es, und es war gedichtet,
Und bis ich sah den Mond mir untergehen,
Blieb mir ihr Haupt genüber aufgerichtet.
Dann hört' ich draußen: harte Worte klangen[2],
Bis eine milde Stimm' den Streit geschlichtet.
In unsre Kammer leise kam's gegangen,
Von Bette schlich's zu Bette, gab uns Küsse
Und segnet' uns auf Stirne und auf Wangen.
Ich war der letzte. Heiße Thränengüsse
Fühlt' ich aus Mutteraugen auf mich fließen.
Ich wußte nicht, warum sie weinen müsse,
Ich traute nicht, den Arm um sie zu schließen.
Und als sie aus der Kammer war geschieden,
Da mußten meine Augen Thränen gießen,

[1] Bettina
[2] Anspielung auf die Unverträglichkeit der Eltern Brentanos.

Da fühlte ich zuerst den Schmerz hienieden!
Ich betete: „Maria, sei gegrüßet,
So viele Thränen sie geweint![1]“ und schlief in Frieden.

Viel war ich krank, kam wenig an die Sonne,
Die bunte Decke war mein Frühlingsgarten,
Die Mutterpflege war mir Frühlingswonne.
Ich konnte oft den Abend nicht erwarten,
Wenn sie die Wunder-Märchen uns gesungen,
Daß rings die Kinder in Erstaunen starrten;
Und keines ist mir so ins Herz gedrungen
Als von des süßen Jesus schweren Leiden,
Wie des Herodes Kindermord mißlungen,
Maria durch Ägypten mußte reiten,
Und was sie da erfuhr in schweren Nöten.
Da focht ich in Gedanken gen die Heiden
Und sah ihr Blut in allen Abendröten. —
Oft kam ein alter Diener mich besuchen,
Mit kräft'gen Reden meine Zeit zu töten,
Die Tasche leer vom oft versprochnen Kuchen,
Ein Meister im Versprechen und Beteuern,
Was oft sich falsch bewährt; dazu ohn' Fluchen
Konnt' er mit seinen Augen Glaub' erneuern.
Vom Antichrist thät er mir prophezeien,
Und hat zum Held gen ihn in Abenteuern
Vor allem mich mit einem Schlag geweihet,
Den scherzhaft er mir auf das Haupt gegeben;
Doch meine Seele ihn des Ernstes zeihet'.
Nichts traf so ernsthaft mich in meinem Leben,
Der Antichrist erfüllet' mich mit Schrecken,
Und täglich mußt' ich vor dem Trüger beben.
Ich sah ihn stets gen mich die Hand ausstrecken:
„Allmächtiger, erleuchte meine Tage
Und wolle mich vor meinem Feind verstecken!“
Und da dem Alten ich die Angst so klage,
Sprach er: „Wenn du drei Tage ohne Weinen
Geduldig bleibst, ich dich zur Kirche trage,

---

[1] Soviel mal, als sie Thränen geweint.

Da sollst du dir ein großer Held[1] erscheinen,
Man wird dich singend bei dem Eintritt grüßen."
Ich glaubte ihm. Bei aller Krankheit Peinen
Ließ keine Thrän' ich von den Augen fließen.
Und als die Stunde endlich war erschienen,
Ward ich geschmückt vom Kopf bis zu den Füßen;
Ich ließ mich stolz, gleich einem Herrn, bedienen;
Der Alte selbst trug mich auf seinen Armen
Und machte übertrieben ernste Mienen.
Ich fühlte mich vom Sonnenschein erwarmen,
Und als wir uns dem alten Kloster nahten,
Gab an der Pforte ich den frommen Armen,
Die barhaupt bittend uns entgegentraten,
Was ich besaß, sechs neue blanke Heller. —
Mein Träger ging auf wohlbekannten Pfaden,
Er zeigte links hinab: „Dies ist dein Keller",
Sprach er, „da hast du deine großen Fässer
Mit allen Sorten bestem Muskateller!"
Ich glaubte ihm, und mit dem blanken Messer
Uns da ein schwarz und weißer Mönch begegnet.
Der Alte sprach: „Nun sieh, stets kommt es besser!"
Und als: „Wer war es?" ich ihm scheu entgegnet:
„Dies war dein heil'ger Pater Küchenmeister,
Was er am Spieße brät, das ist gesegnet.
Er ist aus Schwaben, und Marcellus heißt er;
Er soll den Antichrist zum Spieße stecken,
Er ist ein Zauberer, beschwöret Geister."
Nun hörte ich durch blüh'nde Gartenhecken
Die Orgel aus der Kirche rührend klingen;
Mich faßte da ein nie gefühlt Erschrecken.
Als endlich zu der Kirche wir eingingen,
Des Weihrauchs süße Wolken mich umwallten,
An hohen Säulen goldne Engel hingen,
Der vielen Bilder seltsame Gestalten,
So stille und so kühl die hohen Bogen,
Wie unsre Schritte in den Hallen schallten,
Die Orgeltöne jubilierend zogen,
Und wie die Mönche zu den Stühlen schlichen:
So wunderbar hat nie mein Herz geflogen.

[1] Als ein großer Held.

Der Alte machte mir des Kreuzes Zeichen,
Mit Weihewasser er mich tüchtig sprengte,
Befahl mir dann zu horchen und zu schweigen.
Die Seele sich in meine Ohren drängte.
Als laut im Chor sie meinen Namen sangen,
Entzücken sich mit tiefer Angst vermengte.
Die Worte mir wie Feu'r zur Seele klangen:
„O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria!"
Ein ewiges Gefühl hatt' ich empfangen.
Ruft man mich Clemens, sprech' ich still: „O pia!
In meiner letzten Stund' dich mein erbarme!
O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria,
Empfange meine Seel' in deine Arme!"

Schon siebenmal war Weihnacht mir erschienen
Mit ihres Kinderschatzes frommem Glanz;
Ich konnte lesen und die Messe dienen.
Die Erde stand in Frühlingsfreude ganz;
Des lust'gen Pfingstfests Feier zu begehen,
Schmückt' man die Kinder mit dem Blumenkranz.
Zur Kirche sah man tausend Kinder gehen;
Es teilt' die Firmung dort der Bischof aus,
Daß sie bestätigt in dem Glauben stehen.
In Feierkleidern trat ich aus dem Haus
Und zog mit vielen Kindern zu der Weihe,
Wie sie geschmückt mit einem Blumenstrauß.
Am Chore kniend in der langen Reihe
Hab' ich vom Bischof da das Öl empfangen
Auf meine Stirne. Gott mir Kraft verleihe!
Den Backenstreich empfingen meine Wangen,
Daß ich gedenke an den ernsten Tag,
An dem zur Kirch' ich neu bin eingegangen.
Derb und empfindlich schien bei mir der Schlag;
Er sah in mir wohl jenes ird'sche Wanken,
Das zu bestimmen noch ich kaum vermag.
Ich trat erschüttert aus den heil'gen Schranken,
Und meine Stirn umschlang ein blaues Band,
Jedoch in mir da schwankten die Gedanken.

Denn mir zur Seite an dem Altar stand
Ein kleines Mägdlein, das mich tief gerühret;
Ich faßte heftig ihre zarte Hand
Und habe sie zwei Schritte wohl geführet.
Da sprach mein Führer: „Laß das Mägdlein stehn!
Dergleichen Spiel allhier sich nicht gebühret."
Sie schied von mir, ich mußte weiter gehn;
Verschlungen ward das Kind mir von der Menge,
Und nimmer hab' ich wieder es gesehn.
Von Sehnsucht wird noch jetzt die Brust mir enge,
Ich suche jetzt wohl noch nach jenem Kinde,
Und nimmermehr tritt mir's aus dem Gedränge.
Traf mich des Priesters Hand dort nicht gelinde,
So traf mich schärfer noch mit seinem Pfeil
Der kleine Liebesgott mit seiner Binde.[1]
Des Priesters Schlag rührt' mich nur kurze Weil',
Und nie genas ich von der Liebe Wunden,
Der Tod empfängt den Kranken noch nicht heil.
Du zartes Mägdlein, die mir dort verschwunden,
Siehst du auf Erden noch das süße Licht,
Hast du gelebt und hast du Leid empfunden,
Begegnet dir dies dunkele Gedicht:
Nimm hin den Gruß und Dank, du Namenlose,
Im ird'schen Traum, du himmlisches Gesicht!
Und schläfst du schon in unsrer Mutter Schoße,
So falle dir aus meinem ernsten Kranz
Ein Opfer auf das Grab: die weiße Rose![2]

Getrennet lebte fern ich von den Meinen
In strenger und unmütterlicher Zucht.[3]
Denk' ich der Zeit, seh' ich sich mir versteinen
Die Tage in des Lebens Blumenflucht,
Wie kleine Gärten zwischen steilen Mauern,
Die nie ein Sonnenstrahl hat heimgesucht,

---

[1] Amor trägt auf den Darstellungen der alten Kunst bekanntlich häufig eine Binde über den Augen

[2] Anspielung auf die Rosablanka der „Romanzen vom Rosenkranz". Vgl. die Anmerkung zu S. 2.

[3] Gemeint ist der Aufenthalt in Koblenz bei seiner Tante Luise von Möhn.

Wo kalte Marmorkinder einsam trauern,
Die wilder Buchs und Salbei trüb umkreist:
Ihr kennet wohl des Knaben einsam Trauern!
Ich fühlte elend mich und tief verwaist.
Du, Schwester[1], die die trüben Tage teilte,
Du fühltest auch, was fremde Pflege heißt.
Den Genius, der früh bei mir verweilte,
Den sah ich dort zuerst, als unerkannt
Er mir das junge Herz begeisternd heilte.
Da schmückt' ich mich mit einem blauen Band
Und fesselt' mich mit goldpapiernen Ketten,
Trug einen Schäferstab in kind'scher Hand
Und auf der Brust geweihte Amuletten.
Ein alter Scherbenhügel war mein Thron;
Ich sprach: „Wer will den armen Sklaven retten?"
Fürst, Schäfer war ich und verlorner Sohn
Und sehnt' mich zu den zarten Wolkenschafen,
Die durch den Himmel überm Haupt mir flohn.
So war ich einst begeistert dort entschlafen,
Schon stiegen die Gestirne aus dem Blau,
Die gütig mich mit ihrem Segen trafen;
Es spiegelte der Traum sich in dem Tau,
Der meine Stirne kühlend schon benetzte;
Er führte mich auf eine stille Au',
Wo eine Kinderschar sich laut ergötzte.
Fremd schienen sie; ich stand an einem Baum,
Zu dem ich scheu mich endlich niedersetzte.
O seliger, o himmelvoller Traum!
Ich sah hinauf. Aus deinem Himmel, Linde,
Hing nieder eines weißen Kleides Saum,
Und nieder stieg ein Kind aus dem Gewinde
Der Zweige, die es neidisch mir versteckt,
Ein Ebenbild von jenem Firmungskinde.
Sehnsüchtig hatte ich die Arme ausgestreckt,
Da kamen sie, dich boshaft mir zu rauben:
Die Unverständ'gen haben mich geweckt.
Nie blüht ihr wieder mir, ihr Jugendlauben,
Im Fackelschimmer nie betrogner Lust!
Die Liebe starb, die Hoffnung und der Glauben.

[1] Die zwei Jahre ältere Maria Sophia.

Was füllet jetzt die narbenvolle Brust?
Verbrannt das Herz, wie knirscht die tote Kohle!
Das habt ihr stillen Thränen wohl gewußt.
Zur Stube mußt' ich, harte Worte holen,
Zur Strafe büßt' ich ein mein Abendbrot,
Als hätte ich, was Gott mir gab, gestohlen,
Des sel'gen Traumes tiefes Abendrot.
Da war mein Herz im Innersten ergrimmet,
Ich fühlte recht, was mir zum Dasein not,
Ein Himmelblau, in dem die Hoffnung schwimmet,
Ein Schmerz in meiner freien, starken Hand,
Die ihn nach ihren Melodien stimmet.
Und alles dies, was da zuerst ich fand,
Ward mit Moralien und trocknen Blicken
Zertrümmert mir, was niemals ich verstand.
Entschuldigend erzählt' ich mein Entzücken:
Da lachte man den armen Träumer aus,
Den Scherbenkönig, drehte mir den Rücken;
Und als ich weinte, bracht' man mich hinaus
Zum dunkeln Gartensaal voll Malereien,
Der immer mich erfüllet hat mit Graus.
Es schienen da in traurig langen Reihen
Die Bilder von den Schatten überbebt,
Die mondumspielte Rebenlauben streuen.
Den Richter sah ich, der das Schwert erhebt,
Vor Salomon das Kindlein zu zerspalten,
Es schwankt das Laub, er zuckt, er scheint belebt,
Ich schauderte und konnte mich nicht halten
Und kniete nieder vor Mariens Bild.
Die Hände hab' ich innig da gefalten
Und flehte kindisch zu der Mutter mild:
„O Mutter Gottes, hilf dem armen Kinde!"
Da deckte sie mich mit allgüt'gem Schild,
Mein Schmerz zerfloß im Beten hin gelinde,
Es senkte nieder sich der ernste Traum —
Ich schlummert' ein im Schatten jener Linde.

2.

An den Engel in der Wüste.[1]

Ich bin durch die Wüste gezogen,
Des Sandes glühende Wogen
Verbrannten mir den Fuß;
Es haben die Wolken gelogen,
Es kam kein Regenguß.

Die Sonne trank wie im Zorne
Das Wasser aus jeglichem Borne,
An dem die Reise geruht;
Ich dürste, es leckten die Dorne
Meiner brennenden Wunden Blut.

Ich nahm den erschlag'nen Kamelen
Das Wasser, das Blut aus den Kehlen,
Zu retten mein Weib und Kind;
Die Schätze an Gold und Juwelen
Begrub im Sande der Wind.

Dann wühlt' ich mit glühendem Schwerte
Den Kindern manch Grab in die Erde,
Erwühlte doch keinen Quell:
Ob Gott sie wohl finden werde?
Die Hyäne heulte so grell.

Ein Kind unterm Mutterherzen
Brach mit ihm, in schreienden Schmerzen
Gebar sie es sterbend dem Tod;
Es goß gleich glühenden Erzen
Die Sonne mir Licht in die Not.

Gern hätte ich Thränen getrunken,
Die Augen weinten nur Funken,
Ich wühlt' noch ein Grab in den Sand
Und bin in Verzweiflung gesunken,
Ach, weil ich kein Wasser fand.

---

[1] Gerichtet an Luise Hensel, verfaßt 1816. Strophe 4 und 5 sind dem Andenken seiner 1806 bei der Geburt eines toten Kindes verstorbenen Gattin Sophie gewidmet.

Da ward ich zur wandelnden Leiche,
Auf daß ich den Brunnen erreiche,
Den letzten auf glühender Bahn,
Und wie ich so lechzend hinschleiche,
Da brüllen die Tiger mich an.

Es brannte die glühende Schwelle
Des Tages[1], da kam ich zur Stelle,
Der Brunnen war trocken und tot,
Es glühte zur Mitternacht helle
Der Mond wie Kupfer so rot.

Der Tod flog auf aus der Wüste
Und schauderte, da ich ihn grüßte,
Und floh; da rief ich ihm zu,
Daß einer hier sterben müßte!
Er schrie mir: „Erst lebe du!

„Denn sterben heißt Ruhe erwerben,
Drum kannst du nicht leben, nicht sterben,
Der Durst ist unendlich in dir.
Dein Erbteil, das will ich nicht erben!"
So schrie er und eilte von mir.

Und heulend flog der Geselle
Wüsteinwärts mit Pfeilesschnelle,
Der Sand schlug rasselnd um ihn,
Da traf mich die glühende Welle,
Ach, daß ich erblindet bin.

O Nacht ohn' Anfang und Ende,
Kein Stern, wohin ich mich wende,
Kein Bogen, kein Pfeil, kein Ziel!
Da rang ich betend die Hände
Bis die Decke[2] mir niederfiel.

Da fühlt' ich das Ziel mir gekommen,
Die glühende Leiter erklommen,
Und schrie zu dem bitteren Stern:[3]

---

[1] Der Horizont im Osten beim Aufgang der Sonne
[2] Die Blindheit.
[3] Dem Stern meines Unglücks.

„Der Herr hat gegeben, genommen,
Gelobt sei der Wille des Herrn!"

Da hört' ich ein Flügelpaar klingen,
Da hört' ich ein Schwanenlied singen,
Da fühlt' ich ein kühlendes Wehn,
Da sah ich mit tauschweren Schwingen
Den Engel der Wüste gehn.

Und als ich ihn fragend begrüßte:
„Sag' an, du Engel der Wüste,
Wo find' ich den Wasserquell?"
Da sprach er: „Wer treulich büßte,
Der steht an der Brunnenschwell'."

„Sag' an, du Engel der Wüste,
Wo find' ich den Quell, da ich büßte,
Wo find' ich Jerusalem?"
Da sprach er: „Wer das nicht wüßte,
Käm' nie von Bethlehem.

„So folge nun streng meinem Gleise,
Du wandeltest blind nur im Kreise —
Nach Jerusalem wolltest du?
Reich' mir die Hand auf der Reise,
Du zogst nach Babylon zu.

„Der Herr trieb tausend Meilen
Mich her, um dich zu heilen,
Zu brechen mein Brot mit dir,
Den Becher auch mit dir zu teilen,
Wohlauf, wir bleiben nicht hier!"

Da kniete ich still vor ihm nieder,
Da legt' er sein tauig Gefieder
Mir kühl um das glühende Haupt
Und sang mir die Pilgerlieder:
Da hab' ich geliebt und geglaubt.

Da sah ich den Himmel wohl offen,
Ach Gott! kühl niedergetroffen
Kam Gnade, kam Segensflut;
Da konnte ich endlich auch hoffen
Auf meines Erlösers Blut.

Da sang ich: „Reich' treulich die Hände,
Nun nimmer, nimmermehr wende,
O Engel der Wüste, von mir
Die Augen vor meinem Ende,
Dein Kreuz ist mein Kreuz auch mir."

So haben wir da wohl gesungen
Und Hand in Hand da geschlungen
Und Flügel in Flügelpaar
Uns über die Wüste geschwungen,
Die ein Garten voll Segen war.

Dies war wohl ein innerlich Sehen,
Ein innerlich Auferstehen,
In mir selber erwachte der Geist;
Die Wüste, das waren die Wehen,
In denen mein Leben gekreist.

All, was ich verloren, begraben,
All, was ich, allein um zu haben,
In der heißen Wüste gesucht,
Das soll mich im Geiste nun laben
In unverbotener Frucht.

O Schimmer, o Lichter, o Farben,
O alle ihr goldenen Garben
In Duft, in Sonne, in Tau!
Ich schwelge, ich kann nicht mehr darben,
Gott grüß' dich, mein geistlicher Pfau!

Ach, alles, was je ich gewesen,
Kann dir in der Seele ich lesen,
Kann vor dir in Thränen vergehn,
Kann vor dir in Reue genesen,
Kann mit dir dann auferstehn.

Und will dieser Abend verglimmen,
Laß höher und höher uns klimmen:
Auf Golgatha sinkt keine Nacht;
Es singen da ewige Stimmen:
„Am Kreuze, nun hab' ich vollbracht!"

3.

Erntelied.[1]

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Er mäht das Korn, wenn's Gott gebot;
Schon wetzt er die Sense,
Daß schneidend sie glänze;
Bald wird er dich schneiden,
Du mußt es nur leiden,
Mußt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Was heut' noch frisch und blühend steht,
Wird morgen schon hinweggemäht;
Ihr edlen Narzissen,
Ihr süßen Melissen,
Ihr sehnenden Winden,
Ihr Leid-Hyazinthen
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Viel Hunderttausend ohne Zahl,
Ihr sinket durch der Sense Stahl;
Weh' Rosen, weh' Lilien,
Weh' krause Basilien!
Selbst auch Kaiserkronen
Wird er nicht verschonen.
Ihr müßt zum Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Du himmelfarben Ehrenpreis,
Du Träumer, Mohn, rot, gelb und weiß,
Aurikeln, Ranunkeln
Und Nelken, die funkeln,
Und Malven und Narden
Braucht nicht lang' zu warten,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

[1] Einem alten katholischen Kirchenliede nachgedichtet und wohl 1801 vollendet. Strophe 2—5 schon im „Godwi"; später in das „Tagebuch der Ahnfrau" eingelegt.

Du farbentrunk'ner Tulpenflor,
Du tausendschöner Floramor[1],
Ihr Blutes-Verwandten,
Ihr Glut-Amaranten,
Ihr Veilchen, ihr stillen,
Ihr frommen Kamillen
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Du stolzer, blauer Ritterſporn,
Ihr Klapperrosen[2] in dem Korn,
Ihr Röslein Adonis,
Ihr Siegel Salomonis,
Ihr blauen Cyanen
Braucht ihn nicht zu mahnen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Lieb' Denkeli, Vergißmeinnicht,
Er weiß schon, was dein Name spricht,
Dich Seufzer-umschwirrte,
Brautkränzende Myrte,
Selbst euch Immortellen
Wird alle er fällen!
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Des Frühlings Schatz und Waffensaal,
Ihr Kronen, Zepter ohne Zahl,
Ihr Schwerter und Pfeile,
Ihr Speere und Keile,
Ihr Helme und Fahnen
Unzähliger Ahnen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Des Maies Brautschmuck auf der Au',
Ihr Kränzlein reich von Perlentau,

[1] Flos amoris, bekannter unter dem Namen Amarant.
[2] Feldmohn.

Ihr Herzen umschlungen,
Ihr Flammen und Zungen,
Ihr Händlein in Schlingen
Von schimmernden Ringen
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Ihr samtnen Rosen-Miederlein,
Ihr seidnen Lilien-Schleierlein,
Ihr lockenden Glocken,
Ihr Schräubchen und Flocken,
Ihr Träubchen, ihr Becher,
Ihr Häubchen, ihr Fächer
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Herz, tröste dich, schon kömmt die Zeit,
Die von der Marter dich befreit.
Ihr Schlangen, ihr Drachen,
Ihr Zähne, ihr Rachen,
Ihr Nägel, ihr Kerzen,
Sinnbilder der Schmerzen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

O heimlich Weh, halt' dich bereit!
Bald nimmt man dir dein Trostgeschmeid',
Das duftende Sehnen
Der Kelche voll Thränen,
Das hoffende Ranken
Der kranken Gedanken
Muß in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Ihr Bienlein, ziehet aus dem Feld,
Man bricht euch ab das Honigzelt,
Die Bronnen der Wonnen,
Die Augen, die Sonnen,
Der Erdsterne Wunder,
Sie sinken jetzt unter,
All' in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!
Den Kranz helft mir winden,
Die Garbe helft binden,
Kein Blümlein darf fehlen,
Jed' Körnlein wird zählen
Der Herr auf seiner Tenne rein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

4.

An Sophie Mereau.[1]

Von den Mauern Widerklang —
Ach! — im Herzen frägt es bang:
Ist es ihre Stimme?
Und vergebens sucht mein Blick —
Kehret mir ein Ton zurück? —
Ist's nur meine Stimme? —

Auf der Mauern höhern Rand
Sind die Blicke hingebannt,
Doch ich seh' nur Sterne;
Und in hoher Himmelssee
Ich die Sterne küssen seh' —
Wären's unsre Sterne!

Nacht ist voller Lug und Trug,
Nimmer sehen wir genug
In die schwarzen Augen;
Heiß ist Liebe, Nacht ist kühl,
Ach, ich seh' ihr viel zu viel
In die schwarzen Augen!

Sonne wollt' nicht untergehn,
Blieb am Berg neugierig stehn,
Kam die Nacht gegangen;
Stille Nacht, in deinem Schoß
Liegt der Menschen höchstes Los
Mütterlich umfangen.

[1] Entstanden 1801. Über Sophie Mereau s. die allgemeine Einleitung

5.

Nach Sevilla.[1]

Nach Sevilla, nach Sevilla!
Wo die hohen Prachtgebäude
In den breiten Straßen stehen,
Aus den Fenstern reiche Leute,
Schön geputzte Frauen sehen,
Dahin sehnt mein Herz sich nicht!

Nach Sevilla, nach Sevilla!
Wo die letzten Häuser stehen,
Sich die Nachbarn freundlich grüßen,
Mädchen aus dem Fenster sehen,
Ihre Blumen zu begießen,
Ach, da sehnt mein Herz sich hin!

In Sevilla, in Sevilla
Weiß ich wohl ein reines Stübchen,
Helle Küche, stille Kammer,
In dem Hause wohnt mein Liebchen,
Und am Pförtchen glänzt ein Hammer.
Poch' ich, macht die Jungfrau auf!

6.

Die lustigen Musikanten.[2]

Da sind wir Musikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen ziehn,
Von unsren Pfeifen lust'ge Lieder
Wie Blitze durch das Dunkel fliehn. —
Es brauset und sauset
Das Tamburin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;

[1] Aus dem Lustspiel „Ponce de Leon" (1804). Volkstümlich geworden durch die Komposition von Reichardt (1788—1826).

[2] Entstanden 1799, zum ersten Male gedruckt 1801 im „Godwi". 1803 in das Singspiel „Die lustigen Musikanten" aufgenommen.

Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern.
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen
Ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz!

Die Fenster gerne sich erhellen,
Und brennend fällt uns mancher Preis,
Wenn wir uns still zusammenstellen
Zum frohen Werke in den Kreis.
Es brauset und sauset ꝛc.

An unsern herzlich frohen Weisen
Hat nimmer alt und jung genug,
Wir wissen alle hinzureißen
In unsrer Töne Zauberzug.
Es brauset und sauset ꝛc.

Schlug zwölfmal schon des Turmes Hammer,
So stehen wir vor Liebchens Haus,
Aus ihrem Bettchen in der Kammer
Schleicht sie und lauscht zum Fenster 'raus.
Es brauset und sauset ꝛc.

Wenn in des goldnen Bettes Kissen
Sich küssen Bräutigam und Braut
Und glauben's ganz allein zu wissen,
Macht bald es unser Singen laut.
Es brauset und sauset ꝛc.

Bei stiller Liebe lautem Feste
Erquicken wir der Menschen Ohr,
Denn holde Mädchen, trunkne Gäste
Verehren unser klingend Chor.
Es brauset und sauset ꝛc.

Doch sind wir gleich den Nachtigallen,
Sie singen nur bei Nacht ihr Lied,
Bei uns kann es nur lustig schallen,
Wenn uns kein menschlich Auge sieht.
Es brauset und sauset ꝛc.

Die Tochter.

Ich habe meinen Freund verloren,
Und meinen Vater schoß man tot,
Mein Sang ergötzet eure Ohren,
Und schweigend wein' ich auf mein Brot!
Es brauset und sauset ꝛc.

Die Mutter.

Ist's Nacht? ist's Tag? ich kann's nicht sagen,
Am Stabe führet mich mein Kind,
Die hellen Becken muß ich schlagen
Und ward von vielem Weinen blind!
Es brauset und sauset ꝛc.

Die beiden Brüder.

Ich muß die lust'gen Triller greifen,
Und Fieber bebt durch Mark und Bein,
Euch muß ich frohe Weisen pfeifen
Und möchte gern begraben sein!
Es brauset und sauset ꝛc.

Der Knabe.

Ich habe früh das Bein gebrochen,
Die Schwester trägt mich auf dem Arm,
Aufs Tamburin muß rasch ich pochen —
Sind wir nicht froh? daß Gott erbarm'! —
Es brauset und sauset
Das Tamburin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern.
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen
Ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz!

7.

Lore Lay.[1]

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt eine Zauberin,
Sie war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin.

Und machte viel zu schanden
Der Männer ringsumher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr!

Der Bischof ließ sie laden
Vor geistliche Gewalt,
Und mußte sie begnaden,
So schön war ihr' Gestalt!

Er sprach zu ihr gerühret:
„Du arme Lore Lay!
Wer hat dich denn verführet
Zu böser Zauberei?" —

„Herr Bischof, laßt mich sterben,
Ich bin des Lebens müd',
Weil jeder muß verderben,
Der meine Augen sieht!

„Die Augen sind zwei Flammen,
Mein Arm ein Zauberstab —
O legt mich in die Flammen,
O brechet mir den Stab!" —

„Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir erst bekennt,
Warum in diesen Flammen
Mein eigen Herz schon brennt! —

---

[1] Zum ersten Male im zweiten Teile des „Godwi" ohne Überschrift gedruckt. Die Sage selbst ist eine freie Erfindung Brentanos, die dann ins Volk übergegangen ist. Lore Lay, Lurlei s. v. w. Elbenfels, Zwergfels.

„Den Stab kann ich nicht brechen,
Du schöne Lore Lay,
Ich müßte dann zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei!"

„Herr Bischof, mit mir Armen
Treibt nicht so bösen Spott
Und bittet um Erbarmen
Für mich den lieben Gott!

„Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe keinen mehr,
Den Tod sollt Ihr mir geben,
Drum kam ich zu Euch her!

„Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt,
Ist fort von hier gezogen,
Fort in ein fremdes Land!

„Die Augen sanft und wilde,
Die Wangen rot und weiß,
Die Worte still und milde,
Die sind mein Zauberkreis!

„Ich selbst muß drin verderben,
Das Herz thut mir so weh,
Vor Schmerzen möcht' ich sterben,
Wenn ich mein Bildnis seh'.

„Drum laßt mein Recht mich finden,
Mich sterben wie ein Christ,
Denn alles muß verschwinden,
Weil er nicht bei mir ist!"

Drei Ritter läßt er holen:
„Bringt sie ins Kloster hin!
Geh, Lore! Gott befohlen
Sei dein berückter Sinn!

„Du sollst ein Nönnchen werden,
Ein Nönnchen schwarz und weiß,

Bereite dich auf Erden
Zu deines Todes Reif'!"

Zum Kloster sie nun ritten
Die Ritter alle drei,
Und traurig in der Mitten
Die schöne Lore Lay.

„O Ritter, laßt mich gehen
Auf diesen Felsen groß,
Ich will noch einmal sehen
Nach meines Lieben Schloß!

„Ich will noch einmal sehen
Wohl in den tiefen Rhein
Und dann ins Kloster gehen
Und Gottes Jungfrau sein!"

Der Felsen ist so jähe,
So steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe,
Bis daß sie oben stand.

Es binden die drei Reiter
Die Rosse unten an
Und klettern immer weiter
Zum Felsen auch hinan.

Die Jungfrau sprach: „Da gehet
Ein Schifflein auf dem Rhein,
Der in dem Schifflein stehet,
Der soll mein Liebster sein!

„Mein Herz wird mir so munter,
Er muß mein Liebster sein!" —
Da lehnt sie sich hinunter
Und stürzet in den Rhein.

Die Ritter mußten sterben,
Sie konnten nicht hinab,
Sie mußten all' verderben
Ohn' Priester und ohn' Grab.

Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Und immer hat's geklungen
Von dem drei Ritterstein*:
Lore Lay!
Lore Lay!
Lore Lay!
Als wären es meiner Drei.

—*:*—

8.

An Sophie Brentano.[1]

Wie war dein Leben
So voller Glanz,
Wie war dein Morgen
So kindlich Lächeln!

Wie haben sich alle
Um dich geliebt,
Wie kam dein Abend
So betend zu dir!
Und alle beteten
An deinem Abend.

Wie bist du verstummt
In freundlichen Worten.
Und wie dein Aug' brach
In sehnenden Thränen,
Ach, da schwiegen alle Worte,
Und alle Thränen
Gingen mit dir.
Wohl ging ich einsam,
Wie ich jetzt gehe,

* Bei Bacharach steht dieser Felsen, Lore Lay genannt, alle vorbeifahrende Schiffer rufen ihn an und freuen sich des vielfachen Echos.

[1] Seine Schwester Sophie Brentano, die 1800 in Weimar starb. Einzelne Stellen scheinen leise Anspielungen auf die unglückliche Liebe zu enthalten, die Sophiens letzte Lebensjahre verdüsterte.

Und dachte deiner
Mit Liebe und Treue —
Da warst du noch da
Und sprachst lächelnd:
„Sehne dich immer nach mir,
Da der Lenz noch so freudig ist
Und die Sonne noch scheint. —
Am stillen Abend,
Wenn die Rosen nicht mehr glühen
Und die Töne stumm werden,
Will ich bei dir sein
In traulicher Liebe
Und dir sagen,
Wie mir am Tage war."

Aber mich schmerzte tief,
Daß ich so einsam sei,
Um vieles im Herzen,
„O, warum bist du nicht bei mir?"
Sprach ich, „und siehst mich
Und liebst mich,
Denn mich haben manche verschmäht,
Und ich vergesse nimmer,
Wie sie falsch waren
Und ich so treu und ein Kind."

Da lächeltest du des Kindes
Im einsamen Wege
Und sprachst: „Harre zum Abend,
Da bist du ruhig
Und ich bei dir in Ruhe!"

Dein Herz, wie war es da,
Daß du nicht trauertest?
Viel Schmerzen waren in dir,
Aber du warest größer als Schmerzen,
Wie die Liebe, die süßer ist
Als all ihr Schmerz.

Und die Armut, der du gabst,
War all dein Trost,

Und die Liebe, die du freundlich
Andern pflegteſt,
War all deine Liebe!

Einſam ging ich nicht mehr,
Du warſt mir begegnet
Und blickteſt mich an —
Scherzend war dein Aug'
Und deine Lippe ſo tröſtend —
Dein Herz lag gereift
In der liebenden Bruſt.

Freundlich ſprachſt du:
„Nun iſt bald Abend,
Gehe, vollende,
Daß wir dann ruhen
Und ſprechen vom Tage!"

Wie ich mich wendete —
Ach, der Weg war ſo ſchwer!
Langſam ſchritt ich,
Und jeder Schritt wollte wurzeln,
Ich wollte werden wie ein Baum,
Und meine Arme,
Blüten und Blätter,
Sehnend dir neigen.

Oft blickte ich rückwärts
Hin, wo du warſt,
Da lagen noch Strahlen,
Da war noch Sonne,
Und die hohen Bäume glänzten
Im ernſten Garten,
Wo du gingſt.

Ach, der Abend wird nicht kommen,
Und die Ruhe nicht —
Auf Erden iſt keine Ruhe!

Nun iſt es Abend,
Aber wo biſt du,
Daß ich dir ſage,
Wie der Tag war?

Warum hörtest du mich nicht,
Als du noch da warst?
Nun bin ich einsam
Und denke deiner
Liebend und treu.
Die Sonne scheint nicht,
Und die Rosen glühen nicht,
Stumm sind die Töne —
O! warum kommst du nicht?

Willst du nicht halten,
Was du versprachst?
Willst du nicht hören?
Soll ich nicht hören,
Wie der Tag war?

Wie war dein Leben
So voller Glanz,
Wie war dein Morgen
So kindlich Lächeln,
Wie habe ich immer
Um dich mich geliebt,
Wie kommt dein Abend
So betend zu mir,
Und wie bete ich
An deinem Abend!

Am Tage hörtest du mich nicht,
Denn du warst der Tag,
Du kamst nicht am Abend,
Denn du bist der Abend geworden.

Wie ist der Tag verstummt
In freundlichen Worten,
Wie ist sein Aug' gebrochen
In sehnenden Thränen!
Ach, da schweigen alle meine Worte,
Und meine Sehnsucht zieht mit dir!

9.

Kantate auf den Tod der Königin Luise von Preußen.[1]

O Herr! sie ist bei dir, sie ist bei dir
Im Glanz der Himmlischen,
Im Kranz der Seligen!
Tief unter ihr
Ruht diese dunkle Erde.

Und aller Klagen Schall
Und aller Thränen Fall
Kauft sie nicht los,
Allmächtiger, aus deiner Liebe Schoß.

Aber wir dürfen weinen,
Weinen um sie;
Uns gehöret die Erde noch
Und das Leid und die Trauer!

Uns kehrt noch der Frühling wieder,
Steigt mit Blumen lächelnd nieder,
Und mit irdischem Entzücken
Lassen wir uns noch berücken —
Ach, ihr Blumen! zu euch nieder
Weinen, die euch künftig pflücken,
Denn ihr Bild nur blieb zu schmücken,
Sie kehrt nimmer, nimmer wieder!

*

Wehe! wie gehet ein Ruf
Durch die Gefilde des Landes!
Wie schallet schreckend einer Posaune Schall
An die Thore der Stadt!

Ach! des Leides Maß — voll war es nicht!
In eiserner Zeit

[1] Zuerst gedruckt in J. B. Diels Werk „Clemens Brentano", Freiburg i. B. 1877, I. Band, S. 427 fg. Das Manuskript wurde Diel aus dem Böhmerschen Nachlaß durch Vermittelung des Professors Janssen zur Verfügung gestellt. Die Einteilung der Kantate in Abschnitte stammt von Diel. Komponiert wurde das Gedicht von Reichardt.

Sind die Schwerter unzählig,
Und überschwenglich
Ist der Becher der Not.
Die Thränen brechen aus.
Sollen wir sprechen aus,
Wie sie gewesen ist,
Die nun genesen ist
Von allem Leid?
Die in der Krone Glanz,
Die in der Blumen Kranz
Huldreich und gütig war,
Die — ein Gestirne klar —
Stand in der Zeit?

In des Meeres öder Wüste,
Wo die Sehnsucht ewig sucht,
Uns ein klar Gestirn begrüßte
Über unsrer Heimat Bucht;
Freudig, nach dem Sterne schauend,
War das Segel aufgerollt,
Und wir steuerten vertrauend,
Wie es Plan und Fahrt gewollt.

Aber, o Trauer! wie tief dein Flug!
Wie steigt eine Finsternis auf
Unter dem schweren Flügel des Weh's!
Eine Nacht deckt unsre Augen —
Thränen, Thränen sind all unser Trost!

Die Geliebte,
Die uns liebte,
Sie war selig,
Sie war selig unter uns!

Die Geliebte,
Die uns liebte,
Sie ist selig,
Sie ist selig ohne uns!

Und wie wir auch bitter trauern,
Thränen zu den Thränen gießen,

Wachsen nur des Todes Mauern,
Die sie ewig uns verschließen.
Unerbittlich, unerschütterlich,
Ein kaltes Felsenhaus,
Stößet das Grab die Klage zurück!

Heilig, heilig sind die Schmerzen,
Wölben einen festen Bogen
Über unsre treuen Herzen,
Die die Trauer hat umzogen.
Widertönend, widerspiegelnd,
Ein liebeschallender Tempel,
Hallet das Grab die Klage zurück.

Herrlich war sie
Vor der Sonne,
Herrlich war sie
Vor dem Licht,
Und es lachte hohe Wonne
Auf dem holden Angesicht!

Sie trug auf der hohen Stirne
Würdig dieses Lands Gestirne:
Eine goldne Königskrone;
Sie trug auf der edlen Stirne
Aller Tugend schön Gestirne:
Eine süße Blumenkrone. —

*

Einen kenne ich —
Wir lieben ihn nicht;
Einen nenne ich,
Der Kronen zerbricht!
Weh'! sein Fuß steht im Staub,
Sein Haupt in Mitternacht;
Vor ihm wehet das Laub
Zur dunklen Erde nieder.
Ohn' Erbarmen
In den Armen
Trägt er die kindische, taumelnde Welt!

Tod — so heißt er!
Und die Geister
Beben vor dir, du eiserner Held!

Einen kenne ich —
Wer liebt ihn genug?
Einen nenne ich,
Der die Dornkrone trug!
Heil! sein Fuß steht im Licht,
Sein Haupt in der Glorie!
Wo er gehet, zerbricht
Des Todes eiserner Riegel,
Voll Erbarmen
In den Armen
Trägt er die sterbliche, liebende Welt!
Jesus — heißt er!
Und die Geister
Beten dich an, du ewiger Held!

*

Laß mich in die Mitte treten,
Wo die frommen Seelen stehn,
Laß mich lieben, laß mich beten,
Laß mich zu dem Grabe gehn.

Seele, du Kristall!
Gottheit, Lichtes Schein
Strömet überall
In die Seele ein;

Leib, du herrlich Haus,
Beide schließt du ein,
Wie ein Blumenstrauß
Duft und Farbenschein.

Und ich will die Blumen pflegen,
Weil die Farbe ewig lebet,
Wohlgeruch auch ewig schwebet,
Muß sich gleich die arme Blume
Dieser Schrein der Heiligtume,
Welkend an die Erde legen.

Ewig, ewig ist das Leben,
Denn ich kann die Augen heben,
Kann auf Trauerliedern schweben,
Kann in tiefer Klage beben,
Und mein Herz ist hoch erheitert,
Wenn der Schmerz es so erweitert.

*

Und ich seh' sie in der Blüte,
In der Reife hohem Segen,
In dem Ernste, in der Güte,
Wie sie ging auf unsern Wegen!
Bringet her die Blumenkränze,
Wölbet hohe Ehrenbogen,
Daß sie freudig nochmals glänze,
Wie sie zu uns eingezogen![1]

Teppiche breitet
Auf ihren Wegen,
Streuet die Blumen
Der herrlichen Braut!
Sehet, wie schreitet
Der irdische Segen
Durch unsre Thore,
Von Treue erbaut!

Und wie wir die Palmen schwingen,
Ihr die Lebenswünsche bringen,
Wie wir ihr die Kränze schlingen —
Ach! es konnt' uns nicht gelingen;

Ihre Milde, ihre Güte,
Ihrer Anmut grüßend Neigen,
Ihrer Schönheit lichte Blüte
Konnt' kein Lobgesang erreichen!

*

Stille, stille!
Rede von Freude nicht,
Singe nur heute nicht
Von der verlorenen, schimmernden Zeit!

[1] Anspielung auf den feierlichen Einzug des königlichen Paares in Berlin, 24. Dez. 1809. (Diel.)

Hülle, hülle
Schwarz deine Töchter ein,
Sie sollen Wächter sein,
Ehrend die Toten, mit Blumen bestreut!

Ich will mir das Herz zerreißen,
Will die sel'gen Tage preisen,
Daß mich tödlich trifft das Leid;

Überm Grab ist eine Höhe,
Und ich schreie: „Wehe, Wehe!"
Schau' ich rückwärts in die Zeit.

Überm Grabe ist ein Hügel,
Daß die Trauer ihren Flügel
Hebe zu der höhern Welt;

Überm Grabe ist ein Gipfel,
Wo am steilen Kreuzeswipfel
Triumphierte unser Held.

Stille, stille,
Irdischer Klage Ruf!
Er, der die Tage schuf,
Stellt in die Nächte die Sterne hinein.
Hülle, hülle
Dich in die Nächte ein,
Dort ist der echte Rhein,
Laß deinen Schleier voll Sternen sein! —

*

Auf dem hohen Thore[1] flagget,
Wo die Siegesgöttin stand[2],
Eine schwarze Trauerfahne
Ihre Schatten übers Land.

Und auf dunkelem Gerüste
Steht, gehüllt in trübem Flor,
Der sie freudig sonst begrüßte,
Nun der Schüler Trauerchor.

[1] Das Brandenburger Thor in Berlin.
[2] Sie war 1807 von den Franzosen entführt worden; zurückgebracht wurde sie 1814.

Du gingst in der Jugend Garten,
Wolltest nach den Blumen sehn,
Die du kindisch einst gepflanzet,
Die in Gottes Händen stehn.

Wie du so die Augen lenkest
Auf des Gartens grünen Saum
Und der Blumen Leben denkest,
Trittst du aus des Lebens Traum[1].

Süßre Kelche sich erschließen —
Jenseits liegt die trübe Welt,
Und du tratst zu Paradiesen
Aus dem ird'schen Rosenzelt;

Und dein Purpurmantel sinket,
Und es sinkt dein Myrtenkranz,
Aber deine Krone blinket
Heller in des Himmels Glanz.

*

Öffnet, öffnet die Thore der Stadt,
Ihr Männer!
Zu euch ziehet die Trauer ein,
Und der bittere Schmerz
Hat eure Mauern zerbrochen.
Stark ist die Liebe,
Sie hat gerungen fürs Vaterland,
Aber stärker der Tod!
Er hat euch geschlagen,
Wo ihr tödlich waret.

Was wir liebten, was wir ehrten,
Was wir alle lieben lehrten,
Was wir ewiglich begehrten,
Ist erblichen,
Ist entwichen,
Und es bringt ein dunkler Wagen,
Was der Erde ist, getragen.

[1] Bezieht sich auf die Gründung der Universität, welche mit dem Tode der Königin zusammentraf. (Diel.)

Abendröte!
Trauerbote,
Unsre Thore stehen offen,
Du hast uns mit Schmerz getroffen!
Morgenröte,
Mittag, strahlend,
O ihr sonnenvollen Tage,
Die am Abend ich beklage!

Öffnet, öffnet die Thore der Stadt,
Ihr Männer!
Leget die Schlüssel
Auf der Siegerin Wagen,
Die uns geführet mit Liebe sonst,
Die uns besieget mit Trauer jetzt.
Ehret die Asche,
Ihr sterblichen Männer,
Und weinet der Siegerin!

*

Sie ziehet ein,
Des Landes Wonne —
Des Himmels Sonne
Gibt keinen Schein!

Die Männer, die zur Schlacht sie führte,
Und denen sie die Fahne gab[1],
Sind ihres letzten Weges Zierde,
Geleiten sie zum stillen Grab.

Eine Halle ganz von Schmerzen
Bilden ihr des Volkes Reih'n,
Und sie zieht durch tausend Herzen,
Die ihr bittre Thränen weihn!

Und ihr Auge ist geschlossen,
Siehet nicht des Volkes Leid —
Sie hat Thränen oft vergossen,
Als uns traf die schwere Zeit.

[1] Bei Gelegenheit des Krieges, der in der Schlacht von Jena so unglücklich endigte. (Diel.)

Sie ziehet ein,
Des Landes Wonne —
Des Himmels Sonne
Gibt keinen Schein!

*

Wehe! Wehe! Unter Klagen
Lassen wir den Trauerwagen
Also still vorüberziehn,
Können ihr, sie zu erfreuen,
Nicht mehr jubelnd Blumen streuen,
Ihr, des Landes Königin!

Schwarz ist der Trauerzug — ein Schatten
Vom Brautzug in des Himmels Höh'n —
Und ach! wir weinen in dem Schatten,
Sie glänzet in dem Lichte schön.

Auf ihrem Sarge liegen Blumen,
Des frühen Todes rührend Bild;
Auch sie war eine schöne Blume,
Doch deckt sie jetzt des Todes Schild.

Ich glaube keinen Tod,
Und sterb' ich alle Stunden,
Ein schöner Morgenrot
Ist immer mir gefunden.

Ewig, ewig wird sie leben;
Ist sie nicht der Zeit geblieben,
Hat sie uns doch Kraft gegeben,
Daß wir sie auf ewig lieben.

Ewig, ewig wird sie leben,
Denn sie hat ihr Lebensende
Treu als Christin hingegeben
In des Endelosen Hände.

*

Seht, wie dränget das Volk sich,
Nach den Kleinodien des Reichs,
Die auf des Landes Palast

Schimmern traurig auf schwarzen Kissen!
Dies ist die Krone,
Ihr Männer des Landes,
Die sie getragen auf würdigem Haupt.
Einsam ruhet der goldene Reif,
Nimmer umschließt er die herrliche Stirne,
Hoher Gedanken Tempel.
Dies ist der Zepter,
Den sie geführet mit segnender Hand;
Einsam ruhet der goldene Stab,
Und ihre Hände sind gefaltet
Über ihrem Herzen, das fromm war,
Zu Gott, der ihr gnädig ist.

Ach, es ruht der Schatz des Jammers
In dem schwarzen, dunklen Schrein,
Und es wehet durch die Hallen
Ihrer Trauerfackeln Schein.
Und die hohen Diener stehen
Weinend um den stummen Sarg,
Ach, sie haben sie gesehen,
Die auf ewig er verbarg.
Alle denken ihrer Gnade,
Wie sie in des Landes Rate,
Eine klare Lilie, stand.

Tausend kommen, Tausend gehen,
Ihre Königin zu sehen.
So die frommen Bienen ziehen,
Wo die Liebesblumen blühen,
Tragen Thränen in die Zellen,
Wollen gern ein Grab bestellen,
Ganz aus Liebe, ganz aus Trauer,
Ihrer hohen Königin.

Stille, stille!
Über den Toten
Ruhet ein Traum.
Reißet nicht nieder
Mit irdischem Schmerz
Den Schirm, der die Toten schützt!

Stille, stille
Stehet das Herz
Der Erblichenen,
Und ihre Liebe schweigt,
Stille gebietend.

*

Und nun weichet von dem Lager,
Einsam sei der Könige Haus!
Denn es nahet ihr der Nächste,
Weinet seine Thränen aus.

Des Landes Herrn,
Ich seh' ihn weinen —
Des Herzens Stern
Will nicht mehr scheinen!

Er steigt des Domes Stufen,
Er folgt ihr, die einst ihm ging zur Seite
Im Frieden und im Streite;
Und alle Herzen rufen:

„O Herr! du warst mit ihr,
Der Bürger Tugendbild,
Auf unserm Throne.

O Herr! du trugst mit ihr
Des treuen Volkes Schild:
Die ernste Krone!

O Herr! sie stand bei dir
So gütig und so mild —
Der Himmel gab sie dir zum Lohne!"[1]

*

Sieh! es folgen auch die Kinder,
Die sie auf der Erde ließ —
Drei sind ihr vorausgegangen,
Sie dort oben zu empfangen
In der Sel'gen Paradies.

[1] Vgl. über eine im Manuskript gestrichene Stelle die Lesarten.

Und der Säugling schwarz verhüllet,
Wird den Brüdern nachgetragen,
Nimmer trat er noch die Erde,
Die die Mutter ihm verschließt,
Und er schlummert —
Selig die Schlummernden!
Ruhig pochet das Herz,
Und es gaukelt der Schmerz
Einen Traum über die Wiege hin!
Selig Unmündige!
Bunte Blumen und Flitterglanz
Schimmern im Totenkranz —
Und ihr weinet und lächelt;
Denn ihr verstehet, ihr Unschuldigen,
Das unsterbliche Leben!

*

Stillet die Klagen,
Schmücket die Trauer!
Ihr sollt nicht zagen
Vor des Todes Schauer!
Gebet der Erde,
Was sie gegeben,
Es blühet Leben
Über dem Grab!

Mit Blumen ist der Staub gezieret,
Ein glänzend Haus ist ihm erbaut,
Weil jetzt die Seele triumphieret
Und ihren Gott im Himmel schaut.

Aus der Chronika

eines

fahrenden Schülers.

Einleitung des Herausgebers.

Vielleicht die schönste, jedenfalls die zarteste Dichtung Brentanos ist das Fragment: „Aus der Chronika eines fahrenden Schülers". Hier hat er in der That der „Goldharfe" die süßesten Töne entlockt. Die ganze Innigkeit der Gefühle für seine Gattin, Sophie geb. Schubert, legt er wie einen Glorienschein um das blonde Köpfchen der schönen Laurenburger Els, und dem pietätvollen Sohne mag wohl bei der Erfindung dieser Frauengestalt auch das Bild der frühverstorbenen Mutter vorgeschwebt haben.

Das Werk wurde in der Zeit seines schönsten Glückes begonnen, in den Wintermonaten des Jahres 1803, an der Seite seiner verständnisvollen, endlich errungenen Frau, und es ist dem Dichter diese Arbeit wohl eben deshalb immer so lieb geblieben. Er beschäftigte sich damals viel mit der „Limburger Chronik", die ihm vermutlich durch Savigny zugänglich gemacht worden war, und plante „mehrere schöne altdeutsche Erzählungen" zu einem Ganzen zusammenzufassen. Mit Feuereifer ging er an das Werk, in das er viele herrliche alte Lieder und Parabeln einzufügen gedachte. Einige derselben, die vom „Perlengeist", vom „Zauberspiegel" und vom „Traurigen Untergang zeitlicher Liebe", finden sich in den „Schriften".

Im Jahre 1818 erschien die „Chronika" zuerst in Försters „Sängerfahrt" und erregte berechtigtes Aufsehen. Es war nicht das im Winter 1803 ausgearbeitete Manuskript, welches dieser Veröffentlichung zu Grunde lag, vielmehr zeigte sich die Erzählung in einer gekürzten Gestalt, aber ebenfalls unvollendet. Jene erste Fassung zu vollenden, dazu hatte dem Dichter der Mut und vor allem nach Sophiens Tode deren anregender Einfluß gefehlt, den Lesern aber — wie er in der Vorrede (1818) sagt — „der Sinn".

Jenes erste Manuskript, welches sich nebst weitern Notizen in dem Böhmerschen Nachlaß gefunden hat, führt den Plan der Dichtung etwas

weiter aus. A. von der Elbe (Pseudonym für Auguste von der Decken) hat es benutzt, um die Erzählung nach dem dort angedeuteten Gange zu vollenden. Sie hat sich mit Glück und Geschick der schwierigen Aufgabe unterzogen und ein überaus anmutiges Buch daraus gemacht, das uns wie ein Nachklang der verstummten Harfe des Dichters berührt, und auf das wir, im Interesse des Bruchstückes, die Aufmerksamkeit unsrer Leser hinlenken möchten[1]. Die Fortsetzung führt die Geschichte zu einem freundlichen Schluß, läßt den armen fahrenden Schüler Johannes, den der Segen des toten Mütterleins geleitet, den Vater wiederfinden und in der Liebe der Tochter des Ritters Veltlin das höchste irdische Glück erlangen. Überhaupt sollte wohl in der Chronika das Ideal irdischer Liebe gefeiert und gedeutet werden, in dem heiligen Dreiklang der Gattenliebe, Elternliebe und Gottesliebe. Zu Trägerinnen der Grundidee sollten die vier Frauengestalten dienen, die im Manuskript als Töchter und Pflegetöchter Veltlins eingeführt werden, und denen der Dichter manchen Zug seiner eignen Schwestern zu verleihen gedachte.

Nach Brentanos eignem Bericht in der „Zueignung" zu dem Märchen von „Gockel, Hinkel und Gackeleia" sind die „‚Blätter aus dem Tagebuch der Ahnfrau' flüchtige Skizzen aus dem Umfange jener ‚Chronika eines fahrenden Schülers', welche ich noch nicht in die harmonische Haltung mit dem Tone derselben gebracht hatte, die ich aber zu meiner eignen Belustigung mit der Geschichte der Ahnfrau verwebte". Allein es ist schwer, dieser Angabe Glauben zu schenken, weil der Stil des „Tagebuchs" zu sehr von dem der „Chronika" abweicht, um die Entstehung beider in dieselbe Zeit zu verlegen.

[1] 6. Auflage, Heidelberg 1888.

Vorwort.

Vor funfzehn Jahren machte es mir Freude, die folgende einfache Geschichte niederzuschreiben. Sie sollte nur die Einfassung mehrerer schöner altdeutschen Erzählungen sein, die sie mit mancherlei Ereignissen aus dem Zusammenleben des alten Ritters Veltlin von Türlingen und seiner drei Töchter unterbricht, mit deren Versorgung und der Abreise des Erzählers sie schließt. So lieb ich das Gedicht hatte, blieb es doch unterbrochen; der Sinn der Leser schien dazu zu fehlen. Jetzt, da diese Erzählung mehr, ja selbst die altdeutschen Röcke[1] vor sich hat, fiel sie mir wieder in die Hände, und ich versuche es, sie den Lesern vorzulegen mit der Erinnerung, daß sie zu pädagogischen Zwecken entworfen worden, als ich von der sogenannten Romantik noch wenig wußte, und daß sie daher neben den allerneuesten Ritterromandichtern[2] in ihrer redseligen Einfalt um Schonung bittet. Sollte dem Leser, durch Eisenfresserei und isländisches Moos[3] verwöhnt, diese Geschichte wie unsere deutsche Kamillen und Hollunderblüte nicht behagen, so bringe er sie einem kranken Freunde oder Mägdlein, denen sie Gott gesegnen möge.

Im Jahr, da man zählte nach Christi, unsers lieben Herrn Geburt 1358, am zwanzigsten Tage des Maimonats hörte ich, Johannes, der Schreiber, die Schwalbe in der Frühe an meinem Kammerfenster singen und ward innigst von dem Morgenliede

---

[1] Besonders bei den Mitgliedern der Burschenschaft beliebt.

[2] Hauptvertreter derselben war Friedrich Heinrich Karl de La Motte Fouqué (1777—1843) mit seinem „Zauberring" ꝛc.

[3] Wie das Eisen gibt man auch die bittere isländische Schuppenflechte als Stärkungsmittel an Kranke.

des frommen Vögeleins erbauet, bedachte auch auf meinem Bettlein, wie die Schwalbe in daurender Freude lebet, gegen den Winter in ferne wärmere Länder ziehet und, der Heimat getreu, gegen den Frühling wiederkehrt. Also nicht der Mensch, der arme fahrende Schüler, der wohl viel gegen Sturm und Wetter ziehen muß, ja, der oft kein Feuer findet, die erstarrten Hände zu erwärmen, daß er sie falte zum Gebet; aber so er es ernstlich meinet, haucht er hinein.

Da ich in solchen Betrachtungen versunken war und das Schwälblein auch auf seine Weise fortphantasierte, wäre ich schier wieder eingeschlummert, aber der Wächter auf dem Münster blies: „In süßen Freuden geht die Zeit", welches ich hier noch nie gehöret, denn ich war zum ersten Male in Straßburg erwacht.

Nun richtete ich mich in meinem Bettlein auf und schaute in meinem Gemache umher, das hatte aber Fenster ringsherum und war in einem Sommerhäuslein des Gartens. Links stand der Mond noch blaß am Himmel, und rechts war der Himmel wie das lauterste Gold. Da fand ich mich zwischen Nacht und Tag und faltete die Hände, und es fiel mir freudig aufs Herz, daß heute mein zwanzigster Geburtstag sei, und wie mir es viel besser geworden als in dem letzten Jahre, da ich meinen lieben Geburtstag auf freiem Felde in einem zerrissenen Mäntelein empfangen und mit einem Bissen Almosenbrot bewirten mußte. „O Freude und Ehre!" dachte ich bei mir selbst und schaute zum Morgenlichte hin und sprach: „Du bist mein Licht, du wirst mein Tag!" glaubte auch schier in meiner Einfalt, der Himmel sei golden um *meines* Bestenwillen, die Schwalbe habe nur gesungen, *mir* Glück zu wünschen, und der Türmer habe allein so lieblich geblasen *mir* zur Feier; da der Himmel sich doch nur gerötet vor der Sonne, die der Herr gerufen; da die Schwalbe doch nur gesungen in Gottes Frühlingslust und der Wächter nur geblasen zu Gottes Ehren, ja wohl gern noch ein Stündlein geschlafen hätte, so es ihm von den Münsterherren verstattet wäre. Also wird der Mensch leicht übermütig in der Freude und glaubet, er sei recht der Mittelpunkt aller Dinge und sei er mit allem

gemeint. Da ließ ich die Augen fröhlich in der Kammer umherschweifen und sah auf dem Schemel ein neues Gewand liegen, das mir mein gütiger Herr und Ritter Veltlin von Türlingen am Abend im Dunkeln hatte heraustragen lassen, und konnte ich meine Begierde nun nicht länger zurückhalten, sprang auf von meinem Lager und legte diese Kleider nicht ohne Thränen des Dankes an. Es war dies aber ein feines blaues Wams, um die Lenden gefaltet und gestutzet, und rot und weißes Beinkleid von ländischem[1] Tuch, auch stumpfe[2] Schuh' und eine schwarze Kogel[3] mit einer blauen Feder, nicht zu vergessen, ein Hemmet von weißem Hauslinnen, am Halse bunt genäht und gekrauset, dergleichen ich vorher nie getragen. Da ward es mir fast[4] leicht und fröhlich zu Mute, und hätte ich wohl mögen einen Sprung thun, als hätte ich einen neuen Menschen angezogen mit dem neuen Kleide.

Aber meine Hoffart währte nicht lange, denn mein zerrissenes Mäntelein, welches ich als einen Vorhang vor das Fenster gehängt hatte, erleuchtete sich durch die aufgehende Sonne, und alle seine Löcher waren so viele Mäuler, und alle seine Fetzen so viele Zungen, die mich meiner thörichten Hoffart zeihten. Es war, als sage das Mäntelein zu mir: „O Johannes, bist du ein so eitler Kaufherr, daß du, angelanget in den Hafen, des zerissenen Segels vergißt, das dich in denselben geführet? Johannes, bist du ein so stolzer Schiffbrüchiger, daß du das Brett, welches dich mit Gottes Hilfe an ein grünes Eiland getragen, mit dem Fuße undankbar in die Wellen zurückstößest? O Johannes, du undankbarer Freund, willst du, gerettet, mich nicht auf deinen Schultern in ein Gotteshaus tragen und aufstellen als ein Gedächtnis, daß sich Gott deiner erbarmet?"

Ach, das waren wohl harte und wahre Worte meines Mänteleins, und ich nahm es mit Schämen von dem Fenster und legte es um über meinen neuen Staat und faßte es fest mit den

[1] Vielleicht im Sinne von „niederländisch".
[2] Ohne die lange Spitze der sogenannten Schnabelschuhe.
[3] Gugel, Kappe.
[4] Sehr.

Händen um die Brust, als wollte ich es um Verzeihung bitten, und ging mit dem Gedanken die Treppe hinab in den Garten: „Wenn ich ein armer fahrender Schüler gewesen bin, so werde ich immer ein armer fahrender Schüler bleiben, denn auf Erden sind wir alle arm und müssen mannigfach mit unserm Leben herumwandeln und lernen, und bleiben doch arme Schüler, bis der Herr sich unser erbarmet und uns einführet durch seinen bittern Tod in das ewige Leben."

Da ich nun in den Garten gekommen war, den ich vorher auch noch nicht gesehen, denn mein gnädiger Herr und Ritter war den Abend spät mit mir angekommen und ich im Finstern in mein Stüblein gebracht worden, konnte ich vor Schauen und Betrachten der neuen Dinge um mich her auch nicht zum Gebete kommen. Ich fand mich von den schönen Laubgängen, Zierfeldern und Pflanzen und den blühenden Bäumen schier ebensosehr überrascht, als von meinem neuen Gewande. Ich fand mich gleich einem neugebornen Kinde, welches mit allem spielet und noch nicht beten kann und erst nach einiger Erfahrung in der Süßigkeit des Lebens seine Hände zum Danke falten lernet. Der blühende Mai, das lustige Singen der Vögel, die vielen jungen Kräuter und Blümlein, die mit Taublicken vor der Sonne erwachten, der kühle Wasserstrahl, welcher in einem mit bunten Kieseln und Muscheln ausgelegten Brunnen tanzte, schienen mir alle so neu und wunderbar, als hätte ich dergleichen niemals gesehen, und wußte ich auch nicht, was aus allem diesem werden sollte.

So wie die lieben Kinder durch die Blumen gehen und sie brechen und Kränze winden und sich bei den Händen fassen und mit den Kränzen im Kreise tanzen, gleichsam selbst ein lebendiger Blumenkranz, wie sie aber nicht gedenken der Frucht im treibenden Sommer und der Ernte im reichen Herbst und des Todes in dem trüben, tiefsinnigen Winter, also wandelte auch ich armer Schelm wie ein einfältiges Kind ohne Witz durch den Garten und konnte vor großer Bewegung über mein neues Glück, das mir gestern früh noch nicht geträumt hatte, nicht zum Gebete gelangen.

Mein freudiges Erstaunen wollte aber nicht lange dauern, denn als ich meine Augen ersättiget hatte, ward es mir als einem Hungrigen, der sich ohne Gebet zu einer reichlichen Mahlzeit gesetzet hat, welche ihm Gott darum nicht gesegnet. Alle das häusliche, wohlgepflegte Behagen des schönen Ziergartens erfüllte mich mit traurigen Gedanken, und die Armut, die Einsamkeit meines eigenen Lebens trat mir in dieser reichen Umgebung zum ersten Male recht lebendig vor die Seele. Was mag trauriger sein als das Bild eines Bettlers, auf goldnem Grunde gemalet?

„O meine Mutter", sagte ich in mir, „wer war sanfter und schöner und feiner und edler als du? Wer war würdiger, zwischen Blumen zu wandeln als du, die wohl ihre Schwester und Gespielin sein konnte? Standen die Thränlein nicht auf den Wangen wie die Tautröpflein auf diesen Rosen? Gingst du nicht durch den Wald wie ein Lüftlein durch die Blüten, und waren deine Augen nicht getreu und süß schauend wie die blauen Veilchen, deine Lippen nicht wie die rosinfarbenen Nelken, und flog dein gelbes Haar nicht wie der Sonnenschein? Aber du mußtest gehen wie Hagar mit deinem Ismael durch die Dornen in der Wüste. Ach, warum ward nicht dir so ein Garten und so ein Haus, und warum wohnest du zwischen fünf Brettern und zwei Brettlein und bist deines Lebens nicht froh geworden noch deines Todes? Sie haben dir keinen Kranz geflochten. Mir aber ist nichts geblieben als deine Zucht, und ich kann dein nicht gedenken in Freuden, denn mir gehöret nichts als die Armut, und ich habe keinen Seckel, aus dem ich dir das schönste Grab könnte erbauen lassen von Marmelstein und Gold."

Wie traurig ward ich da und wendete meine Augen von allem, was ihnen wohlgefiel, und wollte nichts anschauen, weil sie es nicht mit mir sehen konnte, weil sie ihre Augen nie mit so erlaubter Lust erquicken konnte. Auch fiel es mir bittrer noch auf die Seele, daß ich eines Ritters Sohn sei ohne Wappen und ohne Waffen. Thränen füllten mir die Augen, und Unwill' erfüllte meinen ganzen Leib, der in dem neuen geschenkten Gewand zu brennen schien, und ich spannte mein enges, durchlöchertes Mäntelein so um mich, daß es noch mehr zerrissen.

So schritt ich, als suche ich die Wildnis, nach einem einsamern, ungepflegten Teile des Gartens, und kaum stand ich im hohen Gras unter hohen Linden, so konnte ich schon nicht mehr begreifen, wie dieser innere Schmerz und Zorn in mich zum ersten Male in meinem Leben gekommen sei, und gegen die Mauer des Gartens schreitend, sah ich an derselben in einem tiefen Bogenraum ein Heiligenhäuslein angebracht, darinnen war wohlvergittert ein bunt gemaltes Schnitzwerk, die Anbetung der heiligen drei Könige im Stall zu Bethlehem, aufgestellt. Davor kniete ich nieder ins Gras und betete von ganzem Herzen. Da zerrann bald all mein Leid und meine Hoffart vor dem Sohne Gottes, der nackt und arm in einer Krippe vor mir lag, und dem doch die Könige dienten. Wie fühlte ich mich in meiner Ungebärdigkeit beschämt! Und da ich mich mit Thränen angeklagt hatte, dankte ich von ganzem Herzen dem Herrn, daß er mich armen fahrenden Schüler nicht vergessen und mich durch seine Barmherzigkeit zu meinem gnädigen Herrn und Ritter gebracht, gelobte auch, ferner mich aller Hoffart zu enthalten und die Künste, welche ich durch seinen Beistand mit schwachen Sinnen erlernet, zur Mehrung seines Reiches auf Erden treu anzuwenden.

Da ich nun nach solchem Gebete einen merklichen Trost in meinem Herzen spürte, nahm ich ein gülden gewirktes Band, worauf das Ave Maria stand, aus meinem Gebetbüchlein und hängte es, durch das Gitter langend, dem Bilde der Jungfrau Maria über den Arm, als das Opfer eines thörichten Menschen, der vor ihrem Sohne betend Trost gefunden hatte. Dieses Band aber war mir das Liebste, was ich hatte. Eine fromme Klosterfrau, meiner seligen Mutter Befreund'te, hatte es mir einst für ein Lied, das ich ihr gedichtet und gesungen, geschenket, und war es zu Marburg an St. Elisabethen Grab angerühret worden, ich aber hatte es bisher als einen Blattzeiger in meinem Gebetbüchlein geführet. Dann nahm ich auch mein Mäntelein ab und rollte es zusammen in einen langen Wulst und flocht es durch die obern Stäbe des Gitters vor dem Bilde, als einen aufgerollten Vorhang, zum Gedenken meiner zeitlichen Armut, welche durch Gott sich in Freud' und Fülle gewandelt hatte. Nun wen-

dete ich mich nach dem Garten zurück, der mir ganz anders erschien als vorher.

So mag nichts vor dem Gemüte des Menschen bestehen, welches alles nach sich umgestaltet. Jetzt, da ich gebetet hatte, erschienen mir alle die roten, leibfarben und weißen Blümlein des Gartens wie jene Blumen, durch die der König Ahasverus[1] in seinem Schloßgarten zu Susan gewandelt, seines Zornes zu vergessen. Ja, es war mir, als sei der liebe Gott durch diese Blumen gegangen und habe seinen gerechten Zorn über meine Ungebärde hier an der Lieblichkeit seiner Werke gesänftiget; denn hier an diesem ersten Morgen meines zwanzigsten Jahres ist mir vieles Licht in der Seele aufgegangen, und ist mir der Frühling ein weiser Lehrer geworden.

Besonders aber hat mich der hohe Münsterturm erschüttert, als ich aus einem schattigten Baumgang hervortrat und ihn über die Dächer der Nachbarhäuser auf mich niederschauen sah. War mir es doch im Anfang so bange vor ihm, wie es einer Grasmücke sein muß, wenn ein Riese den Busch über ihrem Neste öffnet und auf sie niederblickt. Alles Menschenwerk, so es die gewöhnlichen Grenzen an Größe oder Vollendung überschreitet, hat etwas Erschreckendes an sich, und man muß lange dabei verweilen, ehe man es mit Ruhe und Trost genießen kann.

Ich habe dieses aber nicht allein bei dem Anblicke dieses schwindelhohen Turmes empfunden, sondern auch bei gar lieblichen und feinen Werken, von welchen ich nur nennen will die überaus feinen und natürlichen Gemälde des Malers Wilhelm in Köln[2], der von den Meistern als der beste Meister in allen deutschen Landen geachtet wird, denn er malet einen jeglichen Menschen von aller Gestalt, als lebe er. Die Werke dieses Wilhelms aber, die ich zu Köln gesehen, sind dermaßen zart, fein, scharf und lebendig, daß man schier glauben sollte, sie seien von Händen der Engel gemacht, und erbebet man bei ihrem Anblick, weil sie zu leben scheinen und doch nicht leben. Man fühlet da

[1] Vgl. Buch Esther, Kap. 1 (u. a. V. 12).

[2] Meister Wilhelm, von 1370—90 in städtischen Urkunden erwähnter Maler in Köln, Haupt der ältern niederrheinischen oder Kölner Malerschule

wohl, daß der Mensch etwas sein und schaffen kann, was viel herrlicher ist als sein gewöhnliches Sein und Schaffen, und man erschrickt darüber, daß diese Herrlichkeit so fremd und selten ist, daher wohl eine Menge Sprossen auf der Leiter zu dieser Vollkommenheit wo nicht fehlen, doch unsichtbar sein müssen, und wir alle wohl tief heruntergeworfen sind.

Die gewaltige Künstlichkeit des wunderwürdigen Münsterturms hätte mich beinahe wieder niedergeschlagen, denn ich bedachte mit Verwunderung, wie ich doch unter den hohen Eichen, in finstern Wäldern, auf hohen Bergen, an steilen Abgründen und bei stürzenden Wasserfällen in einsamen Thälern recht in Einöde, ja ganz verlassen, auch wohl gar hungrig gesessen und mich doch nicht so bewegt gefühlt als bei dem Anblick dieses Turmes. Wenn ich die Blätter und Zweige der Bäume betrachte, so frage ich nicht, wie sie da hinaufgekommen, und erschrecke nicht, wenn sie sich hin und her bewegen mit Rauschen; aber wenn ich diesen wunderbaren Turm anschaue mit seinen vielen Türmlein, Säulen und Schnörkeln, die immer auseinander heraustreiben und durchsichtig sind wie das Gerippe eines Blattes, dann scheint er mir der Traum eines tiefsinnigen Werkmeisters, vor dem er wohl selbst erschrecken würde, wenn er erwachte und ihn so fertig vor sich in den Himmel ragen sähe; es sei denn, daß er auf sein Antlitz niederfiele und ausriefe: „Herr, dies Werk ist nicht von mir in seiner Vollkommenheit, du hast dich nur meiner Hände bedienet; mein ist nichts daran als die Mängel, diese aber decke zu mit dem Mantel deiner Liebe und lasse sie verschwinden im Geheimnis deiner Maße.“ Keiner aber hat dieses wohl erlebet, keiner hat einem solchen Werke seiner Erfindung die Krone aufgesetzet, ganze Geschlechter sind von den Baugerüsten herabgestiegen und haben sich zu Ruhe in die Gräber zu den Füßen des Turmes gelegt, der nichts davon weiß und dasteht ernst und steinern, der kein Herz und keinen Verstand hat, ja eigentlich ein recht unvernünftiger Turm ist und doch dasteht, als wäre er aus sich selbst hervorgewachsen, und brauche er es keinem Menschen zu danken. Dieser gewaltige Ausdruck der Erhabenheit aber in einem solchem Werke, an welchem die Weisheit

und Mühe und Andacht von Jahrhunderten an unendlichen Linien des Gesetzes, des Verhältnisses, der Not und der Zier mit halsbrechender Kühnheit hinangeklommen, um auf dem Gipfel dem Herrn zu lobsingen, verbunden mit seinem eigentlichen inneren Tode, so daß er, der alles durch sein Dasein im tiefsten Herzen rühret, doch gar nichts davon mitempfindet, das ist es, was seinem Anblick und der Erscheinung aller gewaltigen Menschenwerke einen Schrecken beimischet. Es ist, als frage er: „Was bin ich und warum bin ich, und was ist es, das dich also rühret in mir?" Was können wir ihm aber anderes antworten als: „Die Werke des Herrn sind unbegreiflich, er treibt uns zu bauen und schaffen über das Leben hinaus; denn wir waren unsterblich und vollkommen, und wir sind gefallen in den Tod durch die Sünde. Du, Turm, aber stehe als ein Zeuge, daß wir dunkel fühlen, was wir waren vor dieser Zeit, und daß wir noch ringen nach unendlichem Ziele; so stehe du dann als ein Träger unsrer Mühe und unsrer Buße zu Ehren unsres Heilands und Seligmachers Jesu Christi, der uns erlöset hat durch sein bittres Leiden und Sterben! Amen."

Also gedachte ich in mir, und wenngleich umgeben von lebenden Bäumen und Blumen, in welchen, wie selbst in den harten Felsen, eine Seele zu wohnen scheint, welche mit dem Menschen atmet und fühlet, im Frühling sich mit ihm freuet und im Winter mit ihm trauert, konnte ich doch meine Augen nicht von dem Turme wenden. Der Sinn des Menschen strebet immer nach dem Unbegreiflichen, als sei dort das Ziel der Laufbahn und der Schlüssel des Himmels; denn bewundern kann der Mensch allein, und alles Bewunderung Erregende ist ein Bote Gottes, der uns mahnet an das Licht, das wir verloren und das uns wieder verheißen ist durch das Blut Christi, so wir uns dessen teilhaftig machen. Also ist mir auch immer alle meine Drangsal erschienen als eine Sehnsucht nach einem bessern Leben, und alle meine bittern Stunden waren nur die kalten, stürmenden Tage des Winters, denen der liebliche Frühling, angekleidet mit Blumen und Gesang, folget, so ich säe guten Samen und fülle meine Seele mit dem Lobe Gottes.

In solchen Betrachtungen wollte ich wieder nach dem Sommerhäuslein gehn, sah aber meinen gnädigen Herrn und Ritter gar tiefsinnig mit gefalteten Händen unter einem Baume im Sonnenschein sitzen und traute nicht, an ihm vorüberzugehen, damit ich ihn nicht störe. Ich stellte mich darum in seiner Nähe bescheidentlich an die Laubwand und nahm mein Barett in die Hände, erwartend, ob er seine Augen vielleicht nach mir wenden möge.

Der Anblick meines Herrn erweckte eine große Ehrfurcht in mir. Ich hatte ihn gestern nicht recht gesehen, denn es dunkelte schon, da er mich am Wege barmherzig zu sich nahm. Er hatte ein schneeweißes Haar am Haupt und Bart, und mochten wohl viele Sorgen über ihn hingeflogen sein. Ich erinnerte mich nie, einen so frommen alten Ritter gesehen zu haben, der mit seinem ernsten und milden Antlitz ein solches Vertrauen in mein Herz senkte. „Gott gebe, daß ich also in Ehren grau werden möge!" dachte ich bei mir und fühlte mich mit ganzer Seele zu dem lieben Herrn hingezogen. Er aber schien sehr betrübt zu sein, seufzte auch oft und tief, und die kleinen Vöglein, die über ihm in dem Baume so lustig sangen, konnten ihn nicht trösten.

Da ich so eine Weile nach ihm hingesehen hatte, wendete er die Augen zufällig zu dem Orte, an dem ich stand, und redete mich freundlich an mit den Worten: „Wie ist dir, Johannes, daß du so stille da stehest?" Worauf ich ihm entgegnete: „Ich wollte Eure Ruhe nicht stören, Herr, Ihr scheinet mir in schweren Gedanken."

Der Ritter aber sprach hierauf: „Johannes, wie gefällt dir deine neue Heimat, bist du zufrieden bei mir?"

Da sagte ich: „Herr, sollte ich nicht froh sein? Da ich nun weiß, wo schlafen und wo Brot finden und wem dienen um des Herren willen, da weiß ich nun auch, wen lieben, wem danken außer Gott und für wen beten außer für mich. Herr, meine neue Heimat gefällt mir wohl, Gott gebe, daß ich auch ihr wohlgefalle und ihrer würdig werde." Da lächelte der Ritter und sprach: „Johannes, wenn dir deine Worte ernst sind, so werden wir gute Gesellen sein, denn deine Rede gefällt mir wohl. Aber was willst

du thun, mir wohlzugefallen, was willst du mir geben, da du nichts hast?"

Hierauf erwiderte ich: „Herr, ich bleibe Euer Schuldner vor der Welt, denn ich kann Euch kein Wams geben für das Wams, das ich durch Eure Gnade trage; aber vor Gott gebe ich Euch einen guten Zahlmann, denn vor ihm schenke ich Euch mein Herz."

Da versetzte der Ritter scherzhaft: „Wenn ich dir nun auch mein Herz geben wollte für das deinige, so behielt' ich doch das Wams zu gute, wie dann, Johannes?"

Worauf ich entgegnete: „Herr, Ihr rechnet so gestreng, als wolltet Ihr mich versuchen in Gegenrechnung, und so muß ich dann schon sagen, daß mein Herz gewiß nicht Wert hat gegen das Eure, welches geprüfet ist durch lange Jahre, da das meinige arm ist und ohne Verdienst, ja, da ihm alles Gute, was es gewollt hat, nicht zu gute kömmt, da es keinen Wert hat, den es Euch mit sich geben kann, weil der Glaube an die Barmherzigkeit des Heilands nicht mit dem Herzen geschenkt werden kann, und dieser Glaube allein doch ein Herz zu beseligen und selig zu machen vermag. So nehmt es denn hin, wie es ist, und füget hinzu, was man nicht mitgeben kann. Doch habe ich noch eine Gabe, deren ich Euch genießen lassen will, und die Ihr mir nicht so leicht einholen sollet; denn sie ist rasch und fliehet davon, auch werdet Ihr sie mit allem Ernste nicht leicht verdrängen mögen, denn sie ist lieblich und lustig anzuschauen, und könnte ich sie Euch wirklich zu eigen geben, so würdet Ihr sie nicht gerne wieder lassen, eine also gute Gesellin ist sie."

Mein Herr, der sehr ernst geworden war, sagte hierauf, traurig vor sich niederschauend: „Und was ist das vor ein Kleinod, Johannes, mit dem du so prahlest?"

Da erwiderte ich: „Herr, es ist meine Jugend, deren will ich Euch genießen lassen, wie ich kann! Damit Ihr Euer Alter vergesset bei mir, will ich Euch erfreuen mit mancherlei fröhlichen Reden und Gedanken."

Aber, was ich da zuletzt gesprochen hatte, war wohl thöricht und ein schlechter Anfang meiner versprochenen erfreulichen Re-

den, denn mein gnädiger Herr ward nun sehr stille und finster. Weil ich ihn an sein Alter erinnert hatte, glaubte ich. Da redete ich ihn schüchtern an: „Herr, ich habe Euch mit thörichten Worten erzürnet."

Er aber sprach: „Das hast du nicht gethan, Johannes, du hast die Wahrheit gesprochen, aber mir ist schwerer aufs Herz gefallen, was mir lange schon darauf liegt, mein Unwert. Nun aber bedenke ich, ob dein fröhlicher Mut mir wohl diese Last von der Brust nehmen wird; aber das mag wohl nicht sein; hast du mich nicht gefunden hier im Grünen, in einem lustigen Garten, von der lieben Sonne beschienen und angesungen von den unschuldigen Vögelein, nachdenklich und betrübt? Wirst du können, was der Frühling nicht vermag? So du aber Künste gelernt hast, die ich nicht besitze, so wirst du mein Schuldner nicht bleiben, wenn ich gleich selbst ewig Gottes Schuldner bleibe. Setze dich zu mir und sage mir treulich, wie du zur Armut gekommen bist im Guten, und wie es sich mit dir begeben, bis ich dich gestern an der Eiche gefunden habe im Blobsheimer Wald, und dann sollst du ebenfalls von mir hören, warum ich betrübt bin."

Da ich die große Freundlichkeit meines Herrn aus dieser Rede vernommen hatte, faßte ich einen guten Mut, setzte mich zu ihm unter den Baum und sprach also: „Mein gnädiger Herr und Ritter, es gibt keinen ehrlicheren Weg ins Leben als die Geburt, denn unser Heiland ist ihn auch gewandelt, und so gibt es auch keinen ehrlicheren Weg zur Armut, als in ihr geboren zu sein, denn auch unser Heiland ward in ihr geboren, und so kam ich zur Armut, als ich zur Welt kam. Aber ich bin doch nicht lang' arm geblieben, denn ich fand eine unaussprechlich liebe Mutter, die ließ mich an ihrem Herzen schlummern und sah auf mich nieder mit sorgenden Liebesblicken, und weckte sie mich nicht mit ihren Thränlein, die auf mich niederfielen, so weckte sie mich mit Küssen und ließ mich ihr eignes Leben aus ihren Brüsten trinken — o Herr, war ich nicht reich? Wer ist reicher als ein neugebornes Kindlein? — Ja, ich war so reich, daß ich meiner lieben Mutter Freud' und Leid verdoppeln konnte, was Ihr wohl aus einem Liede vernehmen werdet, das meine Mutter oft sang,

wenn sie mich in frühster Jugend einschläferte, und habe ich es nach ihrem Tode in ihrem Gebetbüchlein liegend gefunden; es ist aber gestellt, bald als rede ein Kindlein zur Mutter, bald die Mutter zu ihm. Nun höret:

‚O Mutter, halte dein Kindlein warm,
Die Welt ist kalt und helle,
Und trag' es fromm in deinem Arm
An deines Herzens Schwelle.

‚Leg' still es, wo dein Busen bebt,
Und, leis' herab gebücket,
Harr' lieb'voll, bis es die Äuglein hebt,
Zum Himmel selig blicket.' —

‚Und weck' ich dich mit Thränen nicht,
So weck' ich dich mit Küssen,
Aus deinem Aug' mein Tag anbricht,
Sonn', Mond dir weichen müssen.

‚O du unschuld'ger Himmel du!
Du lachst aus Kindesblicken,
O Engelsehen, o sel'ge Ruh',
In dich mich zu entzücken[1]!

‚Ich schau' zu dir, so Tag als Nacht,
Muß ewig zu dir schauen,
Und wenn mein Himmel träumend lacht,
Wächst Hoffnung und Vertrauen.

‚Komm her, komm her, trink' meine Brust,
Leben von meinem Leben,
O, könnt' ich alle fromme Lust
Aus meiner Brust dir geben!

‚Nur Lust, nur Lust und gar kein Weh!
Ach, du trinkst auch die Schmerzen,
So stärke Gott in Himmelshöh'
Dich, Herz aus meinem Herzen!

‚Vater unser, der du im Himmel bist,
Unser täglich Brot gib uns heute,
Getreuer Gott, Herr Jesus Christ
Tränk' uns aus deiner Seite.' —

[1] Mich entzückt in dich versenken zu können.

‚Du strahlender Augenhimmel du,
Du tauft aus Mutteraugen,
Ach Herzenspochen, ach Luft, ach Ruh',
An deinen Brüften faugen!

‚Ich fchau' zu dir, fo Tag als Nacht,
Muß ewig zu dir fchauen,
Du mußt mir, die mich zur Welt gebracht,
Auch nun die Wiege bauen.

‚Um meine Wiege laß Seide nicht,
Laß deinen Arm fich fchlingen,
Und nur deiner milden Augen Licht
Laß zu mir niederdringen.

‚In deines keufchen Schoßes Hut
Sollft du dein Kindlein fchaukeln,
Daß es dir bleibe fo lieb, fo gut,
Wie Träume es umgaukeln.

‚Da träumt mir, wie ich fo ganz allein
Gewohnt dir unterm Herzen,
Da waren die Freuden, die Leiden dein
Mir Freuden auch und Schmerzen.

‚Und ward dir dein Herz ja all zu groß,
Und hatteft nicht, wem klagen,
Und weinteft du ftill in deinen Schoß,
Half ich dein Herz dir tragen.

‚Da rief ich: Komm, lieb' Mutter, komm!
Kühl' dich in Liebeswogen!
Da fühlteft du dich fo ftill, fo fromm
In dich hinabgezogen.

‚So mutterfelig ganz allein
In deiner Luft beraufchet,
Hab' ich die klare Seele dein,
Du reines Herz, belaufchet.

‚Was heilig in dir zu aller Stund',
Das bin ich all geweten,
Nun küff' mich, füßer Mund, gefund,
Weil du an mir geneten.

‚O selig, selig ohne Schuld,
Wie konnt' ich mit dir beten,
O wunderbare Ungeduld,
Ans scharfe Licht zu treten!

‚O Mutter, halte dein Kindlein warm,
Die Welt ist kalt und helle,
Und trag' es fromm, bist du zu arm,
Hin an des Grabes Schwelle.

‚Leg' es in Linnen, die du gewebt,
Zu Blumen, die du gepflücket,
Stirb mit, daß, wenn es die Äuglein hebt,
Im Himmel es dich erblicket.

‚So lallt zu dir ein frommes Herz,
Und nimmer lernt es sprechen,
Blickt ewig zu dir, blickt himmelwärts
Und will in Freuden brechen.

‚Bricht's nicht in Freud', bricht's doch in Leid,
Bricht es uns allen beiden.
Ach, Wiedersehen geht fern und weit,
Und nahe geht das Scheiden!'"

Als ich das Lied ganz hergesagt, waren ich und mein Herr Ritter ein bißchen stille. Dann hob er an und sprach: „Du hast recht, lieber Johannes, du warst recht reich, eine so liebe Mutter auf Erden zu finden. Das ist ein schönes Lied, aber es ist auch viel Trauer darin, wer hat es denn also gesetzet, daß es am Ende so schmerzlich vom Scheiden spricht?"

Da sagte ich: „Mein Vater hat es gesetzt, als ich noch nicht geboren war, da er von meiner Mutter scheiden mußte, und hat sie ihn nie wiedergesehn, und kenne ich ihn auch nicht." Da brachen mir die Thränen aus, aber mein gnädiger Herr fuhr mir freundlich mit der Hand über das Haupt und sagte: „Sei wohlgemut! ich will dein Vater sein, das reicht auf Erden hin, Gott geb's!" Da küßt' ich ihm die Hand und fuhr fort: „Ach, Herr Ritter, solcher Reichtum an einer so lieben Mutter war noch nicht genug, denn gute Leute nahmen mich auf ihre Arme und trugen mich in die Kirche, da ward ich durch die heilige Taufe auf-

genommen unter die Kinder Gottes und ward gereiniget von aller Sünde und ward teilhaftig der Versühnung unseres Herrn Jesu Christi. Da ward ich erst reich über alle Maßen, da hatte ich das ewige Leben und den Schlüssel des Himmels geschenket. Dann aber auch ward mir gegeben viele irdische Herrlichkeit und was zum Leben nötig und lustig ist, denn ich ward gelehret, daß der Glanz der Sonne all mein Gold sei, der Spiegel der Flüsse all mein Silber, die grünen Wiesen mit ihren Blumen all meine Teppiche und Tapezereien[1], der Himmel mit seinen blauen gestirnten Gewölben und der grüne hohe Wald alle meine Gebäude und Hallen, ja endlich bin ich so reich geworden, daß mir die ganze Welt offen stand und alle guten Menschen meine Diener wurden, zu denen ich sprechen durfte: ‚Gib mir dies, gib mir jenes.‘ Und hatte ich auch keinen Herrn, als den Herrn aller Herren, den lieben Gott, der mir das Leben zu einem Lehen gegeben, und in dessen Hände ich es, so der heilige Geist seine Gnade verleiht und mein Herr Jesus sich meiner erbarmt, ohne große Makel zurückzugeben hoffe, und habe ich mir zum Spruche auf mein Schild erwählt, denn ich bin eines Ritters Sohn:

„Der Himmel ist mein Hut,
Die Erde ist mein Schuh,
Das heil'ge Kreuz ist mein Schwert,
Wer mich sieht, hat mich lieb und wert.“

Da lächelte Herr Veltlin und sprach: „Dein Hut ist besser als deine Schuh', die wirst du dir bald ablaufen, aber dein Schwert ist das mächtigste auf Erden und hat einen guten Waffenschmied gehabt, du bist ein guter Ritter, und deine Fahrt mag friedlich abgehen, denn die dich sehen, haben dich lieb und wert. Aber erzähl' mir nun dein Herkommen!“

Da zog ich ein Buch aus meinem Buchbeutel und sprach: „Ich will es Euch lesen, denn ich habe angefangen, es mir aufzuschreiben, und zwar so recht ausführlich, wie es mir eingefallen, mit allerlei Rede und Betrachtung, wie mir bewußt ward, daß es gewesen ist und gewesen sein kann.“ Da sprach Herr Veltlin:

[1] Decken, nicht Tapeten.

„Du kannst schreiben? Johannes, das kann ich nicht, und bin ich begierig zu hören, ob du auch alles so aufgeschrieben, daß ich es wohl genießen mag, denn da die Schrift als etwas Künstlicheres und dem Menschen Merkwürdigeres gegeben wird, als gewöhnliche Rede, die schnell dahinfliegt, so soll sie auch des Aufbehaltens würdiger dem Menschen dargereicht werden und also wohlgesetzt und deutlich sein. Lies nun!" Da hob ich an:

„Chronika des fahrenden Schülers
Johannes Laurenburger,
von Polsnich an der Lahn."

„Dies Buch ist mir wert und lieb,
Wer es mir stiehlt, der ist ein Dieb."

„Ich bin geboren am 20. Mai 1318 zu Polsnich an der Lahn, das ist ein Hof, der gehört zum Kloster Arnstein, darin ich getauft wurde Johannes. Meine Mutter selig wohnte in einem kleinen Häuslein vor dem Hof, und nannte man sie die schöne Laurenburger Els, mein Vater aber, den ich nie gesehen, war der Ritter Hans von der Laurenburg, die dem Kloster Arnstein gegenüber an der Lahn liegt. Was es aber für eine Beschaffenheit mit ihm habe, will ich hier niederschreiben, soviel ich erfahren, wenn ich zu der Zeit in meinem Leben gelange, da es mir selbst bekannt worden.

„Das erste, dessen ich mich aus frühster Jugend von meiner Mutter recht deutlich erinnre, ist, daß sie mich lehrte, mich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu bezeichnen und die Hände zu falten und das Vaterunser und den englischen Gruß[1] zu beten. Sie sagte mir die Gebete vor, ich schaute nach ihren Lippen und sprach ihr nach, und ich erinnere mich noch recht sehr deutlich meiner großen Freude, als ich zum ersten Male abends neben ihr an ihrem Betschemel kniete und diese heiligen Gebete mit ihr fertig und ohne Fehl sprach. Jetzt noch, wenn ich bete,

[1] Das „Ave Maria".

ist es mir oft, als schaute ich nach ihren Lippen und spräche ihr nach.

„Sie war arm, fromm und arbeitsam, und wenn ich sie gleich später in mancherlei Geschäft gesehen, schwebt mir ihr Bild doch meistens betend, singend oder spinnend vor Augen. Wenn sie mich manchmal abends schon im Bette entschlafen glaubte, wachte ich noch und horchte auf das Schnurren ihrer Spindel und ihren rührenden Gesang, denn sie saß spät auf, ihr Brot in Ehren zu verdienen.

„Der Anblick meiner holdseligen Mutter, wenn sie so bei Lampenschein vor sich hinsang und spann, rührte mich oft bis zu Thränen; warum, das weiß der liebe Gott gewiß, zu dem ich wohl zuhörend mit kindischem Herzen für sie gebetet habe.

„Einmal weiß ich, daß ich gar sehr weinen mußte, als ich sie nachts bei ihrem Rocken so vor sich hin singen hörte, da fing eine Nachtigall vor unserm Fenster auch an zu singen; es war schon sehr spät, und der volle Mond schien klar und hell. Meine Mutter aber hörte nicht auf zu singen, und sang das Vögelein und sie zugleich. Da habe ich zum erstenmal Traurigkeit empfunden und kindische Sorgen um den Ernst des Lebens gehabt, die ich wohl noch fühle, aber nicht auszusprechen vermag, da habe ich mich auch leise im Bette aufgerichtet und meiner Mutter zugehört. Sie sang aber ein Lied, das lautete also:

‚Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

‚Ich sing' und kann nicht weinen
Und spinne so allein
Den Faden, klar und rein,
Solang' der Mond wird scheinen.

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall,
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

‚So oft der Mond mag scheinen,
Gedenk' ich dein allein,
Mein Herz ist klar und rein,
Gott wolle uns vereinen!

‚Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall,
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

‚Gott wolle uns vereinen,
Hier spinn' ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing' und möchte weinen!'

„Besonders traurig aber kam es mir vor, daß der Vogel und meine Mutter zugleich sangen und doch nicht recht miteinander, und hätte ich damals wohl wissen mögen, ob der Vogel auch in seinem Gesange meiner Mutter gedachte, und ob er auch lieber geweint als gesungen hätte. Ich fragte darum meine Mutter mit den Worten: ‚Mutter, was singt denn die Nachtigall dazu?'

„Da sagte sie: ‚Die Nachtigall sehnt sich und lobet Gott, also thue ich auch. Aber, Johannes, warum wachst du? Schlafe, du mußt morgen früh heraus und mit mir nach Kloster Arnstein gehen. Wenn du nicht schläfst, so nehme ich dich nicht mit.' Da löschte sie die Lampe aus und trat vor mein Bettlein und machte mir das Zeichen des Kreuzes auf Stirne, Mund und Herz und küßte mich, und da ich fühlte, daß sie weinte, schlang ich meine Arme um ihren Hals und drückte ihr Antlitz fest an das meinige, und da weinten wir beide.

„Ich fragte sie aber: ‚O liebe Herzmutter, was weinest du, und warum machst du mir nochmals das Kreuz? ich habe ja schon gebetet.'

„‚Lieber Johannes', sprach sie hierauf, ‚ich mache dir immer das Kreuz und küsse dich, wenn ich schlafen gehe, daß dir Gottes und deiner Mutter Segen in der Nacht zu gute komme, aber du hast bisher immer schon geschlafen, wenn ich es that, und wußtest es darum nicht.' Aber warum sie weine, sagte sie mir damals

nicht. Darauf entkleidete sie sich und legte sich zu Bette und betete laut, ich aber sprach ihr nach:

‚Herr Jesus, ich will schlafen gehn,
Laß vierzehn Engel bei mir stehn,
Zwei zu meiner Rechten,
Zwei zu meiner Linken,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen,
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich weisen
Zum himmlischen Paradeise!'

„Worauf wir ruhig einschliefen.

„Am folgenden Morgen wachte ich früher auf als die Mutter. Die Schwalbe begann zu singen. Ich kleidete mich leise an und trat an das Bett meiner Mutter, die hatte die Hände ruhig gefaltet, und der junge Tag schien auf ihr Angesicht. Ihr Anblick erfüllte mich mit Liebe und Trauer, denn ich hatte Barbara, die Tochter des Hofmeiers, neulich also mit gefaltenen Händen stille im Sarge liegen sehn, und ergriff mich eine so tiefe Angst, daß ich meine Mutter mit ungestümen Küssen erweckte. Sie erwachte in meinen Armen, und als ich ihr die Ursache meiner Thränen sagte, nahm sie meine Hände von ihrem Hals und faltete sie und schloß sie in ihre lieben Händt, und so beteten wir zusammen zu Gott und dankten ihm, daß er uns diese Nacht erhalten und uns verliehen habe, diesen Tag zu unserer Besserung anzutreten. Am Schlusse des Gebetes sagte die Mutter: ‚Du hast gefürchtet, ich sei tot, Johannes; sterben müssen wir alle, halte dich an unsern Herrn Jesum und die himmlische Mutter Maria, die werden dir Vater und Mutter sein, besser als dein irdischer Vater und ich, wenn auch ich dich verlassen muß. Und wenn ich einst die Hände so schließe, um zu beten, da ich zur ewigen Ruhe entschlafe, so schließe auch deine Hände so in die meinigen und bete mit mir, auf daß uns der Heiland zusammen in die ewige Herrlichkeit seines Angesichts schauen lasse.'

„Da wurd' ich still und trat an das Fensterlein unsrer Kammer und sah nach dem kommenden Tag. Als sich aber meine Mutter angekleidet hatte, trat sie hinter mich und hielt mir freundlich die Augen zu mit den Worten: ‚Warte ein wenig, liebes Kind, gleich wirst du etwas sehen, das du nie gesehen.' Während sie mir so die Augen zuhielt, fragte ich sie: ‚Liebe Mutter, ist das Gebet dann kräftiger und gefällt es dem lieben Gott dann besser, wenn man die Hände so zusammenfaltet, wie du mit mir gethan?' — ‚Gewiß', sagte die Mutter, ‚wenn die, so es thun, sich so lieben wie wir, aber den lieben Gott doch noch viel mehr als einander, und wenn in der Kirche alle Leute zusammen beten und der Priester am Altare betet, da ist das Gebet des Priesters die Hand, in die sie alle ihre Hände gefalten haben. Was habe ich dich von der christlichen Liebe gelehrt?' Da sprach ich: ‚Du sollst Vater und Mutter lieben, auf daß du lang' lebest auf Erden, du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst und Gott über alles.' — ‚Recht', sagte die Mutter, ‚o, wie selig wäre die Welt, wenn alle Menschen so vereint beteten, wie wir es heut' thun konnten und wie es eine fromme Gemeinde in der Kirche thut.' Da sagte ich kindisch: ‚Aber alle Menschen können doch nicht ihre Hände zu zwei Händen zusammenlegen.' — ‚O gewiß, das können sie', erwiderte die Mutter, ‚und das in unsres lieben Erlösers Jesu Christi Hände, der überall und an allen Orten ist und seine heiligen Hände für uns am Kreuze ausgespannt hat, uns zu erlösen von der Sünde. Denn er hat uns ja das Gebet gelehret, und er ist die Hand, in welche wir unsre Hände legen müssen, so unser Gebet zu Gott bringen soll, denn er selbst hat auf Erden gesagt: Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater, und niemand erkennet den Sohn, als nur der Vater, und niemand kennet den Vater, als nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren. Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Und der heilige Johannes sagt: Der Vater hat den Sohn lieb und hat ihm alles in seine Hand gegeben. Wir haben einen Fürsprecher beim Vater, Jesum Christum, den Gerechten, der ist die Versöhnung für unsere Sünden, doch nicht allein für die unsrigen, sondern für die

Sünden der ganzen Welt. Es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus, der sich selbst für uns alle zur Erlösung hingegeben hat. Ach, möchten nur alle ihre Hände in des Heilands Hand, in die Gott alles gegeben hat, glaubend, hoffend und liebend, legen, dann würden wir alle zusammen schauen in das Angesicht Gottes.' Nach diesen Worten that die liebe Mutter ihre Hände von meinen Augen und sprach: ‚Gelobet sei Jesus Christus!' und ich erwiderte: ‚In Ewigkeit, Amen!' und sah mit großer Seligkeit in den Glanz der Morgensonne, die über dem Lahnthal hervorstieg. ‚Ach, Mutter!' rief ich aus, ‚ist dieses Gottes Angesicht?' — ‚Nein, mein Kind', erwiderte sie, ‚das ist nur seine erschaffene Sonne, die er über uns arme sündige Menschen scheinen läßt, aber denen, die ihn lieben, hat Gott bereitet, was kein Auge gesehn und kein Ohr gehört hat und was in keines Menschen Herz gekommen ist.'

„Ich habe aber damals die Sonne zum ersten Male aufgehen sehen, weil ich so früh vorher nie aufgestanden. Dieses Morgens und aller meiner Mutter Rede und Thun an demselben habe ich bis jetzt gar oft mit großem Nutzen gedacht. Nun aber nahm meine Mutter Linnen, das sie gewebt, und Garn, das sie gesponnen und gezwirnet, um es in dem Kloster zu verkaufen. Sie trug es in dem Korbe auf dem Kopfe, und da ich sie darum gebeten, gab sie mir einige Stränge des Garns zu tragen, welche ich mit einer großen Liebe zu meiner Mutter sehr sorgfältig bis nach Arnstein getragen habe. Wir kamen daselbst in des Abtes Stube, die war mit schönen Bildern ausgemalt, auch handelte der Abt selbst um das Tuch mit der Mutter und war ein heiliger, aber sonst gar freundlicher und lustiger Mann, fragte mich auch, da ich die schönen Bilder an den Wänden so fleißig betrachtete: ‚Hans, dir gefällt wohl meine Zelle, hast du auch Lust, ein geistlicher Ordensherr zu werden? Wenn du fromm und fleißig bist, kannst du mit der Zeit diese meine Bilder besitzen und Abt sein, wenn ich in dem stillen Konvent unter der Kirche schlafe.'

„Da erwiderte ich: ‚Ich hätte wohl Lust dazu, Abt in der schönen Zelle zu sein, Hochwürdiger Herr, wenn meine liebe

Mutter mit drinnen wohnen wollte.' Da lachte der Abt und sprach: ‚Lieber Hans, wenn die schöne Laurenburger Els mit in den Zellen wohnen dürfte, möchte wohl das kleine Klosterpförtlein zu enge werden, so viele sollten den heiligen Orden suchen. Aber das geht nicht, denn der Herr spricht, wir sollen das Kreuz auf uns nehmen, alles verlassen und ihm nachfolgen. Und doch wohnet eine Mutter mit uns in unsern Zellen, die ist noch viel lieblicher und milder als die deine.' Da sah ich bald den Abt, bald meine Mutter an und konnte seine Rede nicht recht glauben, sagte auch zuletzt: ‚Ach, Hochwürdiger Herr, zeiget mir sie!' Da lachte der Abt wieder und sprach: ‚Mein Hans, zeigen kann man sie nicht, aber wir leben alle in ihrem Schoße, und auch du, es ist die heilige Mutter, die Kirche, welche unser lieber Herr Jesus sich zu einer Braut erkoren. Aber das verstehest du noch nicht.' Da sagte ich: ‚Nein!' Und er gab mir drei Bildlein aus seinem Gebetbuch, das war St. Jörgen Bild, meines Vaters, Ritter Jörgen von der Laurenburg, Patron, St. Elsbethen Bild, meiner Mutter Patronin, und St. Johannsen mit dem gülden Mund Bild, mein Patron, worüber ich große Freude empfand. Und als ich ihm den Ärmel küssen wollte, reichte er mir die Hand und sprach: ‚Johannes, bitte Frau Else, deine Mutter, daß sie dich bald herauf zur Schule thut, da sollst du zur Messe dienen lernen und für jede Messe einen halben Heller von mir erhalten.' Da bat die Mutter den Abt um seinen Segen, und knieten wir beide vor ihm, und er legte seine Hände auf uns und betete.

„Meine Mutter ließ aber von dem Geld, das er ihr für die Linnen gegeben, zurück, eine heilige Messe für ihr Anliegen in Sankt Jörgen-Kapelle zu lesen, und da der Abt fragte: ‚Laurenburgerin, was ist Euer Anliegen?' traten meiner Mutter die Thränen in die Augen, und sie sprach mit Schämen: ‚Das stell' ich Gott anheim, Hochwürdiger Herr.' Der Abt erwiderte hierauf mit ernster und freundlicher Stimme: ‚Laurenburgerin, nehmet Euer Geld zurück und wendet es Eurem Kinde zu, ich weiß, Ihr lebet bedrängt, ich will das heilige Meßopfer selbsten für Euch halten und von ganzem Herzen für Euch beten; aber

ergebet Euch auch in den Willen des Herrn und hanget nicht weltlichem Kummer allzusehr nach.' Meine Mutter aber wollte das Geld nicht wieder nehmen und sprach: ‚Der Himmel segne Euch, Hochwürdiger Herr, für Eure Milde, aber ich bedarf des Geldes nicht, welches ich zu heiligem Opfer erarbeitet. Thut des edlen Laurenburgers Weib den Schimpf nicht an, als könne sie nicht ein kleines Opfer erarbeiten.' Da sprach der Abt: ‚So Ihr Euch das zu Herzen nehmet, will ich dafür ein Kerzlein vor St. Jörgen Bild aufstecken lassen. Linnen und Garn gebet unten im Kloster dem Bruder Sulpizius, daß er Chorhemden daraus mache, denn Eure Linnen sind gar fein.' Da nahm die Mutter die Linnen, und gaben wir sie unten dem Bruder Schneider, der hielt aber der Mutter den Korb zurück, bis wir aus der Kirche kamen.

„In der Kirche gingen wir zur Linken in eine Kapelle, da stand auf dem Altare St. Jörgen Bild, wie er den Drachen durchbohret; den Altar haben die Ritter von der Laurenburg gestiftet und viele Gaben zu dem Kloster gethan, haben auch ihr Begräbnis in dieser Kapelle, wie ich nachmals erfahren. Zur Rechten des Altars kniete ich mit meiner Mutter nieder bei einem steinernen Bilde, das in die Wand gemauert war. Dieses stellte aber einen alten Ritter vor, der hatte ein langes geistliches Gewand an und legte einem jungen Ritter, der vor ihm kniete, die Hände auf das Haupt. Meine Mutter sah oft und mit recht innerlicher Bewegung nach dem knieenden Ritter. Ich betrachtete ihn auch und empfand eine große Freude an ihm, hätte ihm auch gern etwas Liebes gethan und setzte ihm drum einen grünen Kranz auf sein steinern Haupt, den ich mir im Walde geflochten und noch spielend in der Hand trug. Da meine Mutter dies sah, fuhr es wie ein Blitz durch ihre Augen, und umarmte sie mich heftig in der Kirche; aber ihre Wangen wurden schamrot und ihre Augen voll Thränen, da ließ sie mich los und senkte das Haupt auf den Betstuhl. Ich empfand große Bangigkeit um ihre rührende Gebärde. Da trat ein Ordensbruder aus der Sakristei mit einer schönen bunten Wachskerze, die zündete er an der ewigen Lampe an, nahte dann unserm Betstuhl und reichte sie meiner

Mutter und mir zu küssen, und als wir dies gethan, steckte er sie auf St. Jörgen Leuchter, der neben St. Jörgen Altar stand und gestaltet war wie eine Lanze, die durch einen Lindwurm gestochen ist. Das war die Opferkerze, die uns der Herr Abt versprochen. Nun klang das Glöcklein, und der fromme liebreiche Herr trat mit dem Ministranten zum Altar und las uns die heilige Messe selbst mit großer Andacht. Da sagte mir meine Mutter ins Ohr: ‚Bete hübsch fromm, Johannes; der stehende alte Ritter ist der alte Laurenburger, dein Großvater, bete hübsch für ihn!‘ Nun hatte ich den Mut nicht mehr, nach dem Bilde zu schauen, und ward mir mein Großvater von damals an ein gar ernster und sorglicher Gedanke, aber ich habe zum ersten Male gebetet mit einer recht innerlichen Herzensangst, wie früher nie. Warum ich aber so gebetet, kann ich mich nicht mehr deutlich entsinnen.

„Da die Messe zu Ende war, fragte ich meine Mutter wieder nach dem steinernen Bilde mit den Worten: ‚Mutter, was macht denn der alte Laurenburger da?‘ Aber sie antwortete nicht und sah mit nassen Augen den knieenden Ritter an, dem ich das Kränzlein aufgesetzet. Als ich sie nochmals fragte, sagte sie: ‚Der alte Laurenburger thut, was ich dir gestern abend that, da ich dich im Bette mit dem heiligen Kreuze bezeichnete.‘ Da fragte ich sie weiter: ‚Will denn der alte Laurenburger auch schlafen gehn?‘ Und sie sprach: ‚Ja, er will schlafen gehn in die ewige Ruhe.‘ Ich aber fragte weiter: ‚Will denn der knieende Ritter auch schlafen gehn?‘ Da sprach sie: ‚Ach, Gott gebe ihm ein seliges Erwachen, so er schon schläft!‘ und ward wieder sehr traurig und hob mich hinauf an dem Bilde mit den Worten: ‚Küsse den Knieenden, habe ihn recht lieb, es ist dein guter Vater!‘ Da küßte ich ihn herzlich und setzte ihm das Kränzlein zurecht auf seinem Haupt, wollte ihn auch nicht lassen. Meine Mutter aber behielt mich auf dem Arme und trug mich aus der Kirche hinaus, und hätte sie schier auch ihren Korb vergessen, der noch bei dem Bruder Sulpizius stand. Der aber kam uns nachgelaufen und brachte den Korb, da war ein schönes weißes Klosterbrot drinnen und ein Krüglein voll Weins, das schenkte uns der Herr Abt.

„Sie dankte und ging ruhig mit mir links dem Walde zu,

einen andern Weg, als wir hergekommen waren. Sie hatte den Korb am rechten Arme und trug mich auf dem linken, ich sagte ihr, daß ich nicht müde sei und es ihr sauer werde, sie solle mich gehen lassen. Aber sie wollte mich nicht loslassen, und ich merkte in ihr eine geheime Lust, mich zu tragen, und sie schloß mich manchmal fester mit dem Arme an ihre Brust, so daß ich den Schlag ihres Herzens fühlte. Da ward ich mir so recht lebendig ihrer Liebe bewußt und genoß ihre Güte mit kindlicher Freude, denn sie pflegte mich sonst nicht zu tragen, weil sie, wenngleich groß und schlank, doch durch manche Sorge und Nachtwache entkräftet war. Sie war zart und weiß mit langen blonden Haaren, und wie goldne Strahlen waren die Wimpern über ihren reinen blauen Augen, die mich noch immer mit Friede, Liebe und Warnung anblicken. Ja, ihr liebes Angesicht war wie ein durchsichtiges Fensterlein ihres Herzens, aus dem ihre Seele mit jeder innern Bewegung errötend und erbleichend zum Himmel schaute. Ihr Mund aber war ruhig und zart geschlossen und erregte eine züchtige Ehrfurcht. Ich sage dies hier, denn ich werde nimmermehr vergessen, mit welcher Liebe ich damals ihr edles Angesicht betrachtete, und wie gut und holdselig sie aussah, da sie mich so zärtlich durch die freie Luft über die grüne Wiese hintrug, und meine Härlein und ihre langen blonden Haare in dem Winde durcheinander flogen, und die Lerche über uns, gegen die Sonne schwebend, lobsang. Da war mir unendlich wohl, und meine Sehnsucht, sie nicht zu ermüden, ward so inbrünstig, daß ich glaubend fühlte, ich ermüde sie nicht, und, mit ihren Haaren spielend, zu ihr sagte: ‚Liebe Mutter, bin ich nicht recht leicht? — mir ist, als träume ich, ich flöge.‘ Sie aber antwortete nicht, als mit einem zärtlichen Druck ihres Arms, und ich begann ihr ihre Haare in Zöpfe zu flechten, daß ihr der spielende Wind nicht beschwerlich fallen möge, und sie ließ es mit freundlichem Hinneigen ihres Kopfes gerne geschehen. Da ich aber fertig war und sie mich durch den Wald unter den Bäumen hintrug, brach ich einen grünen Eichenzweig ab, wand ihn in einen Kranz und setzte ihn ihr auf das Haupt mit den Worten: ‚Liebe Mutter, nun bist du geschmückt wie der kniende Ritter in Sankt Jörgen-

Kapelle, nun hast du auch ein Kränzlein auf, und wenn er uns nun durch den Wald entgegengeschritten käme, würdet ihr euch beide wohl sehr aneinander erfreuen über die schönen Kränze?' Meine Mutter aber antwortete nicht und ging traurig fort, worüber ich auch betrübt wurde.

„So zogen wir still und einsam wohl eine Stunde lang durch den dichten Wald, als wären wir die einzigen Menschen auf der Welt und hätten nicht viel Freude. Nun ward es lichter in den Zweigen, und der Wald endete sich gegen den Rand des Berges, der sich in das einsame Lahnthal senkte. Hier küßte mich die Mutter und ließ mich an die Erde. Wir standen aber auf einer grünen Waldwiese, die ein frischer Quell erquickte, der mit Umwegen an dem mannigfaltig unterbrochenen Abhange zu der Lahn hinabeilte. Wo wir standen, war die Gegend sanft und mild, ein großer alter Birnbaum hing schwer voll gelber Birnen, und um ihn her standen mehrere Vogelbeerbäume, die mit ihren feuerfarbenen Früchten lustig gegen den dunkeln Wald abstachen. Außerdem bekränzten und durchschnitten den Platz mancherlei Fruchtsträucher, Haselbüsche, Johannis- und Klosterbeersträucher, und ich hatte die Fülle zu brechen und zu genießen. Gegen uns über erschien die Gegend ernster. Das Lahnthal schließt, von diesem Punkte gesehen, den Spiegel des Flusses mit einer Krümme wie einen tiefliegenden See ein, und die Berge lagen mit dunklem Walde bedeckt, streng und finster um diesen her, als hätten sie tiefsinnige Gedanken über ein Leid, das hier geschehen. Die Mutter stand stille und schaute ruhig in die Gegend hinein, ich hatte aber den Deckel des Korbes genommen, ihn mit breiten Haselnußblättern bedeckt und sammelte mit ängstlichem Fleiße die schönsten Brombeeren und Himbeeren und was sonst an wohlschmeckenden Träublein zu reichlicher Lese sich darbot. Zwischen der Arbeit schaute ich oft nach ihr, sah auch mit Freude, wie der Anblick der Gegend ihr Antlitz zu erheitern schien, und als ich meine Ernte ihr darbot, lächelte sie freundlich, strich mir mit der Hand über die Stirne und sagte: ‚Schönen Dank, Johannes, du bist ein gutes Kind!'

„Dann führte sie mich rechts dem Dickicht zu, wo wir nach

wenigen Schritten vor einer kleinen verlassenen Hütte standen. Der Epheu hatte frei die Wände umrankt und selbst die verschlossene Thüre mit seinem Gitter umzogen. Die Mutter hob mich an einem alten Wacholderbaum in die Höhe, der neben der Thüre stand, und ich mußte ihr aus einem Loche in demselben einen Schlüssel holen, mit welchem sie die Thüre aufschloß, nachdem ich ihr geholfen hatte, die Epheuranken behutsam, ohne sie zu zerreißen, von der Thüre abzulösen. Nun gingen wir durch eine kleine, gerätlose Küche in eine viereckte Stube. Ich trat mit Scheu hinein, denn die wenigen Strahlen, welche durch die verschlossenen Fensterladen fielen, zeigten mir allerlei große Vögel an den Wänden in unbestimmtem Lichte. Meine Mutter aber stieß sogleich einen Fensterladen auf, und da sah man nach der andern Seite des Lahnthals, wo das alte Laurenburger Schloß aus schwarzem Bergwald hervorragte. An den Wänden der kleinen Stube sah ich auf eingemauerten Hirschgeweihen vielerlei ausgestopfte Vögel befestigt und besonders eine Reihe alter Falken; außerdem lehnten und hingen mancherlei Jagdgeräte, Armbrust, Speere, Netze und dergleichen, in schöner Ordnung um einen einfachen Betschemel, der vor dem holzgeschnitzten heiligen Hubertusbilde stand. Da war St. Hubertus abgebildet, wie er vor einem Hirsche kniet, der ihm mit einem Kreuze zwischen den Geweihen auf der Jagd entgegengetreten, da ihm der Herr sein wildes Herz gerührt. Ich betrachtete alle diese Dinge, die ich früher nie gesehen, mit bangem Staunen, während meine Mutter, auf einem hölzernen Stuhle sitzend, still zum Fenster hinaus nach der Laurenburg sah. Alles, was mir seit dem letzten Abend begegnet war, hatte die ruhige Folge der gewohnten Eindrücke in meiner Seele unterbrochen, und wenn ich jetzt zurück gedenke, möchte ich meine damalige Empfindung wohl dem Gefühl eines Rades vergleichen, wenn es in der Mühle plötzlich lebendig werden und sehen könnte, wie es sich selbst und alle die andern Räder sich mit ihm herumdrehen, ohne sich doch gleich vorstellen zu können, was es selbst und die andern Räder eigentlich sollen, und was überhaupt eine Mühle ist. Besonders aber befremdete es mich, daß meine Mutter mit allem dem Geräte der Hütte ganz vertraut

war und in der Hütte that, als wäre sie immer darin gewesen; darum fragte ich sie mit den Worten: ‚Liebe Mutter, bleiben wir nun hier, ist dies auch unser Häuslein? Dann will ich uns einen kleinen Garten bauen und ein Vogelsteller werden.‘ Da entgegnete sie freundlich: ‚Was willst du denn mit den Vöglein anfangen?‘ Worauf ich sagte: ‚Ich will sie das Vaterunser beten lehren.‘ Da fragte sie: ‚Weißt du denn, wo dein Vater ist?‘ Und ich antwortete: ‚Im Himmel.‘ Nun nahm sie mich zu sich, und ich mußte mich zu ihren Füßen setzen, und da erzählte sie mir ungefähr das, was ich hier weiter niederschreibe.

„Wenn ich auch gleich jedes ihrer lieben Worte jetzt, da ich erwachsen bin, nicht mehr so recht eigentlich wissen kann, dürfte es doch nicht viel anders gelautet haben, denn ich habe mir alles scharf in das Gedächtnis gefaßt und es mir oft wieder von ihr erzählen lassen, so daß wohl eher zu viel, als zu wenig hier stehen mag. Sie sprach aber: ‚Lieber Johannes, du hast mich seit gestern wohl trauriger als je gesehen, denn ich dachte gestern, da die Arbeit vollendet war, schon daran, wie ich heute alle die Wege gehen würde, die du mit mir gegangen bist. Du hast mich auch gestern abend gefragt, warum ich weine, da ich vor deinem Bettlein stand, aber ich habe dir keine Antwort gegeben, sondern nur mit dir gebetet, damit wir ruhig schlafen möchten. Jetzt aber will ich dir vieles erzählen, denn ich glaube, es wird dir frommen, wenn du früh weißt, wie auf Erden viel Traurigkeit ist und im Himmel allein die Freude, die wir durch unwandelbare Treue und Stärke in dem irdischen Leide allein verdienen können. Du wirst dann deine Sinne immer mehr zu Gott wenden und dich führen lassen von seinen Engeln auf Erden, dem Glauben an Jesus, der Hoffnung auf Jesus und der Liebe zu Jesus, deren Gespielen sind die Einfalt, die Demut, die Unschuld und die Wahrheit. Auch sollst du nicht traurig sein um des Leides willen, das dich auf Erden treffen wird; nein, nur um deine und aller Schuld, deren Strafe das Leid ist. Auch sollst du nicht trauren um deinen Schmerz, sondern allein um die Leiden deines Erlösers am Kreuze, an dem er gestorben ist wie ein unschuldiges Lamm, das dahin nimmt die Schuld der Welt, und zu dieser Versöhnung

sollst du dich wenden und fest an sie glauben und auf sie hoffen und dich rein erhalten von aller Sünde, damit du deine Seele nicht wieder befleckest, die dein Jesus, dein Erlöser, dein Heiland, dein Gott dir mit seinem heiligen Blute rein gewaschen hat. Dann wird dein Glaube, dein Vertrauen alles Leid überwachsen und du wirst dir ein freudiges Herz erkämpfen zu deinem Gott, der dich erschaffen hat im Vater, erlöset im Sohn und geheiliget im Heiligen Geiste!'"

Was mir meine selige Mutter, die schöne Laurenburger Els, in dem Häuslein meines seligen Großvaters, des Voglers Kilian, auf der Hirzentreu von sich und dem lieben Großvater erzählt hat.

„Diese Berghöhe heißt die Hirzentreu, und dieses Häuslein, worin wir sitzen, gehörte meinem lieben seligen Vater, dem Vogelsteller Kilian, den man weit und breit nur den guten Kilian und den frommen Falkenmeister nannte. Er ist zu Gott gegangen vor zehn Jahren und liegt begraben auf dem Kirchhofe zu Kloster Arnstein. Er ist geboren zu Kitzing in Franken und hat sich dies Häuslein hier selbst erbauet, da er als ein Falkenier des Grafen von Nassau meine selige Mutter, eines Jägers zurückgelassene Waise, zu seiner Hausfrau wählte und sich hier mit ihr niederließ. Es stehet auch draußen im Garten noch der Baum, an welchem mein Vater meine Mutter zum ersten Male gesehen; da rettete er ihr das Leben. Denn als mein Vater einen Hirsch verfolgte, fand das erzürnte Tier hier meine Mutter, welche als ein armes Mägdlein Kräuter für die Klosterherren in Arnstein sammelte, und faßte der Hirsch in seinem Grimme meine Mutter auf die Geweihe. Mein Vater, der herzulaufend dieses sah, schoß einen Bolz von seiner Armbrust nach dem Hirsch und traf ihn nicht ohne Gefahr meiner Mutter in das rechte Auge, und das verwundete Tier trat ihm, geblendet, nun grade entgegen; da faßte mein Vater einen guten Mut und riß ihm die halbtote Jungfrau von dem Geweihe, legte sie unter jenen Baum und er-

quickte sie an dem Bächlein, das hier entspringt. Als sie sich wieder erholt hatte, sahen sie zu ihrer großen Verwunderung, daß der Hirsch neben ihnen im Gebüsche stand und mit Schmerzen das Haupt bald hin und her schwenkte, bald traurig zur Erde senkte. Da rührte das niederrinnende Blut meinen guten Vater, er trat zu dem leidenden Tiere, zog ihm den Bolz aus dem Auge und wusch ihm die Wunde mit Wasser aus, welches alles der Hirsch ruhig geschehen ließ. Als aber mein Vater die erschreckte Jungfrau nach Kloster Arnstein begleitete, lief ihnen der Hirsch durch den ganzen Wald nach, was sie beide sehr rührte und ihrem Gespräche eine größere Vertraulichkeit gab. Vor Kloster Arnstein reichten sie sich die Hände und trennten sich mit der gegenseitigen Versicherung, miteinander in christlicher Ehe zu leben.

„Nun machte sich mein Vater von seinen herrschaftlichen Diensten los, baute mit Erlaubnis der Klosterherren diese Hütte und führte meine Mutter Agnes als seine liebe Hausfrau hinein. Der gute Hirsch war durch die Hilfe, die ihm mein Vater geleistet, so mild und zahm geworden, daß er ihm immer zur Seite war, wenn er hier an seiner Hütte mit der Mutter baute. Mein Vater pflegte dabei immer des Hirsches krankes Auge, welches bald ausheilte, aber blind wurde. Hernach, als meine Eltern hier wohnten, hielt sich der Hirsch immer freundlich zu ihnen, und ich weiß noch recht wohl, daß er, wenn wir aßen, den Kopf hier zum Fenster hereinsteckte und ich als ein Kind ihm Brot gab. Einstens aber hörte mein Vater ihn in der Nacht heftig schreien, da stand er mit der Mutter auf, und sie gingen hinaus, zu sehen, was dem guten Tiere fehlte. Er war aber im Kampf mit andern Hirschen, welche ihm seines blinden Auges wegen überlegen waren, so heftig verwundet, daß er mit anbrechendem Tage zu den Füßen meiner Eltern starb. Wir weinten um ihn wie um einen treuen und dankbaren Freund, und hat ihn mein Vater unter demselben Baume, wo er ihn geschossen, begraben, sein Geweih aber in den Baum so befestigt, daß es, zu ewigem Gedächtnis in denselben verwachsen, noch zu sehen ist, und hat mein Vater diese Hütte wegen des treuen Hirschen Hirzentreu genannt.

„Meine gute Mutter ist auch bald gestorben, und ich war noch ein so kleines Mägdlein, daß ich nicht recht wußte, was Sterben ist. Ich erinnre mich noch recht wohl, daß ich auf ihrem Bette saß, als sie krank war, und ihr die Fliegen wehrte und ihr alle die kleinen Gebete und Sprüche, die sie mich gelehrt, vorsagte und meinem Vater zur Hand ging, sie zu pflegen, soviel es ein Kind vermag. Da ich nun oft, wenn meine Mutter Arzneikräuter suchte, mit ihr im Walde gewesen war und sie mir dabei allerlei Heilkräfte der Pflanzen mitgeteilt hatte, so war meine Seele damals so erfüllt von der Begierde, ihr zu helfen, daß ich einstens in der Nacht vor einbrechendem Tage in den Wald hinauslief, um ihr einige Kräuter zu suchen, von welchen mir geträumt hatte. Ich lief lange herum und suchte mit unbeschreiblicher Angst die Kräuter, welche ich mich vorher gesehen zu haben nicht erinnerte. Schon stand die Sonne hoch am Himmel, und ich war weit von unsrer Hütte verirrt, aber ich vergaß, vor Begierde, das Arzneikraut zu finden, meinen Hunger, und als ich endlich in großer Ermüdung niederkniete und mit Thränen zu dem lieben Jesuskinde betete, es möge mir doch das Kraut suchen helfen, ich wolle ihm auch mein Brot schenken, bin ich darüber vor Müdigkeit entschlafen. Nach einigen Stunden erwachte ich und sah eine schöne edle Frau vor mir stehen, ein Diener führte ihr Roß, auf welchem ihr Söhnlein saß, und war sie abgestiegen, als sie mich so allein im wilden Walde liegen sah. Sie fragte mich, wer ich sei. Und da ich ihr gesagt, ich sei Voglers Els von der Hirzentreu und heute früh ausgegangen, ein Kräutlein für die kranke Mutter zu suchen, küßte sie mich und sagte, daß sie mich heimführen wolle mit sich nach der Laurenburg, denn sie war die Hausfrau des alten Laurenburgers, deine Großmutter. Von da wolle sie mich über die Lahn nach der Hirzentreu bringen lassen. Sie setzte sich nun auf das Roß und nahm mich vor sich auf des Pferdes Hals, ihr Söhnlein aber, Jörg, saß hinter ihr und hatte sie mit den Armen umfaßt.

„So zogen wir ein Stück Wegs nach dem Lahnthal hinab, und hatte ich schier auch alles vergessen, denn das Reiten, die fremde Frau und ihr Söhnlein, das mancherlei kleine Lieder mit

ihr sang, beschäftigten meine Seele. Aber der Hunger fing mich an zu drücken, und ich bemerkte mit Weinen, daß ich mein Brot nicht mehr in meiner Tasche fand. Da fragte mich die Edelfrau: ‚Elß, was weinst du?' und ich sagte ihr: ‚Ich hungre, denn ich habe dem Jesuskind mein Brot gegeben, und das Kräutlein von ihm erhalten, aber nun habe ich das Kräutlein verloren und hungre', und dabei verlangte ich heftig, sie möge mich in den Wald zurücklassen, das Kräutlein zu suchen. Ich mußte der Edelfrau das Kraut aber beschreiben, denn seinen Namen wußte ich nicht. Da sagte sie auf einmal: ‚Mein liebes Kind, du hast wohl geträumt, aber die Barmherzigkeit Gottes ist groß, denn sieh, mein Diener trägt ein solches Kraut in einem feuchten Tuch eingeschlagen in seinem Wadsack[1] auf dem Rücken. Dies Kraut aber wächst nicht hier zu Lande, sondern habe ich es im Kloster Arnstein, wo ich zur Beichte war, von dem Gärtner erhalten, der es von einem Priester aus fremden Landen jenseits des Meeres hat.' Da mußte der Knecht den Wadsack öffnen, und siehe da, es war dasselbe Kraut darinnen, das ich im Traume gesehen. Meine Freude war unaussprechlich, und die gute Edelfrau befahl dem Knechte, sogleich das Kraut meinem Vater zu bringen und ihm zu erzählen, wie ich es gesucht und wie mich die Edelfrau mit nach der Laurenburg genommen. Der Diener kannte meinen Vater gar wohl und lief mit Freuden die Waldstege nach unsrer Hütte zu. Nun ritt die Edelfrau mit mir und ihrem Söhnlein allein vollends zur Lahn hinab und an einer seichten Stelle hinüber nach der Laurenburg, wohin der Diener bald auch kam und mich auf dem Kahne zu meinen Eltern hieher zurückbrachte. Die gute Edelfrau hatte mir viele Liebe erwiesen und gab mir noch ein Krüglein mit altem Wein und einige stärkende Gewürzküchlein für die kranke Mutter mit und versprach, sie selbst morgen zu besuchen. Ihr Söhnlein aber, das nicht zugegen war, als ich aus der Laurenburg ging, kam mir bis zum Wasser nachgelaufen und gab mir einen ganzen Rosmarinstock, den er aus seinem Gärtlein ausgerissen, und sprach: ‚Du, Kleine, das stell'

[1] Mantelsack.

an deiner Mutter Bett, das ist ein guter Ruch[1], wenn man siech ist. Elslein, komm wieder!' Da gab er mir die Hand, und wir schieden.

„Als wir auf Hirzentreu ankamen, trug mich mein Vater an der Mutter Bette; die umarmte mich und sagte: ‚Els, ich habe den ganzen Tag nicht leben und nicht sterben gekonnt aus Sorge, daß du verloren seist, Gott aber hat mich wunderbar getröstet durch das, was geschehen, und hat mir dein Vater von dem Kraute einen Trank gekocht, der hat mich wunderbar erquicket.' Da gab ich dem Vater den Rosmarinstock, der pflanzte ihn in einen schönen neuen Krug neben der Mutter Lagerstätte, und nun nahm der Diener Abschied, nachdem er den Wein und die Würzküchlein dem Vater gegeben.

„Es war darüber Abend geworden, mein Vater gab der Mutter noch von dem Weine und der Würze, und sie fand sich so gestärkt, daß sie das Abendlied mit dem Vater mit großer Andacht leise mitsang, worüber ich zu ihren Füßen auf ihrem Lager entschlief. Gegen Morgen aber weckte mich der Vater und sagte mir mit Weinen: ‚Wach' auf, lieb Elslein, und schau nach der Mutter und gib ihr, was sie verlangt, sie ist gar krank, und ich will nach Kloster Arnstein laufen um die letzte heilige Wegzehrung für sie. Halte dich still, so sie schläft, und bete still, und so sie es verlangt, reiche ihr zu trinken, auch schaue nach dem brennenden Kienspan im Kamin, daß kein Unglück entsteht.' Dann trat er zur Mutter, trocknete ihr das Antlitz und sprach: ‚Gott erhalte dich, liebe Agnes, zu christlichem Geleite, ich gehe nach Kloster Arnstein; o wie ist dir, liebe Agnes?' Da sagte die Mutter: ‚Ich lege wie ein Kind mein krankes Haupt in den Schoß dessen, der gesagt hat: Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet, und ich habe das Vertrauen, er wird mich mit vollem Troste von dir scheiden lassen. So gehe dann hin und bringe mir den letzten Trost!' Da küßte sie der Vater und ging fort.

„Ich aber redete leise zu Füßen des Bettes: ‚Mutter, darf ich zu dir kommen?' Da sagte sie: ‚Ja, lieb Elslein, doch stehe erst

[1] Alter für Geruch.

auf und bringe mir das kleine Kreuz aus meiner Truhe, mich verlanget sehr darnach.' Geschwind eilte ich an die Truhe, doch der Deckel war so schwer, daß ich ihn nicht erheben konnte. Das klagte ich der Mutter, die sagte: ‚Elslein, bete! Der dir das Kraut gebracht, das mich so erquickte, wird dir auch helfen, die Truhe zu eröffnen, so du ihm vertraueſt.' Da fiel ich vor der Truhe auf die Kniee und betete, Jesus möge mir die Truhe eröffnen, und Gott erbarmte sich meiner, ich öffnete die Truhe mit kleiner Mühe und brachte der Mutter das kleine Kreuz. Es ist dasselbe, welches noch in Polsnich an meinem Bette hängt, und unsre Truhe zu Haus ist auch dieselbe Truhe. Die Mutter nahm das Kreuz in ihre gefalteten Hände und küßte es und drückte es an ihr Herz, und ich legte mich zu ihr auf das Hauptkissen und drückte meine Wange an die ihrige. Sie sprach nicht, sie flüsterte betend, und so entschlief ich; bald aber weckten mich laute Worte von ihr, und ich hörte sie sagen: ‚Hüter, ist die Nacht schier hin? Wer da? Gut Freund! Sei getrost! Ich bin's! Fürchte dich nicht! Herr, bist du es, so heiße mich zu dir kommen auf dem Wasser.' Und nach diesen Worten bewegte sie sich mühsam im Traume. Ich verstand sie nicht und weckte sie mit Küssen: ‚Lieb Mutter, was verlangt dein Herz?' Da schlug sie die Augen auf und sagte: ‚O mein Jesus, ich bin noch nicht bei dir! Elslein, mein Kind, sage, hast du den lieben Heiland gesehn? Wo ist er hingegangen?' Ich verstand sie nicht und suchte ihr das Kreuzlein in dem Bette, das ihren Händen entfallen war, und legte es ihr wieder in die Hände mit den Worten: ‚Herzmutter, da ist der liebe Heiland.' Da küßte sie das Kreuz wieder und sagte dann: ‚Elslein, ich war allein auf einem Kahn auf einem großen Wasser, eine lange, lange Nacht, kein Stern am Himmel, und sehnte mich nach dem Tage; endlich sah ich ein Sternlein, das zog leise über das Wasser wie ein Wächter durch die Flur, und da rief ich mit aller Macht: Hüter, ist die Nacht schier hin? Und der Stern antwortete: Wenn der Morgen schon kömmt, so wird es doch Nacht sein; wenn du schon fragest, so wirst du doch wieder kommen und wieder fragen. Da kam es gegen mich über die Wogen geschritten, und ich sah, daß es eine einsame Gestalt war. Da rief ich: Wer da? und es

antwortete: Gut Freund! Ach! da ward mein Herz so freudenvoll und ich gedachte: Sollte es wohl mein Jesus sein? Da sprach er: Sei getrost, ich bin's, fürchte dich nicht. Und ich sprach: Herr, bist du es, so heiße mich zu dir kommen auf dem Wasser. Da winkte er mir, und ich trat aus dem Kahn auf das Wasser, konnte aber den Herrn nicht erreichen, der vor mir herschwebte wie eine Wolke oder ein Schatten, und wenn ich so recht mutig und begierig auf ihn zuging und recht glaubte, daß er es gewiß sei, daß er sich meiner erbarmen werde und einen Eliaswagen vom Himmel rufen, mich zu sich hineinsetzen und zu dem himmlischen Paradiese fahren werde — ach! da war er mir so nah, so nah, daß ich schon das Wehen der Seligkeit fühlte; dann kam aber plötzlich eine Welle und erhob sich ein Wind, und ich verzagte und glaubte zu versinken auf dem Wasser, und wie meine Sorge wuchs, schwand das Bild des Herrn vor mir in die Ferne; ja, es ward wieder zu dem einsamen Stern, den ich zuerst gesehen, und auch der verschwand. Da war ich ganz allein auf dem Wasser, und der Kahn trieb zu mir her, da sah ich dich drauf sitzen und nach mir weinen, und ich wandelte mit Mühe zu dir hin und saß bei dir im Kahn und herzte dich, und du entschliefst in meinem Arme. Ich aber wachte, und die Nacht ward wieder so lang, so lang. Da hörte ich den Flügelschlag einer Taube durch die Luft, und ich rief abermals mit großer Sehnsucht: Hüter, ist die Nacht schier hin? Es flog aber ein Täublein über meinem Haupt, das rief zu mir: Lege Flügel der Liebe an und folge mir nach, deine Seele findet nicht, da sie ruhe auf der Sündflut; siehe, der himmlische Noah streckt seine Hand aus der gestirnten Arche, aus der du ausgeflogen, um dich wieder hineinzunehmen; aber achte, daß dein Gefieder rein sei! Da sah ich den Himmel voll Sterne, aus dem blickten die Hände, die Füße und die Seite des Herrn, und die heiligen fünf Wunden leuchteten wie Rubin und bluteten hernieder, und die Taube flog ihnen zu. Ich aber hatte Flügel und breitete sie aus und wollte sie schwingen, aber sie waren schwer und unrein; ich rief aber: O, Herr, nur einen Tropfen deines Blutes auf meine Flügel, und sie werden gereiniget sein. Und es floß nieder zu ihnen, da waren sie rein, und ich schwang sie

freudig, aber du lagst in meinem Schoße. Da wollte ich dich küssen und Abschied nehmen von dir, da schlangst du die Hände um mich und wolltest mich nicht lassen, und deine Worte erweckten mich von dem seligen Traume.'

„So erzählte mir die kranke Mutter, was ihr geträumet, und ich hörte ihr mit noch größerer Aufmerksamkeit zu, als wenn sie mir sonst eine Geschichte erzählte. Da sie geendet hatte, sagte ich zu ihr: ‚Mutter, das war sehr schön, aber schlafe wieder ein, und wenn die Taube wieder kömmt, so bitte sie, daß ich auch mitfliegen darf, ich will auch recht beten; der mir das Kräutlein gegeben und mir die Truhe geöffnet, der wird mir auch gewiß Flügel geben, daß ich mit dir fliegen kann.' — ‚Das wird er gewiß, liebes Elslein, so es dir gut ist', sagte die Mutter, ‚aber wenn ich wieder einschliefe und das Täublein käme wieder und ich flöge mit ihm fort, so würdest du gewiß gern zurückbleiben bei deinem Vater, daß er nicht allein sei, so ich dich darum bitten würde.' Da sagte ich zu ihr: ‚Ja, das will ich, so du bald wiederkehrst und mir etwas mitbringest.' Sie aber antwortete: ‚Ich werde nicht wiederkehren, doch werdet ihr mir nachfolgen, und da wird alles voll Herrlichkeit sein. Aber hörst du, Elslein, du mußt mir den Abschied nicht schwer machen und auch den Vater trösten, wenn er weinen sollte, und ihm erzählen, wie ich dir gesagt, daß ihr mir nachkommen werdet, denn das Täublein wird bald kommen, mir ist, als höre ich schon seinen Flügelschlag.' Da küßte ich die Mutter und sagte: ‚Ich will thun, wie du willst, und will dein gutes Elslein sein', und die Mutter küßte mich wieder mit den Worten: ‚O, du gutes, gutes Elslein!' Dann bat sie mich, ihr das Lied von der Taube zu sagen, das sie mich gelehrt; da sprach ich:

‚Hör', liebe Seel', wer rufet dir?
Dein Jesus aus der Höhe:
Komm, meine Taube, komm zu mir!
Den Ruf ich wohl verstehe.

‚Wenn ich soll deine Taube sein,
Mußt du mir Flügel geben,
Die wasch' in deinem Blut ich rein
Und werde glaubend schweben.

‚Du rufest mir! Wie arm ich bin,
Darf ich zu dir doch kommen,
Die Mängel hat dein treuer Sinn
Ja all' von mir genommen.

‚Sag', Herr, wird auch ein Nestlein sein
Für mich bei dir gefunden? —
Ja, meine Taube, komm herein,
Wohn' hier in meinen Wunden! —

‚Mein Jesu, ach, was willst du mir
In deinen Wunden geben? —
Durch meine Wunden, sag' ich dir,
Fliegst sterbend du zum Leben. —

‚Wohlan, es zielt des Todes Pfeil,
Er wird mich nicht verderben,
Zu deinen Wunden, Herr, ich eil',
Da werd' ich's Leben erben.'

„Da ich der Mutter das Lied hergesagt, war sie leise wieder eingeschlummert. Der Tag brach an, und ich nahm ein Zweiglein von dem Rosmarinstock, der bei ihrem Lager stand und gab es ihr zu dem Kreuze in ihre gefaltenen Hände. Da flog auch die Turteltaube, welche bei unserm Hause nistete, an das Fenster und pickte daran und rief: ‚Ruckuck'. Sie that es sonst alle Morgen, denn ich streute ihr Futter dahin, aber heute hatte ich nicht den Mut und gedachte: ‚Ach! da kommt die Taube schon, welche die Mutter mitnehmen will, aber ich soll ihr den Abschied nicht schwer machen.' So stand ich leise, leise von der Seite der Mutter auf und ging hinaus und kniete an dem Bächlein in das Gras und betete für sie. Da hörte ich ein Glöcklein im Walde und sah bald meinen Vater kommen, der trug eine Leuchte und zwei Ordensherren gingen mit ihm, deren einer trug das hochwürdige Gut und der andre das heilige Öl, und ihnen folgten einige fromme Männer und Frauen, die stille beteten. Da lief ich meinem Vater entgegen und sprach: ‚Herzvater, die Himmelstaube ist schon da, welche die Mutter abholen will, wir dürfen aber nicht gleich mit, ich habe es ihr versprochen, bei dir zu bleiben und dich zu trösten, bis wir nachkommen in die Herrlichkeit.'

Mein Vater verstand mich wohl und trat mit dem Geistlichen in die Hütte, ich aber blieb draußen und betete mit den Begleitern. Hernach kam die Edelfrau von der Laurenburg mit ihrem Söhnlein, dem Junker Jörg, über die Lahn zur Hirzentreu, wie sie den Abend vorher mir versprochen, und derselbe alte Diener war wieder bei ihr. Die Edelfrau ging zu meiner Mutter hinein, der Junker aber blieb bei mir, und wir spielten im Gras an der Quelle; er fragte mich auch nach dem Rosmarin, den er mir gegeben für meine Mutter. Da erzählte ich ihm von der Taube und von allem. Nach einiger Zeit aber trat die Edelfrau heraus und nahm mich mit in die Hütte, da lag die Mutter ganz still, und der Vater kniete an ihrem Bette und weinte; da ich zu ihm trat, hob er mich zur Mutter und sprach: ‚Agnes, segne das Elslein, ehe du scheidest', und er legte der Mutter Hand auf mein Haupt. Die Mutter aber sagte: ‚Gott segne dich, tröste den Vater, bis ihr nachkommet. Elslein, ich fliege schon.' Da sah sie mich mit unaussprechlicher Liebe an und wendete dann den Blick zum Himmel. Ich sprach: ‚Geleit' dich Gott, lieb' Mutter!' und weinte laut. Da trug mich die Edelfrau hinaus zu ihrem Söhnlein, dem erzählte ich alles, und da ein paar Tauben hinüber zur Laurenburg flogen, streckten wir beide kindisch die Hände aus und riefen: ‚Da fliegen sie, da fliegen sie, geleit' dich Gott, liebe Herzmutter!'

„Hernach nahm mich die Edelfrau mit nach der Laurenburg, und ich blieb bis zum andern Tag dort, da die Mutter schon im Kloster Arnstein begraben war. Der alte Knecht aber war bei meinem Vater geblieben, und war mein Vater einen ganzen Tag in Kloster Arnstein gewesen, des Trostes der geistlichen Herren zu genießen. Die Edelfrau ist auch mit zu Grabe gewesen, und da sie nach der Laurenburg kehrte, brachte sie ihren Herrn, den Ritter von der Laurenburg, und den ältern Sohn, Johann, mit welchem der alte Laurenburger bei dem Grafen zu Nassau gewesen, der des Johann Taufpate war, und hatte die Laurenburgerin ihnen auf der Heimkehr begegnet. Der Ritter war mir freundlich und gab mir Wecken von des Grafen von Nassau Tisch, und da seine Hausfrau ihm den frommen Tod meiner Mutter erzählet, war er sehr mitleidig mit meinem Vater und sprach:

‚Der Graf Johann hat noch heute zu Tisch von dem frommen Falkenmeister gesprochen und vor allen seinen Dienern sein in Ehren gedacht, ich habe ihm auch versprechen müssen, den Vogler von ihm zu grüßen, und will er ihm nächstens einen kranken Falken schicken, daß er ihn pflege. Komm, Elslein‘, sagte der Ritter dann zu mir, ‚ich will dich selbst zu deinem Vater bringen, es ist noch hoch am Tage, und mag er wohl Trostes bedürfen.‘ Da brachte mich der Ritter wieder zur Hirzentreu, und ging Georg wieder mit. Die Edelfrau aber blieb mit Johann zurück, der sollte ihr von dem Wesen des Grafen von Nassau erzählen. Wir fanden aber meinen Vater mit dem Laurenburger Knecht vor der Thüre sitzen in stillem Gespräch, und als dieser seinen Herrn herankommen sah, der mich auf dem Arm den steilen Pfad heraufstrug, stand er auf und trat beiseite; mein Vater aber lief mir entgegen, nahm mich von des Ritters Armen und herzte mich unter Thränen. Da sprach ihm der Laurenburger ehrlich zu und getröstete ihn, so gut er es vermochte, setzte sich auch zu ihm auf die Bank und erzählte ihm von des Nassauers Gunsten zu ihm, und sprachen sie mancherlei, nicht als ein Ritter zu einem Knecht, sondern als gute Nachbarn und Freunde, denn das Unglück machet Gesellen. Es war aber dem Laurenburger auch seine erste Hausfrau mit samt dem Kindlein in dem Kindelbett gestorben, deren gedachte er mit vieler Liebe. Unter solchem Gespräch stand ich zwischen meines Vaters Knieen und Georg neben dem Laurenburger und spiegelten uns in dessen blankem Brustharnisch und lachten, weil er, hohl geschliffen, unsre Gesichter auf mancherlei Weise verstellte. Dann sagte mir der Vater ins Ohr, ich möge den Wein und die Würze von der Mutter Tischlein bringen. Da ging ich zur Stube, aber die war ganz anders geworden; wo das Bett gestanden, stand der Betschemel und das Altärlein, und hing ein neu Muttergottesbild an der Wand und an demselben der Mutter und des Vaters Brautkränzlein; ihre Spindel aber stand vor meinem Bänklein, und war alles gar verändert. Das hatte meinem Vater der gute alte Laurenburger Knecht so geordnet, daß er seines Leids desto eher vergessen und ein neues Leben anfangen möge.

„Nachdem ich mich genugsam über alles gewundert, nahm ich den Wein und die Würze, was von dem Geschenk der Laurenburgerin noch übrig war und brachte es dem Vater hinaus, der reichte den Krug dem Ritter. Da trank der Herr, und mußte ihm der Vater Bescheid thun. Auch sagte der Ritter: ‚Das ist ein köstlicher Wein, den man wohl dem Kaiser bieten dürfte, Ihr habt ihn wohl aus einem Klosterkeller? Einem Edelmann wächst solcher Wein nicht um die Lanze, der schmeckt nach dem Krummstab.‘ Mein Vater lächelte und sagte: ‚Gnädiger Herr, Ihr habt von dem Euren getrunken, aber er hat auf einem milden Fasse gelegen, denn Eure liebe Frau Ida hat diesen Trunk meiner seligen Agnes zur Labung gebracht, und wenn er Euch besser schmeckt als zu Haus, so ist's, weil Ihr Gottes Segen schmecket.‘ Da trank der Laurenburger nochmals und sprach: ‚Wahrhaftig, in Gottes Segen soll man den Wein legen, in Gottes Segen soll man des Weines pflegen, in Gottes Segen gedeiht der Wein auf allen Wegen. Das Faß, aus dem Frau Ida diesen Krug gefüllt, muß mir ebensogut werden. Ihr müßt mir wohl erlauben, daß ich es mit Euch hier oben austrinke, Kilian, da es mir so wohl bei Euch geschmeckt.‘ Da dankte mein Vater dem Ritter herzlich und sprach: ‚So Ihr einen armen Mann nicht verschmähet, will ich Euren Zuspruch hoch in Ehren halten, aber Ihr müßt dann auch von meiner Wasserquelle hier trinken, da fließt auch Gottes Segen drin.‘ Nun schied der Ritter freundlich von uns mit den Seinen, und ich ging mit dem Vater in unser einsames Häuslein, worin die Mutter nicht mehr war.“

Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl.

Einleitung des Herausgebers

Von den drei Novellen, die Brentano überhaupt geschrieben hat, gerieten „Die drei Nüsse" sehr bald in Vergessenheit, „Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter" fanden nur geteilte Aufnahme, desto größer und berechtigter aber war der Erfolg der „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl", die zuerst in Gubitz' „Gaben der Milde", Berlin 1817, erschien und in vier Tagen vollendet worden sein soll.

Luise Hensel erzählt über die Entstehung der Novelle, Brentano habe, wie er so oft zu thun pflegte, im Frühjahr 1817 ihre Mutter in Berlin besucht, diesmal mit dem Wunsche, einer armen Familie aufzuhelfen, wozu seine Mittel nicht ausreichten. „Erzählen Sie mir doch eine Geschichte, die ich niederschreiben kann!", bat er, und die Mutter erzählte nicht nur eine, sondern zwei: einen Kindesmord in Schlesien und den Selbstmord eines Unteroffiziers. Beide hatten sich wirklich ereignet, und in der zweiten fand Brentano gleich das Grundmotiv seiner Novelle: den Begriff der Ehre, der falschen und wahren. Den rechtschaffenen Unteroffizier Kasperl treibt die Ehrliebe zum Selbstmord, während das schöne Mädchen aus Ehrsucht der Schande verfällt und auf dem Schafott endet.

So ist die ergreifende Geschichte entstanden, aber man wird nicht irre gehen, wenn man ihr gleichzeitig auch das Gedicht aus dem „Wunderhorn" (II, 204): „Weltlich Recht", zu Grunde legt:

„Joseph, lieber Joseph, was hast du gedacht,
Daß du die schön' Nannerl ins Unglück gebracht?

„„Joseph, lieber Joseph, mit mir ist's bald aus,
Man wird mich bald führen zu dem Schandthor hinaus.

„„Zu dem Schandthor hinaus, auf einen grünen Platz;
Da wirst du bald sehen, was die Lieb' hat gemacht.

„‚Richter, lieber Richter, richt' nur fein geschwind!
Ich will ja gern sterben, daß ich komm' zu meinem Kind

„‚Joseph, lieber Joseph, reich' mir deine Hand!
Ich will dir verzeihen, das ist Gott wohl bekannt.' —

„Der Fähndrich kam geritten und schwenkte seine Fahn':
‚Halt' still mit der schönen Nannerl! Ich bringe Pardon.' —

„‚Fähndrich, lieber Fähndrich, sie ist ja schon tot!' —
Gut' Nacht, meine schöne Nannerl! Deine Seel' ist bei Gott."

Indessen weder in diesem Gedichte, noch in der Erzählung der Frau Hensel war jener an den Volksaberglauben angelehnte gespenstische Zug enthalten, der in dem Motiv vom klirrenden Scharfrichterschwerte und der Erzählung von Jörges Hinrichtung eine grausenerregende Wirkung ausübt. Dies war eine echt romantische Zuthat Brentanos, und vielleicht hat gerade diese Zuthat viel mit zu dem tiefgehenden Erfolg der Novelle beigetragen. Vertreten wird das starre Festhalten an dem Aberglauben im niedern Volke durch die rührende Gestalt der alten Großmutter, die Brentano zur Erzählerin der Geschichte macht, in der aber gleichzeitig auch ein kindlich frommer Glaube reinsten und schlichtesten Ausdruck findet.

Die Wirkung der Novelle blieb auch auf litterarischem Gebiete nicht ohne Folgen, denn Brentanos schlichte Dorfgeschichte darf als der tonangebende Vorläufer Immermannscher und Auerbachscher Dorfnovellen angesehen werden. Es war kein geringerer als Freiligrath, der neben Jung-Stilling und Pestalozzi als ersten und zweiten Brentano als dritten Dichter von Dorfgeschichten feierte und von ihm schrieb:

„Wie mit Blutestropfen
Schrieb der sein Annerl in gewalt'gen Zügen!
Der wußt' es wohl, wie niedre Herzen klopfen
Und wie so heiß des Volkes Pulse fliegen!
Der warf zuerst aus grauer Bücherwolke
Den prächt'gen Blitz: die Leidenschaft im Volke!"

Es war Sommersfrühe. Die Nachtigallen sangen erst seit einigen Tagen durch die Straßen und verstummten heut' in einer kühlen Nacht, welche von fernen Gewittern zu uns herwehte. Der Nachtwächter rief die elfte Stunde an. Da sah ich, nach Hause gehend, vor der Thür eines großen Gebäudes einen Trupp von allerlei Gesellen, die vom Biere kamen, um jemand, der auf den Thürstufen saß, versammelt. Ihr Anteil schien mir so lebhaft, daß ich irgend ein Unglück besorgte und mich näherte.

Eine alte Bäuerin saß auf der Treppe, und so lebhaft die Gesellen sich um sie bekümmerten, so wenig ließ sie sich von den neugierigen Fragen und gutmütigen Vorschlägen derselben stören. Es hatte etwas sehr Befremdendes, ja schier Großes, wie die gute alte Frau so sehr wußte, was sie wollte, daß sie, als sei sie ganz allein in ihrem Kämmerlein, mitten unter den Leuten es sich unter freiem Himmel zur Nachtruhe bequem machte. Sie nahm ihre Schürze als ein Mäntelchen um, zog ihren großen schwarzen, wachsleinenen Hut tiefer in die Augen, legte sich ihr Bündel unter den Kopf zurecht und gab auf keine Frage Antwort.

„Was fehlt dieser alten Frau?" fragte ich einen der Anwesenden. Da kamen Antworten von allen Seiten: „Sie kommt sechs Meilen Weges vom Lande, sie kann nicht weiter, sie weiß nicht Bescheid in der Stadt, sie hat Befreundete am andern Ende der Stadt und kann nicht hin finden." — „Ich wollte sie führen", sagte einer, „aber es ist ein weiter Weg, und ich habe meinen Hausschlüssel nicht bei mir. Auch würde sie das Haus nicht kennen, wo sie hin will." — „Aber hier kann die Frau nicht liegen bleiben", sagte ein Neuhinzugetretener. „Sie will aber platterdings", antwortete der erste, „ich habe es ihr längst gesagt, ich wolle sie nach Haus bringen; doch sie redet ganz verwirrt, ja sie muß wohl betrunken sein."—„Ich glaube, sie ist blöd-

sinnig. Aber hier kann sie doch in keinem Falle bleiben", wiederholte jener, „die Nacht ist kühl und lang."

Während allem diesem Gerede war die Alte, gerade als ob sie taub und blind sei, ganz ungestört mit ihrer Zubereitung fertig geworden, und da der letzte abermals sagte: „Hier kann sie doch nicht bleiben", erwiderte sie mit einer wunderlich tiefen und ernsten Stimme:

„Warum soll ich nicht hier bleiben? Ist dies nicht ein herzogliches Haus? Ich bin achtundachtzig Jahre alt, und der Herzog wird mich gewiß nicht von seiner Schwelle treiben. Drei Söhne sind in seinem Dienste gestorben, und mein einziger Enkel hat seinen Abschied genommen; Gott verzeiht es ihm gewiß, und ich will nicht sterben, bis er in seinem ehrlichen Grabe liegt."

„Achtundachtzig Jahre und sechs Meilen gelaufen!" sagten die Umstehenden, „sie ist müd' und kindisch, in solchem Alter wird der Mensch schwach."

„Mutter, Sie kann aber den Schnupfen kriegen und sehr krank werden hier, und Langeweile wird Sie auch haben", sprach nun einer der Gesellen und beugte sich näher zu ihr.

Da sprach die Alte wieder mit ihrer tiefen Stimme, halb bittend, halb befehlend:

„O, laßt mir meine Ruhe und seid nicht unvernünftig; ich brauch' keinen Schnupfen, ich brauche keine Langeweile; es ist ja schon spät an der Zeit, achtundachtzig bin ich alt, der Morgen wird bald anbrechen, da geh' ich zu meinen Befreundeten. Wenn ein Mensch fromm ist und hat Schicksale und kann beten, so kann er die paar armen Stunden auch noch wohl hinbringen."

Die Leute hatten sich nach und nach verloren, und die letzten, welche noch da standen, eilten auch hinweg, weil der Nachtwächter durch die Straße kam und sie sich von ihm ihre Wohnungen wollten öffnen lassen. So war ich allein noch gegenwärtig. Die Straße ward ruhiger. Ich wandelte nachdenkend unter den Bäumen des vor mir liegenden freien Platzes auf und nieder; das Wesen der Bäuerin, ihr bestimmter ernster Ton, ihre Sicherheit im Leben, das sie achtundachtzigmal mit seinen Jahreszeiten hatte zurückkehren sehen und das ihr nur wie ein Vorsaal im Bet-

hause erschien, hatten mich mannigfach erschüttert. „Was sind alle Leiden, alle Begierden meiner Brust? Die Sterne gehen ewig unbekümmert ihren Weg, wozu suche ich Erquickung und Labung, und von wem suche ich sie und für wen? Alles, was ich hier suche und liebe und erringe, wird es mich je dahin bringen, so ruhig wie diese gute, fromme Seele die Nacht auf der Schwelle des Hauses zubringen zu können, bis der Morgen erscheint, und werde ich dann den Freund finden wie sie? Ach, ich werde die Stadt nicht erreichen, ich werde, wegemüde, schon in dem Sande vor dem Thor umsinken und vielleicht gar in die Hände der Räuber fallen." So sprach ich zu mir selbst, und als ich durch den Lindengang mich der Alten wieder näherte, hörte ich sie halblaut mit gesenktem Kopfe vor sich hin beten. Ich war wunderbar gerührt und trat zu ihr hin und sprach: „Mit Gott, fromme Mutter, bete Sie auch ein wenig für mich!" — bei welchen Worten ich ihr einen Thaler in die Schürze warf.

Die Alte sagte hierauf ganz ruhig: „Hab' tausend Dank, mein lieber Herr, daß du mein Gebet erhört."

Ich glaubte, sie spreche mit mir und sagte: „Mutter, habt Ihr mich denn um etwas gebeten? Ich wüßte nicht."

Da fuhr die Alte überrascht auf und sprach: „Lieber Herr, gehe Er doch nach Haus und bete Er fein und lege Er sich schlafen. Was zieht Er so spät noch auf der Gasse herum? Das ist jungen Gesellen gar nichts nütze, denn der Feind geht um und suchet, wo er sich einen erfange. Es ist mancher durch solch Nachtlaufen verdorben. Wen sucht Er? Den Herrn? Der ist in des Menschen Herz, so er züchtiglich lebt, und nicht auf der Gasse. Sucht Er aber den Feind, so hat Er ihn schon; gehe Er hübsch nach Haus und bete Er, daß Er ihn los werde. Gute Nacht!"

Nach diesen Worten wendete sie sich ganz ruhig nach der andern Seite und steckte den Thaler in ihren Reisesack. Alles, was die Alte that, machte einen eigentümlichen ernsten Eindruck auf mich, und ich sprach zu ihr: „Liebe Mutter, Ihr habt wohl recht, aber Ihr selbst seid es, was mich hier hält. Ich hörte Euch beten und wollte Euch ansprechen, meiner dabei zu gedenken."

„Das ist schon geschehen", sagte sie. „Als ich Ihn so durch

den Lindengang wandeln sah, bat ich Gott, er möge Euch gute Gedanken geben. Nun habe Er sie und gehe Er sein schlafen!"

Ich aber setzte mich zu ihr nieder auf die Treppe und ergriff ihre dürre, harte Hand und sagte: „Lasset mich hier bei Euch sitzen die Nacht hindurch und erzählet mir, woher Ihr seid, und was Ihr hier in der Stadt sucht; Ihr habt hier keine Hilfe, in Eurem Alter ist man Gott näher als den Menschen; die Welt hat sich verändert, seit Ihr jung waret."

„Das ich nicht wüßte", erwiderte die Alte, „ich hab's mein Lebetag ganz einerlei gefunden. Er ist noch zu jung, da verwundert man sich über alles; mir ist alles schon so oft wieder vorgekommen, daß ich es nur noch mit Freuden ansehe, weil es Gott so treulich damit meint. Aber man soll keinen guten Willen von sich weisen, wenn er einen auch gerade nicht not thut, sonst möchte der liebe Freund ausbleiben, wenn er ein andermal gar willkommen wäre; bleibe Er drum immer sitzen und sehe Er, was Er mir helfen kann. Ich will Ihm erzählen, was mich in die Stadt den weiten Weg hertreibt. Ich hätt' es nicht gedacht, wieder hierher zu kommen. Es sind siebzig Jahre, daß ich hier im Hause als Magd gedient habe, auf dessen Schwelle ich sitze, seitdem war ich nicht mehr in der Stadt; was die Zeit herumgeht! Es ist, als wenn man eine Hand umwendet. Wie oft habe ich hier am Abend gesessen vor siebzig Jahren und habe auf meinen Schatz gewartet, der bei der Garde stand! Hier haben wir uns auch versprochen. Wenn er hier — aber still, da kömmt die Runde vorbei."

Da hob sie an mit gemäßigter Stimme, wie etwa junge Mägde und Diener in schönen Mondnächten, vor der Thüre zu singen, und ich hörte mit innigem Vergnügen folgendes schöne alte Lied von ihr:

„Wann der Jüngste Tag wird werden,
Dann fallen die Sternelein auf die Erden.
Ihr Toten, ihr Toten sollt auferstehn,
Ihr sollt vor das Jüngste Gerichte gehn;
Ihr sollt treten auf die Spitzen,
Da die lieben Engelein sitzen.

Da kam der liebe Gott gezogen
Mit einem schönen Regenbogen.
Da kamen die falschen Juden gegangen,
Die führten einst unsern Herrn Christum gefangen.
Die hohen Bäum' erleuchten sehr,
Die harten Stein' zerknirschten sehr.
Wer dies Gebetlein beten kann,
Der bet's des Tages nur einmal,
Die Seele wird vor Gott bestehn,
Wann wir werden zum Himmel eingehn! Amen."

Als die Runde uns näher kam, wurde die gute Alte gerührt. „Ach", sagte sie, „es ist heute der sechzehnte Mai, es ist doch alles einerlei, gerade wie damals, nur haben sie andere Mützen auf und keine Zöpfe mehr. Thut nichts, wenn's Herz nur gut ist!" Der Offizier der Runde blieb bei uns stehen und wollte eben fragen, was wir hier so spät zu schaffen hätten, als ich den Fähnrich Graf Grossinger, einen Bekannten, in ihm erkannte. Ich sagte ihm kurz den ganzen Handel, und er sagte mit einer Art von Erschütterung: „Hier haben Sie einen Thaler für die Alte und eine Rose" — die er in der Hand trug — „so alte Bauersleute haben Freude an Blumen. Bitten Sie die Alte, Ihnen morgen das Lied in die Feder zu sagen und bringen Sie mir es. Ich habe lange nach dem Liede getrachtet, aber es nie ganz habhaft werden können." Hiermit schieden wir, denn der Posten der nahe gelegenen Hauptwache, bis zu welcher ich ihn über den Platz begleitet hatte, rief: „Wer da?" Er sagte mir noch, daß er die Wache am Schlosse habe, ich sollte ihn dort besuchen. Ich ging zu der Alten zurück und gab ihr die Rose und den Thaler.

Die Rose ergriff sie mit einer rührenden Heftigkeit und befestigte sie sich auf ihren Hut, indem sie mit einer etwas feineren Stimme und fast weinend die Worte sprach:

„Rosen[1] die Blumen auf meinem Hut,
Hätt' ich viel Geld, das wäre gut,
Rosen und mein Liebchen."

[1] Ergänze: sind.

Ich sagte zu ihr: „Ei, Mütterchen, Ihr seid ja ganz munter geworden.“ Und sie erwiderte:

„Munter, munter,
Immer bunter,
Immer runder.
Oben stund er,
Nun bergunter,
'S ist kein Wunder!“

„Schau' Er, lieber Mensch, ist es nicht gut, daß ich hier sitzen geblieben? Es ist alles einerlei, glaub' Er mir. Heute sind es siebzig Jahre, da saß ich hier vor der Thür, ich war eine flinke Magd und sang gern alle Lieder. Da sang ich auch das Lied vom Jüngsten Gericht wie heute, da die Runde vorbeiging, und da warf mir ein Grenadier im Vorübergehen eine Rose in den Schoß — die Blätter hab' ich noch in meiner Bibel liegen — das war meine erste Bekanntschaft mit meinem seligen Mann. Am andern Morgen hatte ich die Rose vorgesteckt in der Kirche, und da fand er mich, und es ward bald richtig. Drum hat es mich gar sehr gefreut, daß mir heute wieder eine Rose ward. Es ist ein Zeichen, daß ich zu ihm kommen soll, und darauf freu' ich mich herzlich. Vier Söhne und eine Tochter sind mir gestorben, vorgestern hat mein Enkel seinen Abschied genommen — Gott helfe ihm und erbarme sich seiner! — und morgen verläßt mich eine andere gute Seele, aber was sag' ich morgen, ist es nicht schon Mitternacht vorbei?“

„Es ist Zwölfe vorüber“, erwiderte ich, verwundert über ihre Rede.

„Gott gebe ihr Trost und Ruhe die vier Stündlein, die sie noch hat!“ sagte die Alte und ward still, indem sie die Hände faltete. Ich konnte nicht sprechen, so erschütterten mich ihre Worte und ihr ganzes Wesen. Da sie aber ganz stille blieb und der Thaler des Offiziers noch in ihrer Schürze lag, sagte ich zu ihr: „Mutter, steckt den Thaler zu Euch, Ihr könntet ihn verlieren.“

„Den wollen wir nicht weglegen, den wollen wir meiner Befreundeten schenken in ihrer letzten Not!“ erwiderte sie. „Den ersten Thaler nehm' ich morgen wieder mit nach Haus, der gehört

meinem Enkel, der soll ihn genießen. Ja seht, es ist immer ein herrlicher Junge gewesen und hielt etwas auf seinen Leib und auf seine Seele — ach Gott, auf seine Seele! — Ich habe gebetet den ganzen Weg, es ist nicht möglich, der liebe Herr läßt ihn gewiß nicht verderben. Unter allen Burschen war er immer der reinlichste und fleißigste in der Schule, aber auf die Ehre war er vor allem ganz erstaunlich. Sein Lieutenant hat auch immer gesprochen: ‚Wenn meine Schwadron Ehre im Leibe hat, so sitzt sie bei dem Finkel im Quartier.‘ Er war unter den Ulanen. Als er zum erstenmal aus Frankreich zurückkam, erzählte er allerlei schöne Geschichten, aber immer war von der Ehre dabei die Rede. Sein Vater und sein Stiefbruder waren bei dem Landsturm und kamen oft mit ihm wegen der Ehre in Streit, denn was er zu viel hatte, hatten sie nicht genug. Gott verzeih' mir meine schwere Sünde, ich will nicht schlecht von ihnen reden, jeder hat sein Bündel zu tragen: aber meine selige Tochter, seine Mutter, hat sich zu Tode gearbeitet bei dem Faulpelz, sie konnte nicht erschwingen, seine Schulden zu tilgen. Der Ulane erzählte von den Franzosen, und als der Vater und Stiefbruder sie ganz schlecht machen wollten, sagte der Ulane: ‚Vater, das versteht Ihr nicht, sie haben doch viel Ehre im Leibe.‘ Da ward der Stiefbruder tückisch und sagte: ‚Wie kannst du deinem Vater so viel von der Ehre vorschwatzen? war er doch Unteroffizier im N... schen Regiment und muß es besser als du verstehen, der nur Gemeiner ist.‘ — ‚Ja‘, sagte da der alte Finkel, der nun auch rebellisch ward, ‚das war ich und habe manchem vorlauten Burschen Fünfundzwanzig aufgezählt; hätte ich nur Franzosen in der Kompanie gehabt, die sollten sie noch besser gefühlt haben mit ihrer Ehre!‘ Die Rede that dem Ulanen gar weh, und er sagte: ‚Ich will ein Stückchen von einem französischen Unteroffizier erzählen, das gefällt mir besser. Unterm vorigen Könige sollten auf einmal die Prügel bei der französischen Armee eingeführt werden. Der Befehl des Kriegsministers wurde zu Straßburg bei einer großen Parade bekannt gemacht, und die Truppen horten in Reih' und Glied die Bekanntmachung mit stillem Grimm an. Da aber noch nach Schluß der Parade ein Gemeiner einen Exzeß

machte, wurde sein Unteroffizier vorkommandiert, ihm zwölf Hiebe zu geben Es wurde ihm mit Strenge befohlen, und er mußte es thun. Als er aber fertig war, nahm er das Gewehr des Mannes, den er geschlagen hatte, stellte es vor sich an die Erde und drückte mit dem Fuße los, daß ihm die Kugel durch den Kopf fuhr und er tot niedersank. Das wurde an den König berichtet, und der Befehl, Prügel zu geben, ward gleich zurückgenommen. Seht, Vater, das war ein Kerl, der Ehre im Leibe hatte!' — ‚Ein Narr war es', sprach der Bruder. ‚Freß deine Ehre, wenn du Hunger hast!' brummte der Vater. Da nahm mein Enkel seinen Säbel und ging aus dem Hause und kam zu mir in mein Häuschen und erzählte mir alles und weinte die bitteren Thränen. Ich konnte ihm nicht helfen. Die Geschichte, die er mir auch erzählte, konnte ich zwar nicht ganz verwerfen, aber ich sagte ihm doch immer zuletzt: ‚Gib Gott allein die Ehre!' Ich gab ihm noch den Segen, denn sein Urlaub war am andern Tag aus und er wollte noch eine Meile umreiten nach dem Orte, wo ein Patchen von mir auf dem Edelhofe diente, auf die er gar viel hielt, er wollte einmal mit ihr hausen. — Sie werden auch wohl bald zusammen kommen, wenn Gott mein Gebet erhört. Er hat seinen Abschied schon genommen, mein Patchen wird ihn heut' erhalten, und die Aussteuer hab' ich auch schon beisammen, es soll auf der Hochzeit weiter niemand sein als ich." Da ward die Alte wieder still und schien zu beten. Ich war in allerlei Gedanken über die Ehre, und ob ein Christ den Tod des Unteroffiziers schön finden dürfe? Ich wollte, es sagte mir einmal einer etwas Hinreichendes darüber.

Als der Wächter 1 Uhr anrief, sagte die Alte: „Nun habe ich noch zwei Stunden. Ei, Er ist noch da, warum geht Er nicht schlafen? Er wird morgen nicht arbeiten können und mit seinem Meister Händel kriegen; von welchem Handwerk ist Er denn, mein guter Mensch?"

Da wußte ich nicht recht, wie ich es ihr deutlich machen sollte, daß ich ein Schriftsteller sei. Ich bin ein Gestudierter, durfte ich nicht sagen, ohne zu lügen. Es ist wunderbar, daß ein Deutscher immer sich ein wenig schämt, zu sagen: er sei ein Schriftsteller.

Zu Leuten aus den untern Ständen sagt man es am ungernsten, weil diesen gar leicht die Schriftgelehrten und Pharisäer aus der Bibel dabei einfallen. Der Name Schriftsteller ist nicht so eingebürgert bei uns, wie das homme de lettres bei den Franzosen, welche überhaupt als Schriftsteller zünftig sind und in ihren Arbeiten mehr hergebrachtes Gesetz haben, ja, bei denen man auch fragt: „où avez-vous fait votre philosophie?“ „wo haben Sie ihre Philosophie gemacht?“, wie denn ein Franzose selbst viel mehr von einem gemachten Manne hat. Doch diese nicht deutsche Sitte ist es nicht allein, welche das Wort Schriftsteller so schwer auf der Zunge macht, wenn man am Thore um seinen Charakter gefragt wird, sondern eine gewisse innere Scham hält uns zurück, ein Gefühl, welches jeden befällt, der mit freien und geistigen Gütern, mit unmittelbaren Geschenken des Himmels Handel treibt. Gelehrte brauchen sich weniger zu schämen als Dichter, denn sie haben gewöhnlich Lehrgeld gegeben, sind meist in Ämtern des Staates, spalten an groben Klötzen oder arbeiten in Schachten, wo viel wilde Wasser auszupumpen sind. Aber ein sogenannter Dichter ist am übelsten daran, weil er meistens aus dem Schulgarten nach dem Parnaß entlaufen, und es ist auch wirklich ein verdächtiges Ding um einen Dichter von Profession, der es nicht nur nebenher ist. Man kann sehr leicht zu ihm sagen: „Mein Herr, ein jeder Mensch hat, wie Hirn, Herz, Magen, Milz, Leber und dergleichen, auch eine Poesie im Leibe; wer aber eines dieser Glieder überfüttert, verfüttert oder mästet und es über alle andre hinübertreibt, ja es gar zum Erwerbzweige macht, der muß sich schämen vor seinem ganzen übrigen Menschen. Einer, der von der Poesie lebt, hat das Gleichgewicht verloren, und eine übergroße Gänseleber, sie mag noch so gut schmecken, setzt doch immer eine kranke Gans voraus.“ Alle Menschen, welche ihr Brot nicht im Schweiß ihres Angesichts verdienen, müssen sich einigermaßen schämen; und das fühlt einer, der noch nicht ganz in der Tinte war, wenn er sagen soll, er sei ein Schriftsteller. So dachte ich allerlei und besann mich, was ich der Alten sagen sollte, welche, über mein Zögern verwundert, mich anschaute und sprach:

„Welch ein Handwerk Er treibt, frage ich. Warum will

Er mir's nicht sagen? Treibt Er kein ehrlich Handwerk, so greif' Er's noch an, es hat einen goldnen Boden. Er ist doch nicht etwa gar ein Henker oder Spion, der mich ausholen will? Meinethalben sei Er, wer Er will, sag' Er's, wer Er ist! Wenn Er bei Tage so hier säße, würde ich glauben, Er sei ein Lehnerich, so ein Tagedieb, der sich an die Häuser lehnt, damit er nicht umfällt vor Faulheit."

Da fiel mir ein Wort ein, das mir vielleicht eine Brücke zu ihrem Verständnis schlagen könnte: „Liebe Mutter", sagte ich, „ich bin ein Schreiber." — „Nun", sagte sie, „das hätte Er gleich sagen sollen. Er ist also ein Mann von der Feder, dazu gehören feine Köpfe und schnelle Finger und ein gutes Herz, sonst wird einem darauf geklopft. Ein Schreiber ist Er? Kann Er mir dann wohl eine Bittschrift aufsetzen an den Herzog, die aber gewiß erhört wird und nicht bei den vielen anderen liegen bleibt?"

„Eine Bittschrift, liebe Mutter", sprach ich, „kann ich Ihr wohl aufsetzen, und ich will mir alle Mühe geben, daß sie recht eindringlich abgefaßt sein soll."

„Nun, das ist brav von Ihm", erwiderte sie. „Gott lohn' es Ihm und lasse Ihn älter werden als mich und gebe Ihm auch in Seinem Alter einen so geruhigen Mut und eine so schöne Nacht mit Rosen und Thalern wie mir und auch einen Freund, der Ihm eine Bittschrift macht, wenn es Ihm not thut. Aber jetzt gehe Er nach Haus, lieber Freund, und kaufe Er sich einen Bogen Papier und schreibe Er die Bittschrift; ich will hier auf Ihn warten. Noch eine Stunde, dann gehe ich zu meiner Pate, Er kann mitgehen; sie wird sich auch freuen an der Bittschrift. Sie hat gewiß ein gut Herz, aber Gottes Gerichte sind wunderbar!"

Nach diesen Worten ward die Alte wieder still, senkte den Kopf und schien zu beten. Der Thaler lag noch auf ihrem Schoße. Sie weinte. „Liebe Mutter, was fehlt Euch, was thut Euch so weh? Ihr weinet?" sprach ich.

„Nun, warum soll ich denn nicht weinen? Ich weine auf den Thaler, ich weine auf die Bittschrift, auf alles weine ich. Aber es hilft nichts, es ist doch alles viel, viel besser auf Erden, als wir

Menschen es verdienen, und gallenbittre Thränen sind noch viel zu süße. Sehe Er nur einmal das goldne Kamel da drüben an der Apotheke! Wie doch Gott alles so herrlich und wunderbar geschaffen hat! Aber der Mensch erkennt es nicht. Und ein solch' Kamel geht eher durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in das Himmelreich. — Aber, was sitzt Er denn immer da? gehe Er, den Bogen Papier zu kaufen, und bringe Er mir die Bittschrift."

„Liebe Mutter", sagte ich, „wie kann ich Euch die Bittschrift machen, wenn Ihr mir nicht sagt, was ich hineinschreiben soll?"

„Das muß ich Ihm sagen?" erwiderte sie, „dann ist es freilich keine Kunst, und wundre ich mich nicht mehr, daß Er sich einen Schreiber zu nennen schämte, wenn man Ihm alles sagen soll. Nun, ich will mein Mögliches thun. Setz' Er in die Bittschrift, daß zwei Liebende bei einander ruhen sollen, und daß sie einen nicht auf die Anatomie bringen sollen, damit man seine Glieder beisammen hat, wenn es heißt: ‚Ihr Toten, ihr Toten sollt auferstehn, ihr sollt vor das Jüngste Gerichte gehn!'" Da fing sie wieder bitterlich an zu weinen.

Ich ahnte, ein schweres Leid müsse auf ihr lasten, aber sie fühlte bei der Bürde ihrer Jahre nur in einzelnen Momenten sich schmerzlich gerührt. Sie weinte, ohne zu klagen, ihre Worte waren immer gleich ruhig und kalt. Ich bat sie nochmals, mir die ganze Veranlassung zu ihrer Reise in die Stadt zu erzählen, und sie sprach:

„Mein Enkel, der Ulane, von dem ich Ihm erzählte, hatte doch mein Patchen sehr lieb, wie ich Ihm vorher sagte, und sprach der schönen Annerl, wie die Leute sie ihres glatten Spiegels[1] wegen nannten, immer von der Ehre vor und sagte ihr immer, sie solle auf ihre Ehre halten und auch auf seine Ehre. Da kriegte dann[2] das Mädchen etwas ganz Apartes in ihr Gesicht und ihre Kleidung von der Ehre. Sie war feiner und manierlicher als alle andere Dirnen. Alles saß ihr knapper am Leib, und wenn sie ein Bursche einmal ein wenig derb beim Tanze anfaßte, oder sie etwa höher als den Steg der Baßgeige schwang, so konnte sie

[1] Ihres spiegelglatten Aussehens.
[2] Denn.

bitterlich darüber bei mir weinen und sprach dabei immer, es sei wider ihre Ehre. Ach, das Annerl ist ein eignes Mädchen immer gewesen. Manchmal, wenn kein Mensch es sich versah, fuhr sie mit beiden Händen nach ihrer Schürze und riß sie sich vom Leib, als ob Feuer drin sei, und dann fing sie gleich entsetzlich an zu weinen. Aber das hat seine Ursache, es hat sie mit Zähnen hingerissen, der Feind ruht nicht. Wäre das Kind nur nicht stets so hinter der Ehre her gewesen und hätte sich lieber an unsern lieben Gott gehalten, hätte ihn nie von sich gelassen in aller Not und hätte seinetwillen Schande und Verachtung ertragen statt ihrer Menschenehre: der Herr hätte sich gewiß erbarmt und wird es auch noch. Ach, sie kommen gewiß zusammen. Gottes Wille geschehe!

„Der Ulane stand wieder in Frankreich, er hatte lange nicht geschrieben, und wir glaubten ihn fast tot und weinten oft um ihn. Er war aber im Hospital an einer schweren Blessur krank gelegen, und als er wieder zu seinen Kameraden kam und zum Unteroffizier ernannt wurde, fiel ihm ein, daß ihm vor zwei Jahren sein Stiefbruder so übers Maul gefahren, er sei nur Gemeiner und der Vater Korporal, und dann die Geschichte von dem französischen Unteroffizier und wie er seinem Annerl von der Ehre so viel geredet, als er Abschied genommen. Da verlor er seine Ruhe und kriegte das Heimweh und sagte zu seinem Rittmeister, der ihn um sein Leid fragte: ‚Ach, Herr Rittmeister, es ist, als ob es mich mit den Zähnen nach Hause zöge.‘ Da ließen sie ihn heimreiten mit seinem Pferde, denn alle seine Offiziere trauten ihm. Er kriegte auf drei Monate Urlaub und sollte mit der Remonte wieder zurückkommen. Er eilte, so sehr er konnte, ohne seinem Pferde wehe zu thun, welches er besser pflegte als jemals, weil es ihm war anvertraut worden. An einem Tage trieb es ihn ganz entsetzlich, nach Hause zu eilen. Es war der Tag vor dem Sterbetage seiner Mutter, und es war ihm immer, als laufe sie vor seinem Pferde her und riefe: ‚Kasper, thue mir eine Ehre an!‘ Ach, ich saß an diesem Tag auf ihrem Grabe ganz allein und dachte auch: wenn Kasper doch bei mir wäre! Ich hatte Blümelein Vergißnichtmein in einen Kranz gebunden

und an das eingesunkene Kreuz gehängt und maß mir den Platz umher aus und dachte: Hier will ich liegen, und da soll Kasper liegen, wenn ihm Gott sein Grab in der Heimat schenkt, daß wir sein beisammen sind, wenn's heißt: ‚Ihr Toten, ihr Toten sollt auferstehn, ihr sollt zum Jüngsten Gerichte gehn!' Aber Kasper kam nicht, ich wußte auch nicht, daß er so nahe war und wohl hätte kommen können. Es trieb ihn auch gar sehr, zu eilen, denn er hatte wohl oft an diesen Tag in Frankreich gedacht und hatte einen kleinen Kranz von schönen Goldblumen von daher mitgebracht, um das Grab seiner Mutter zu schmücken, und auch einen Kranz für Annerl, den sollte sie sich bis zu ihrem Ehrentage bewahren."

Hier ward die Alte still und schüttelte mit dem Kopf; als ich aber die letzten Worte wiederholte: „Den sollte sie sich bis zu ihrem Ehrentage bewahren", fuhr sie fort: „Wer weiß, ob ich es nicht erflehen kann, ach, wenn ich den Herzog nur wecken dürfte!" — „Wozu?" fragte ich, „welch' Anliegen habt Ihr denn, Mutter?" Da sagte sie ernst: „O, was läge am ganzen Leben, wenn's kein End' nähme? Was läge am Leben, wenn es nicht ewig wäre?" und fuhr dann in ihrer Erzählung fort:

„Kasper wäre noch recht gut zu Mittag in unserm Dorf angekommen, aber morgens hatte ihm sein Wirt im Stalle gezeigt, daß sein Pferd gedrückt sei und dabei gesagt: ‚Mein Freund, das macht dem Reiter keine Ehre.' Das Wort hatte Kasper tief empfunden, er legte deswegen den Sattel hohl und leicht auf, that alles, ihm die Wunde zu heilen, und setzte seine Reise, das Pferd am Zügel führend, zu Fuße fort. So kam er am späten Abend bis an eine Mühle, eine Meile von unserm Dorf, und weil er den Müller als einen alten Freund seines Vaters kannte, sprach er bei ihm ein und wurde wie ein recht lieber Gast aus der Fremde empfangen. Kasper zog sein Pferd in den Stall, legte den Sattel und sein Felleisen in einen Winkel und ging nun zu dem Müller in die Stube. Da fragte er dann nach den Seinigen und hörte, daß ich alte Großmutter noch lebe, und daß sein Vater und sein Stiefbruder gesund seien, und daß es recht gut mit ihnen gehe. Sie wären erst gestern mit Getreide auf der Mühle gewesen; sein

Vater habe sich auf den Roß- und Ochsenhandel gelegt und gedeihe dabei recht gut, auch halte er jetzt etwas auf seine Ehre und gehe nicht mehr so zerrissen umher. Darüber war der gute Kasper nun herzlich froh, und da er nach der schönen Annerl fragte, sagte ihm der Müller, er kenne sie nicht, aber wenn es die sei, die auf dem Rosenhofe gedient habe, die hätte sich, wie er gehört, in der Hauptstadt vermietet, weil sie da eher etwas lernen könne und mehr Ehre dabei sei; so habe er vor einem Jahre von dem Knecht auf dem Rosenhofe gehört. Das freute den Kasper auch. Wenn es ihm gleich leid that, daß er sie nicht gleich sehen sollte, so hoffte er sie doch in der Hauptstadt bald recht fein und schmuck zu finden, daß es ihm, als einem Unteroffizier, auch eine rechte Ehre sei, mit ihr am Sonntage spazieren zu gehen. Nun erzählte er dem Müller noch mancherlei aus Frankreich; sie aßen und tranken miteinander, er half ihm Korn aufschütten, und dann brachte ihn der Müller in die Oberstube zu Bett und legte sich selbst unten auf einigen Säcken zur Ruhe. Das Geklapper der Mühle und die Sehnsucht nach der Heimat ließen den guten Kasper, wenn er gleich sehr müde war, nicht fest einschlafen. Er war sehr unruhig und dachte an seine selige Mutter und an das schöne Annerl und an die Ehre, die ihm bevorstehe, wenn er als Unteroffizier vor die Seinigen treten würde. So entschlummerte er endlich leis' und wurde von ängstlichen Träumen oft aufgeschreckt. Es war ihm mehrmals, als trete seine selige Mutter zu ihm und bäte ihn händeringend um Hilfe; dann war es ihm, als sei er gestorben und würde begraben, gehe aber selbst zu Fuß als Toter mit zu Grabe, und schön Annerl gehe ihm zur Seite; er weinte heftig, daß ihn seine Kameraden nicht begleiteten, und da er auf den Kirchhof komme, sei sein Grab neben dem seiner Mutter; und Annerls Grab sei auch dabei, und er gebe Annerl das Kränzlein, das er ihr mitgebracht und hänge das der Mutter an ihr Grab, und dann habe er sich umgeschaut und niemand mehr gesehen als mich und die Annerl, die habe einer an der Schürze ins Grab gerissen, und er sei dann auch ins Grab gestiegen und habe gesagt: ‚Ist denn niemand hier, der mir die letzte Ehre anthut und mir ins Grab schießen will als einem

braven Soldaten?' und da habe er sein Pistol gezogen und sich selbst ins Grab geschossen. Über dem Schuß wachte er mit großem Schrecken auf, denn es war ihm, als klirrten die Fenster davon. Er sah um sich in der Stube; da hörte er noch einen Schuß fallen und hörte Getöse in der Mühle und Geschrei durch das Geklapper. Er sprang aus dem Bett und griff nach seinem Säbel. In dem Augenblicke ging seine Thür auf, und er sah beim Vollmondscheine zwei Männer mit berußten Gesichtern mit Knitteln auf sich zustürzen. Aber er setzte sich zur Wehre und hieb den einen über den Arm, und so entflohen beide, indem sie die Thüre, welche nach außen aufging und einen Riegel draußen hatte, hinter sich verriegelten. Kasper versuchte umsonst, ihnen nachzukommen, endlich gelang es ihm, eine Tafel in der Thür einzutreten. Er eilte durch das Loch die Treppe hinunter und hörte das Wehgeschrei des Müllers, den er geknebelt zwischen den Kornsäcken liegend fand. Kasper band ihn los und eilte dann gleich in den Stall, nach seinem Pferd und Felleisen, aber beides war geraubt. Mit großem Jammer eilte er in die Mühle zurück und klagte dem Müller sein Unglück, daß ihm all sein Hab und Gut und das ihm anvertraute Pferd gestohlen sei, über welches letztere er sich gar nicht zufrieden geben konnte. Der Müller aber stand mit einem vollen Geldsack vor ihm, er hatte ihn in der Oberstube aus dem Schranke geholt und sagte zu dem Ulanen: ‚Lieber Kasper, sei Er zufrieden, ich verdanke Ihm die Rettung meines Vermögens. Auf diesen Sack, der oben in Seiner Stube lag, hatten es die Räuber gemünzt und Seiner Verteidigung danke ich alles, mir ist nichts gestohlen. Die Sein Pferd und Sein Felleisen im Stalle fanden, müssen ausgestellte Diebeswachen gewesen sein, sie zeigten durch die Schüsse an, daß Gefahr da sei, weil sie wahrscheinlich am Sattelzeug erkannten, daß ein Kavallerist im Hause herberge. Nun soll Er meinethalben keine Not haben, ich will mir alle Mühe geben und kein Geld sparen, Ihm Seinen Gaul wieder zu finden, und finde ich ihn nicht, so will ich Ihm einen kaufen, so teuer er sein mag.' Kasper sagte: ‚Geschenkt nehme ich nichts, das ist gegen meine Ehre; aber wenn Er mir im Notfalle siebzig Thaler vorschießen will, so kriegt er meine Verschreibung, ich

schaffe sie in zwei Jahren wieder.' Hierüber wurden sie einig, und der Ulane trennte sich von ihm, um nach seinem Dorfe zu eilen, wo auch ein Gerichtshalter der umliegenden Edelleute wohnt, bei dem er die Sache berichten wollte. Der Müller blieb zurück, um seine Frau und seinen Sohn zu erwarten, welche auf einem Dorf in der Nähe bei einer Hochzeit waren. Dann wollte er dem Ulanen nachkommen und die Anzeige vor Gericht auch machen.

„Er kann sich denken, lieber Herr Schreiber, mit welcher Betrübnis der arme Kasper den Weg nach unserm Dorf eilte, zu Fuß und arm, wo er hatte stolz einreiten wollen; einundfünfzig Thaler, die er erbeutet hatte, sein Patent als Unteroffizier, sein Urlaub und die Kränze auf seiner Mutter Grab und für die schöne Annerl waren ihm gestohlen. Es war ihm ganz verzweifelt zu Mut. Und so kam er um 1 Uhr in der Nacht in seiner Heimat an und pochte gleich an der Thüre des Gerichtshalters, dessen Haus das erste vor dem Dorf ist. Er ward eingelassen und machte seine Anzeige und gab alles an, was ihm geraubt worden war. Der Gerichtshalter trug ihm auf, er solle gleich zu seinem Vater gehen, welches der einzige Bauer im Dorfe sei, der Pferde habe, und solle mit diesem und seinem Bruder in der Gegend herumpatroullieren, ob er vielleicht den Räubern auf die Spur komme; indessen wolle er andere Leute zu Fuß aussenden und den Müller, wenn er komme, um die weiteren Umstände vernehmen. Kasper ging nun von dem Gerichtshalter weg nach dem väterlichen Hause. Da er aber an meiner Hütte vorüber mußte und durch das Fenster hörte, daß ich ein geistliches Lied sang, wie ich denn vor Gedanken an seine selige Mutter nicht schlafen konnte, so pochte er an und sagte: ‚Gelobt sei Jesus Christus! Liebe Großmutter, Kasper ist hier.' Ach! wie fuhren mir die Worte durch Mark und Bein, ich stürzte an das Fenster, öffnete es und küßte und drückte ihn mit unendlichen Thränen. Er erzählte mir sein Unglück mit großer Eile und sagte, welchen Auftrag er an seinen Vater vom Gerichtshalter habe; er müsse darum jetzt gleich hin, um den Dieben nachzusetzen, denn seine Ehre hänge davon ab, daß er sein Pferd wiedererhalte

„Ich weiß nicht, aber das Wort Ehre fuhr mir recht durch alle Glieder, denn ich wußte schwere Gerichte, die ihm bevorstanden. ‚Thue deine Pflicht und gib Gott allein die Ehre!‘ sagte ich, und er eilte von mir nach Finkels Hof, der am andern Ende des Dorfes liegt. Ich sank, als er fort war, auf die Knie und betete zu Gott, er möge ihn doch in seinen Schutz nehmen, ach! ich betete mit einer Angst wie niemals und mußte dabei immer sagen: ‚Herr dein Wille geschehe wie im Himmel, so auf Erden.‘

„Der Kasper lief zu seinem Vater mit einer entsetzlichen Angst. Er stieg hinten über den Gartenzaun, er hörte die Pumpe gehen, er hörte im Stall wiehern, das fuhr ihm durch die Seele; er stand still. Er sah im Mondscheine, daß zwei Männer sich wuschen, es wollte ihm das Herz brechen. Der eine sprach: ‚Das verfluchte Zeug geht nicht herunter;‘ da sagte der andere: ‚Komm erst in den Stall, dem Gaul den Schwanz abzuschlagen und die Mähnen zu verschneiden. Hast du das Felleisen auch tief genug unterm Mist begraben?‘ — ‚Ja‘, sagte der andere. Da gingen sie nach dem Stall, und Kasper, vor Jammer wie ein Rasender, sprang hervor und schloß die Stallthüre hinter ihnen und schrie: ‚Im Namen des Herzogs! Ergebt euch! Wer sich widersetzt, den schieße ich nieder!‘ Ach, da hatte er seinen Vater und seinen Stiefbruder als die Räuber seines Pferdes gefangen. ‚Meine Ehre, meine Ehre ist verloren!‘ schrie er, ‚ich bin der Sohn eines ehrlosen Diebes.‘ Als die beiden im Stalle diese Worte hörten, ist ihnen bös zu Mute geworden; sie schrien: ‚Kasper, lieber Kasper, um Gotteswillen, bringe uns nicht ins Elend! Kasper, du sollst ja alles wieder haben, um deiner seligen Mutter willen, deren Sterbetag heute ist, erbarme dich deines Vaters und Bruders!‘ Kasper aber war wie verzweifelt, er schrie nur immer: ‚Meine Ehre, meine Pflicht!‘ Und da sie nun mit Gewalt die Thür erbrechen wollten und ein Fach in der Lehmwand einstießen, um zu entkommen, schoß er ein Pistol in die Luft und schrie: ‚Hilfe, Hilfe, Diebe, Hilfe!‘ Die Bauern, von dem Gerichtshalter erweckt, welche schon herannahten, um sich über die verschiedenen Wege zu bereden, auf denen sie die Einbrecher in die Mühle verfolgen wollten, stürzten auf den Schuß und das Geschrei ins

Haus. Der alte Finkel flehte immer noch, der Sohn solle ihm die Thür öffnen, der aber sagte: ‚Ich bin ein Soldat und muß der Gerechtigkeit dienen.‘ Da traten der Gerichtshalter und die Bauern heran. Kasper sagte: ‚Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Gerichtshalter, mein Vater, mein Bruder sind selbst die Diebe, o daß ich nie geboren wäre! Hier im Stalle hab' ich sie gefangen, mein Felleisen liegt im Miste vergraben.‘ Da sprangen die Bauern in den Stall und banden den alten Finkel und seinen Sohn und schleppten sie in ihre Stube. Kasper aber grub das Felleisen hervor und nahm die zwei Kränze heraus und ging nicht in die Stube, er ging nach dem Kirchhof an das Grab seiner Mutter. Der Tag war angebrochen. Ich war auf der Wiese gewesen und hatte für mich und für Kasper zwei Kränze von Blümelein Vergißnichtmein geflochten; ich dachte: er soll mit mir das Grab seiner Mutter schmücken, wenn er von seinem Ritte zurückkommt. Da hörte ich allerlei ungewohnten Lärm im Dorf, und weil ich das Getümmel nicht mag und am liebsten allein bin, so ging ich ums Dorf herum nach dem Kirchhofe. Da fiel ein Schuß, ich sah den Dampf in die Höhe steigen, ich eilte auf den Kirchhof — o du lieber Heiland, erbarme dich sein! Kasper lag tot auf dem Grabe seiner Mutter. Er hatte sich die Kugel durch das Herz geschossen, auf welches er sich das Kränzlein, das er für schön Annerl mitgebracht, am Knopfe befestigt hatte; durch diesen Kranz hatte er sich ins Herz geschossen. Den Kranz für die Mutter hatte er schon an das Kreuz befestigt. Ich meinte, die Erde thäte sich unter mir auf bei dem Anblick. Ich stürzte über ihn hin und schrie immer: ‚Kasper, o du unglückseliger Mensch, was hast du gethan? Ach, wer hat dir denn dein Elend erzählt? O warum habe ich dich von mir gelassen, ehe ich dir alles gesagt! Gott, was wird dein armer Vater, dein Bruder sagen, wenn sie dich so finden!‘ Ich wußte nicht, daß er sich wegen diesen das Leid angethan; ich glaubte, es habe eine ganz andere Ursache. Da kam es noch ärger. Der Gerichtshalter und die Bauern brachten den alten Finkel und seinen Sohn mit Stricken gebunden. Der Jammer erstickte mir die Stimme in der Kehle, ich konnte kein Wort sprechen. Der Gerichtshalter fragte mich, ob ich meinen Enkel

nicht gesehen? Ich zeigte hin, wo er lag. Er trat zu ihm, er glaubte, er weine auf dem Grabe; er schüttelte ihn, da sah er das Blut niederstürzen. ‚Jesus Maria!' rief er aus, ‚der Kasper hat Hand an sich gelegt.' Da sahen die beiden Gefangenen sich schrecklich an; man nahm den Leib des Kaspers und trug ihn neben ihnen her nach dem Hause des Gerichtshalters. Es war ein Wehgeschrei im ganzen Dorfe, die Bauernweiber führten mich nach. Ach, das war wohl der schrecklichste Weg in meinem Leben!"

Da ward die Alte wieder still, und ich sagte zu ihr: „Liebe Mutter, Euer Leid ist entsetzlich, aber Gott hat Euch auch recht lieb; die er am härtesten schlägt, sind seine liebsten Kinder. Sagt mir nun, liebe Mutter, was Euch bewogen hat, den weiten Weg hierher zu gehen, und um was Ihr die Bittschrift einreichen wollt!"

„Ei, das kann Er sich doch wohl denken", fuhr sie ganz ruhig fort, „um ein ehrliches Grab für Kasper und die schöne Annerl, der ich das Kränzlein zu ihrem Ehrentage mitbringe. Es ist ganz mit Kaspers Blut unterlaufen, seh' Er einmal!"

Da zog sie einen kleinen Kranz von Flittergold aus ihrem Bündel und zeigte ihn mir. Ich konnte bei dem anbrechenden Tage sehen, daß er vom Pulver geschwärzt und mit Blut besprengt war. Ich war ganz zerrissen von dem Unglücke der guten Alten, und die Größe und Festigkeit, womit sie es trug, erfüllte mich mit Verehrung. „Ach liebe Mutter", sagte ich, „wie werdet Ihr der armen Annerl aber ihr Elend beibringen, daß sie nicht gleich vor Schrecken tot niedersinkt, und was ist denn das für ein Ehrentag, zu welchem Ihr dem Annerl den traurigen Kranz bringt?"

„Lieber Mensch", sprach sie, „komme Er nur mit, Er kann mich zu ihr begleiten, ich kann doch nicht geschwind fort, so werden wir sie gerade noch zu rechter Zeit finden. Ich will Ihm unterwegs noch alles erzählen."

Nun stand sie auf und betete ihren Morgensegen ganz ruhig und brachte ihre Kleider in Ordnung, und ihren Bündel hängte sie dann an meinen Arm. Es war 2 Uhr des Morgens, der Tag graute, und wir wandelten durch die stillen Gassen.

„Seh' Er", erzählte die Alte fort, „als der Finkel und sein Sohn eingesperrt waren, mußte ich zum Gerichtshalter auf die Gerichtsstube. Der tote Kasper wurde auf einen Tisch gelegt und mit seinem Ulanenmantel bedeckt hereingetragen, und nun mußte ich alles dem Gerichtshalter sagen, was ich von ihm wußte und was er mir heute morgen durch das Fenster gesagt hatte. Das schrieb er alles auf sein Papier nieder, das vor ihm lag. Dann sah er die Schreibtafel durch, die sie bei Kasper gefunden; da standen mancherlei Rechnungen drin, einige Geschichten von der Ehre und auch die von dem französischen Unteroffizier, und hinter ihr war mit Bleistift etwas geschrieben." Da gab mir die Alte die Brieftasche, und ich las folgende letzte Worte des unglücklichen Kaspers: „Auch ich kann meine Schande nicht überleben. Mein Vater und mein Bruder sind Diebe, sie haben mich selbst bestohlen; mein Herz brach mir, aber ich mußte sie gefangen nehmen und den Gerichten übergeben, denn ich bin ein Soldat meines Fürsten, und meine Ehre erlaubt mir keine Schonung. Ich habe meinen Vater und Bruder der Rache übergeben, um der Ehre willen. Ach! bitte doch jedermann für mich, daß man mir hier, wo ich gefallen bin, ein ehrliches Grab neben meiner Mutter vergönne! Das Kränzlein, durch welches ich mich erschossen, soll die Großmutter der schönen Annerl schicken und sie von mir grüßen. Ach, sie thut mir leid durch Mark und Bein, aber sie soll doch den Sohn eines Diebes nicht heiraten, denn sie hat immer viel auf Ehre gehalten. Liebe, schöne Annerl, mögest du nicht so sehr erschrecken über mich, gib dich zufrieden, und wenn du mir jemals ein wenig gut warst, so rede nicht schlecht von mir! Ich kann ja nichts für meine Schande! Ich hatte mir so viele Mühe gegeben, in Ehren zu bleiben mein lebenlang, ich war schon Unteroffizier und hatte den besten Ruf bei der Schwadron, ich wäre gewiß noch einmal Offizier geworden, und Annerl, dich hätte ich doch nicht verlassen und hätte keine Vornehmere gefreit — aber der Sohn eines Diebes, der seinen Vater aus Ehre selbst fangen und richten lassen muß, kann seine Schande nicht überleben. Annerl, liebes Annerl, nimm doch ja das Kränzlein, ich bin dir immer treu gewesen, so Gott mir gnädig sei! Ich gebe

dir nun deine Freiheit wieder, aber thue mir die Ehre und heirate nie einen, der schlechter wäre als ich. Und wenn du kannst, so bitte für mich, daß ich ein ehrliches Grab neben meiner Mutter erhalte. Und wenn du hier in unserm Orte sterben solltest, so lasse dich auch bei uns begraben; die gute Großmutter wird auch zu uns kommen, da sind wir alle beisammen. Ich habe fünfzig Thaler in meinem Felleisen, die sollen auf Interessen gelegt werden für dein erstes Kind. Meine silberne Uhr soll der Herr Pfarrer haben, wenn ich ehrlich begraben werde. Mein Pferd, die Uniform und Waffen gehören dem Herzoge, diese meine Brieftasche gehört dein. Adies, herztausender Schatz, adies, liebe Großmutter, betet für mich und lebt alle wohl! — Gott erbarme sich meiner! — Ach, meine Verzweiflung ist groß!"

Ich konnte diese letzten Worte eines gewiß edeln unglücklichen Menschen nicht ohne bittere Thränen lesen. — „Der Kasper muß ein gar guter Mensch gewesen sein, liebe Mutter", sagte ich zu der Alten, welche nach diesen Worten stehen blieb und meine Hand drückte und mit tief bewegter Stimme sagte: „Ja, es war der beste Mensch auf der Welt. Aber die letzten Worte von der Verzweiflung hätte er nicht schreiben sollen, die bringen ihn um sein ehrliches Grab, die bringen ihn auf die Anatomie. Ach, lieber Schreiber, wenn Er hierin nur helfen könnte!"

„Wieso, liebe Mutter?" fragte ich, „was können diese letzten Worte dazu beitragen?" — „Ja gewiß", erwiderte sie, „der Gerichtshalter hat es mir selbst gesagt. Es ist ein Befehl an alle Gerichte ergangen, daß nur die Selbstmörder aus Melancholie ehrlich sollen begraben werden; alle aber, die aus Verzweiflung Hand an sich gelegt, sollen auf die Anatomie, und der Gerichtshalter hat mir gesagt, daß er den Kasper, weil er selbst seine Verzweiflung eingestanden, auf die Anatomie schicken müsse."

„Das ist ein wunderlich Gesetz", sagte ich, „denn man könnte wohl bei jedem Selbstmord einen Prozeß anstellen, ob er aus Melancholie oder Verzweiflung entstanden, der so lange dauern müßte, daß der Richter und die Advokaten darüber in Melancholie und Verzweiflung fielen und auf die Anatomie kämen. Aber seid nur getröstet, liebe Mutter, unser Herzog ist ein so guter

Herr, wenn er die ganze Sache hört, wird er dem armen Kasper gewiß sein Plätzchen neben der Mutter vergönnen."

„Das gebe Gott!" erwiderte die Alte, „sehe Er nun, lieber Mensch, als der Gerichtshalter alles zu Papier gebracht hatte, gab er mir die Brieftasche und den Kranz für die schöne Annerl, und so bin ich dann gestern hierher gelaufen, damit ich ihr an ihrem Ehrentage den Trost noch mit auf den Weg geben kann. — Der Kasper ist zu rechter Zeit gestorben, hätte er alles gewußt, er wäre närrisch geworden vor Betrübnis."

„Was ist denn nun mit der schönen Annerl?" fragte ich die Alte. „Bald sagt Ihr, sie habe nur noch wenige Stunden, bald sprecht Ihr von ihrem Ehrentag, und sie werde Trost gewinnen durch Eure traurige Nachricht. Sagt mir doch alles heraus, will sie Hochzeit halten mit einem andern, ist sie tot, krank? Ich muß alles wissen, damit ich es in die Bittschrift setzen kann."

Da erwiderte die Alte: „Ach, lieber Schreiber, es ist nun so! Gottes Wille geschehe! Sehe Er, als Kasper kam, war ich doch nicht recht froh; als Kasper sich das Leben nahm, war ich doch nicht recht traurig; ich hätte es nicht überleben können, wenn Gott sich meiner nicht erbarmt gehabt hätte mit größerem Leid. Ja, ich sage Ihm: es war mir ein Stein vor das Herz gelegt, wie ein Eisbrecher, und alle die Schmerzen, die wie Grundeis gegen mich stürzten und mir das Herz gewiß abgestoßen hätten, die zerbrachen an diesem Stein und trieben kalt vorüber. Ich will Ihm etwas erzählen, das ist betrübt.

„Als mein Patchen, die schöne Annerl, ihre Mutter verlor, die eine Base von mir war und sieben Meilen von uns wohnte, war ich bei der kranken Frau. Sie war die Witwe eines armen Bauern und hatte in ihrer Jugend einen Jäger lieb gehabt, ihn aber wegen seines wilden Lebens nicht genommen. Der Jäger war endlich in solch Elend gekommen, daß er auf Tod und Leben wegen eines Mordes gefangen saß. Das erfuhr meine Base auf ihrem Krankenlager, und es that ihr so weh, daß sie täglich schlimmer wurde und endlich in ihrer Todesstunde, als sie mir die liebe, schöne Annerl als mein Patchen übergab und Abschied von mir nahm, noch in den letzten Augenblicken zu mir sagte:

‚Liebe Anne Margaret, wenn du durch das Städtchen kömmst, wo der arme Jürge gefangen liegt, so lasse ihm sagen durch den Gefangenwärter, daß ich ihn bitte auf meinem Todesbett, er solle sich zu Gott bekehren, und daß ich herzlich für ihn gebetet habe in meiner letzten Stunde, und daß ich ihn schön grüßen lasse.‘ — Bald nach diesen Worten starb die gute Base, und als sie begraben war, nahm ich die kleine Annerl, die drei Jahre alt war, auf den Arm und ging mit ihr nach Haus.

„Vor dem Städtchen, durch das ich mußte, kam ich an der Scharfrichterei vorüber, und weil der Meister berühmt war als ein Viehdoktor, sollte ich einige Arznei mitnehmen für unsern Schulzen. Ich trat in die Stube und sagte dem Meister, was ich wollte, und er antwortete, daß ich ihm auf den Boden folgen solle, wo er die Kräuter liegen habe, und ihm helfen aussuchen. Ich ließ Annerl in der Stube und folgte ihm. Als wir zurück in die Stube traten, stand Annerl vor einem kleinen Schranke, der an der Wand befestigt war, und sprach: ‚Großmutter, da ist eine Maus drin, hört, wie es klappert, da ist eine Maus drin!‘

„Auf diese Rede des Kindes machte der Meister ein sehr ernsthaftes Gesicht, riß den Schrank auf und sprach: ‚Gott sei uns gnädig!‘, denn er sah sein Richtschwert, das allein in dem Schrank an einem Nagel hing, hin und her wanken. Er nahm das Schwert herunter, und mir schauderte. ‚Liebe Frau‘, sagte er, ‚wenn Ihr das kleine liebe Annerl lieb habt, so erschreckt nicht, wenn ich ihr mit meinem Schwerte rings um das Hälschen die Haut ein wenig aufritze; denn das Schwert hat vor ihm gewankt, es hat nach seinem Blute verlangt, und wenn ich ihm den Hals damit nicht ritze, so steht dem Kinde groß Elend im Leben bevor.‘ Da faßte er das Kind, welches entsetzlich zu schreien begann, ich schrie auch und riß das Annerl zurück. Indem trat der Bürgermeister des Städtchens herein, der von der Jagd kam und dem Richter einen kranken Hund zur Heilung bringen wollte. Er fragte nach der Ursache des Geschreis. Annerl schrie: ‚Er will mich umbringen!‘ Ich war außer mir vor Entsetzen. Der Richter erzählte dem Bürgermeister das Ereignis. Dieser verwies ihm seinen Aberglauben, wie er es nannte, heftig und unter starken Drohungen. Der

Richter blieb ganz ruhig dabei und sprach: ‚So haben's meine Väter gehalten, so halt' ich's.' Da sprach der Bürgermeister: ‚Meister Franz, wenn Ihr glaubt, Euer Schwert habe sich gerührt, weil ich Euch hiermit anzeige, daß morgen früh um 6 Uhr der Jäger Jürge von Euch soll geköpft werden, so wollt' ich es noch verzeihen; aber daß Ihr daraus etwas auf dies liebe Kind schließen wollt, das ist unvernünftig und toll. Es könnte so etwas einen Menschen in Verzweiflung bringen, wenn man es ihm später in seinem Alter sagte, daß es ihm in seiner Jugend geschehen sei. Man soll keinen Menschen in Versuchung führen.' — ‚Aber auch keines Richters Schwert', sagte Meister Franz vor sich und hing sein Schwert wieder in den Schrank. Nun küßte der Bürgermeister das Annerl und gab ihm eine Semmel aus seiner Jagdtasche, und da er mich gefragt, wer ich sei, wo ich herkomme und wo ich hin wolle, und ich ihm den Tod meiner Base erzählt hatte und auch den Auftrag an den Jäger Jürge, sagte er mir: ‚Ihr sollt ihn ausrichten, ich will Euch selbst zu ihm führen. Er hat ein hartes Herz, vielleicht wird ihn das Andenken einer guten Sterbenden in seinen letzten Stunden rühren.' Da nahm der gute Herr mich und Annerl auf seinen Wagen, der vor der Thüre hielt, und fuhr mit uns in das Städtchen hinein.

„Er hieß mich zu seiner Köchin gehen; da kriegten wir gutes Essen, und gegen Abend ging er mit mir zu dem armen Sünder. Und als ich dem die letzten Worte meiner Base erzählte, fing er bitterlich an zu weinen und schrie: ‚Ach Gott! wenn sie mein Weib geworden, wäre es nicht soweit mit mir gekommen.' Dann begehrte er, man solle den Herrn Pfarrer doch noch einmal zu ihm bitten, er wolle mit ihm beten. Das versprach ihm der Bürgermeister und lobte ihn wegen seiner Sinnesveränderung und fragte ihn, ob er vor seinem Tode noch einen Wunsch hätte, den er ihm erfüllen könne. Da sagte der Jäger Jürge: ‚Ach, bittet hier die gute alte Mutter, daß sie doch morgen mit dem Töchterlein ihrer seligen Base bei meinem Rechte[1] zugegen sein möge,

[1] Bei meiner Hinrichtung.

das wird mir das Herz stärken in meiner letzten Stunde.' Da bat mich der Bürgermeister, und so graulich es mir war, so konnte ich es dem armen, elenden Menschen nicht abschlagen. Ich mußte ihm die Hand geben und es ihm feierlich versprechen, und er sank weinend auf das Stroh. Der Bürgermeister ging dann mit mir zu seinem Freunde, dem Pfarrer, dem ich nochmals alles erzählen mußte, ehe er sich ins Gefängnis begab.

„Die Nacht mußte ich mit dem Kinde in des Bürgermeisters Haus schlafen, und am andern Morgen ging ich den schweren Gang zu der Hinrichtung des Jägers Jürge. Ich stand neben dem Bürgermeister im Kreis und sah, wie er das Stäblein brach. Da hielt der Jäger Jürge noch eine schöne Rede, und alle Leute weinten, und er sah mich und die kleine Annerl, die vor mir stand, gar beweglich an, und dann küßte er den Meister Franz, der Pfarrer betete mit ihm, die Augen wurden ihm verbunden und er kniete nieder. Da gab ihm der Richter den Todesstreich. ‚Jesus Maria Joseph!' schrie ich aus; denn der Kopf des Jürgen flog gegen Annerl zu und biß mit seinen Zähnen dem Kinde in sein Röckchen, das ganz entsetzlich schrie. Ich riß meine Schürze vom Leibe und warf sie über den scheußlichen Kopf, und Meister Franz eilte herbei, riß ihn los und sprach: ‚Mutter, Mutter, was habe ich gestern morgen gesagt? Ich kenne mein Schwert, es ist lebendig!' — Ich war niedergesunken vor Schreck, das Annerl schrie entsetzlich. Der Bürgermeister war ganz bestürzt und ließ mich und das Kind nach seinem Hause fahren. Da schenkte mir seine Frau andere Kleider für mich und das Kind, denn die unsrigen waren von Jürges Blut bespritzt, und nachmittags schenkte uns der Bürgermeister noch Geld, und viele Leute des Städtchens auch, die Annerl sehen wollten, so daß ich an zwanzig Thaler und viele Kleider für sie bekam. Am Abend kam der Pfarrer ins Haus und redete mir lange zu, daß ich das Annerl nur recht in der Gottesfurcht erziehen sollte und auf alle die betrübten Zeichen gar nichts geben, das seien nur Schlingen des Satans, die man verachten müsse, und dann schenkte er mir noch eine schöne Bibel für das Annerl, die sie noch hat; und dann ließ uns der gute Bürgermeister am andern Morgen noch an drei Meilen

weit nach Haus fahren. Ach, du mein Gott, und alles ist doch eingetroffen!" sagte die Alte und schwieg.

Eine schauerliche Ahnung ergriff mich, die Erzählung der Alten hatte mich ganz zermalmt. „Um Gotteswillen, Mutter!" rief ich aus, „was ist es mit der armen Annerl geworden, ist denn gar nicht zu helfen?"

„Es hat sie mit den Zähnen dazu gerissen!" sagte die Alte. „Heut' wird sie gerichtet, aber sie hat es in der Verzweiflung gethan, die Ehre, die Ehre lag ihr im Sinne. Sie war zu schanden gekommen aus Ehrsucht, sie wurde verführt von einem Vornehmen, er hat sie sitzen lassen, sie hat ihr Kind erstickt in derselben Schürze, die ich damals über den Kopf des Jägers Jürge warf, und die sie mir heimlich entwendet hat. Ach, es hat sie mit Zähnen dazu gerissen, sie hat es in der Verwirrung gethan. Der Verführer hatte ihr die Ehe versprochen und gesagt, der Kasper sei in Frankreich geblieben. Dann ist sie verzweifelt und hat das Böse gethan und hat sich selbst bei den Gerichten angegeben. Um 4 Uhr wird sie gerichtet. Sie hat mir geschrieben, ich möchte noch zu ihr kommen; das will ich nun thun und ihr das Kränzlein und den Gruß von dem armen Kasper bringen und die Rose, die ich heut' nacht erhalten, das wird sie trösten. Ach, lieber Schreiber, wenn Er es nur in der Bittschrift auswirken kann, daß ihr Leib und auch der Kasper dürfen auf unsern Kirchhof gebracht werden."

„Alles, alles will ich versuchen!" rief ich aus. „Gleich will ich nach dem Schlosse laufen; mein Freund, der Ihr die Rose gab, hat die Wache dort, er soll mir den Herzog wecken. Ich will vor sein Bett knien und ihn um Pardon für Annerl bitten."

„Pardon?" sagte die Alte kalt. „Es hat sie ja mit Zähnen dazu gezogen; hör' Er, lieber Freund, Gerechtigkeit ist besser als Pardon; was hilft aller Pardon auf Erden? Wir müssen doch alle vor das Gericht:

‚Ihr Toten, ihr Toten sollt auferstehn,
Ihr sollt vor das Jüngste Gerichte gehn.'

Seht, sie will keinen Pardon, man hat ihn ihr angeboten, wenn sie den Vater des Kindes nennen wolle. Aber das Annerl hat

gesagt: ‚Ich habe sein Kind ermordet und will sterben und ihn nicht unglücklich machen; ich muß meine Strafe leiden, daß ich zu meinem Kinde komme, aber ihn kann es verderben, wenn ich ihn nenne.‘ Darüber wurde ihr das Schwert zuerkannt. Gehe Er zum Herzog und bitte Er für Kasper und Annerl um ein ehrlich Grab! Gehe Er gleich! Seh' Er: dort geht der Herr Pfarrer ins Gefängnis; ich will ihn ansprechen, daß er mich mit hinein zum schönen Annerl nimmt. Wenn Er sich eilt, so kann Er uns draußen am Gerichte vielleicht den Trost noch bringen — mit dem ehrlichen Grabe für Kasper und Annerl."

Unter diesen Worten waren wir mit dem Prediger zusammengetroffen. Die Alte erzählte ihr Verhältnis zu der Gefangenen und er nahm sie freundlich mit zum Gefängnis. Ich aber eilte nun, wie ich noch nie gelaufen, nach dem Schloß, und es machte mir einen tröstenden Eindruck, es war mir wie ein Zeichen der Hoffnung, als ich an Graf Grossingers Hause vorüberstürzte und aus einem offenen Fenster des Gartenhauses eine liebliche Stimme zur Laute singen hörte:

„Die Gnade sprach von Liebe,
Die Ehre aber wacht
Und wünscht voll Lieb' der Gnade
In Ehren gute Nacht.

„Die Gnade nimmt den Schleier,
Wenn Liebe Rosen gibt,
Die Ehre grüßt den Freier,
Weil sie die Gnade liebt."

Ach, ich hatte der guten Wahrzeichen noch mehr! Einhundert Schritte weiter fand ich einen weißen Schleier auf der Straße liegend; ich raffte ihn auf, er war voll von duftenden Rosen. Ich hielt ihn in der Hand und lief weiter, mit dem Gedanken: „Ach Gott, das ist die Gnade." Als ich um die Ecke bog, sah ich einen Mann, der sich in seinem Mantel verhüllte, als ich vor ihm vorübereilte, und mir heftig den Rücken wandte, um nicht gesehen zu werden. Er hätte es nicht nötig gehabt, ich sah und hörte nichts in meinem Innern, als: „Gnade, Gnade!" und stürzte

durch das Gitterthor in den Schloßhof. Gott sei Dank, der Fähndrich, Graf Grossinger, der unter den blühenden Kastanienbäumen vor der Wache auf und ab ging, trat mir schon entgegen.

„Lieber Graf", sagte ich mit Ungestüm, „Sie müssen mich gleich zum Herzoge bringen, gleich auf der Stelle, oder alles ist zu spät, alles ist verloren!"

Er schien verlegen über diesen Antrag und sagte: „Was fällt Ihnen ein, zu dieser ungewohnten Stunde? Es ist nicht möglich. Kommen Sie zur Parade, da will ich Sie vorstellen."

Mir brannte der Boden unter den Füßen. „Jetzt", rief ich aus, „oder nie! Es muß sein! Es betrifft das Leben eines Menschen."

„Es kann jetzt nicht sein", erwiderte Grossinger scharf absprechend. „Es betrifft meine Ehre; es ist mir untersagt, heute nacht irgend eine Meldung zu thun."

Das Wort Ehre machte mich verzweifeln. Ich dachte an Kaspers Ehre, an Annerls Ehre und sagte: „Die vermaledeite Ehre! Gerade um die letzte Hilfe zu leisten, welche so eine Ehre übriggelassen, muß ich zum Herzoge. Sie müssen mich melden, oder ich schreie laut nach dem Herzoge."

„So Sie sich rühren", sagte Grossinger heftig, „lasse ich Sie in die Wache werfen. Sie sind ein Phantast, Sie kennen keine Verhältnisse."

„O, ich kenne Verhältnisse, schreckliche Verhältnisse! Ich muß zum Herzoge, jede Minute ist unerkauflich!" versetzte ich. „Wollen Sie mich nicht gleich melden, so eile ich allein zu ihm."

Mit diesen Worten wollte ich nach der Treppe, die zu den Gemächern des Herzogs hinaufführte, als ich den nämlichen, in einem Mantel Verhüllten, der mir begegnete, nach dieser Treppe eilend, bemerkte. Grossinger drehte mich mit Gewalt um, daß ich diesen nicht sehen sollte. „Was machen Sie, Thöriger?" flüsterte er mir zu, „schweigen Sie, ruhen Sie! Sie machen mich unglücklich."

„Warum halten Sie den Mann nicht zurück, der da hinaufging?" sagte ich. „Er kann nichts Dringenderes vorzubringen haben, als ich. Ach, es ist so dringend, ich muß, ich muß! Es

betrifft das Schicksal eines unglücklichen, verführten, armen Geschöpfes."

Grossinger erwiderte: „Sie haben den Mann hinaufgehen sehen; wenn Sie je ein Wort davon äußern, so kommen Sie vor meine Klinge. Gerade, weil er hinaufging, können Sie nicht hinauf, der Herzog hat Geschäfte mit ihm."

Da erleuchteten sich die Fenster des Herzogs. „Gott, er hat Licht, er ist auf!" sagte ich. „Ich muß ihn sprechen, um des Himmels willen, lassen Sie mich, oder ich schreie Hilfe."

Grossinger faßte mich beim Arm und sagte: „Sie sind betrunken, kommen Sie in die Wache. Ich bin Ihr Freund, schlafen Sie aus und sagen Sie mir das Lied, das die Alte heute nacht an der Thüre sang, als ich die Runde führte; das Lied interessiert mich sehr."

„Gerade wegen der Alten und den Ihrigen muß ich mit dem Herzoge sprechen!" rief ich aus.

„Wegen der Alten?" versetzte Grossinger. „Wegen der sprechen Sie mit mir, die großen Herren haben keinen Sinn für so etwas. Geschwind kommen Sie nach der Wache!"

Er wollte mich fortziehen, da schlug die Schloßuhr halb vier. Der Klang schnitt mir wie ein Schrei der Not durch die Seele, und ich schrie aus voller Brust zu den Fenstern des Herzogs hinauf:

„Hilfe! um Gotteswillen Hilfe für ein elendes, verführtes Geschöpf!" Da ward Grossinger wie unsinnig. Er wollte mir den Mund zuhalten, aber ich rang mit ihm; er stieß mich in den Nacken, er schimpfte; ich fühlte, ich hörte nichts. Er rief nach der Wache; der Korporal eilte mit etlichen Soldaten herbei, mich zu greifen. Aber in dem Augenblicke ging des Herzogs Fenster auf, und es rief herunter:

„Fähndrich Graf Grossinger, was ist das für ein Skandal? Bringen Sie den Menschen herauf, gleich auf der Stelle!"

Ich wartete nicht auf den Fähndrich; ich stürzte die Treppe hinauf, ich fiel nieder zu den Füßen des Herzogs, der mich betroffen und unwillig aufstehen hieß. Er hatte Stiefel und Sporen an und doch einen Schlafrock, den er sorgfältig über der Brust zusammenhielt.

Ich trug dem Herzog alles, was mir die Alte von dem Selbstmorde des Ulanen, von der Geschichte der schönen Annerl erzählt hatte, so gedrängt vor, als es die Not erforderte, und flehte ihn wenigstens um den Aufschub der Hinrichtung auf wenige Stunden und um ein ehrliches Grab für die beiden Unglücklichen an, wenn Gnade unmöglich sei. — „Ach, Gnade, Gnade!" rief ich aus, indem ich den gefundenen weißen Schleier voll Rosen aus dem Busen zog, „dieser Schleier, den ich auf meinem Wege hierher gefunden, schien mir Gnade zu verheißen."

Der Herzog griff mit Ungestüm nach dem Schleier und war heftig bewegt; er drückte den Schleier in seinen Händen, und als ich die Worte aussprach: „Euere Durchlaucht! Dieses arme Mädchen ist ein Opfer falscher Ehrsucht; ein Vornehmer hat sie verführt und ihr die Ehe versprochen. Ach, sie ist so gut, daß sie lieber sterben will, als ihn nennen" — da unterbrach mich der Herzog mit Thränen in den Augen und sagte: „Schweigen Sie, ums Himmels willen, schweigen Sie!" — Und nun wendete er sich zu dem Fähndrich, der an der Thüre stand, und sagte mit dringender Eile: „Fort, eilend zu Pferde mit diesem Menschen hier; reiten Sie das Pferd tot; nur nach dem Gerichte hin. Heften Sie diesen Schleier an Ihren Degen, winken und schreien Sie ‚Gnade, Gnade!' Ich komme nach."

Grossinger nahm den Schleier. Er war ganz verwandelt, er sah aus wie ein Gespenst vor Angst und Eile. Wir stürzten in den Stall, saßen zu Pferd und ritten im Galopp; er stürmte wie ein Wahnsinniger zum Thore hinaus. Als er den Schleier an seine Degenspitze heftete, schrie er: „Herr Jesus, meine Schwester!" Ich verstand nicht, was er wollte. Er stand hoch im Bügel und wehte und schrie: „Gnade, Gnade!" Wir sahen auf dem Hügel die Menge um das Gericht versammelt. Mein Pferd scheute vor dem wehenden Tuch. Ich bin ein schlechter Reiter, ich konnte den Grossinger nicht einholen; er flog im schnellsten Karriere, ich strengte alle Kräfte an. Trauriges Schicksal! Die Artillerie exerzierte in der Nähe; der Kanonendonner machte es unmöglich, unser Geschrei aus der Ferne zu hören. Grossinger stürzte, das Volk stob auseinander, ich sah in den Kreis, ich sah einen Stahl-

blitz in der frühen Sonne — ach Gott, es war der Schwertblitz des Richters! — Ich sprengte heran, ich hörte das Wehklagen der Menge. „Pardon, Pardon!" schrie Grossinger und stürzte mit wehendem Schleier durch den Kreis wie ein Rasender. Aber der Richter hielt ihm das blutende Haupt der schönen Annerl entgegen, das ihn wehmütig anlächelte. Da schrie er: „Gott sei mir gnädig!" und fiel auf die Leiche hin zur Erde. „Tötet mich, tötet mich, ihr Menschen! Ich habe sie verführt, ich bin ihr Mörder!"

Eine rächende Wut ergriff die Menge. Die Weiber und Jungfrauen drangen heran und rissen ihn von der Leiche und traten ihn mit Füßen, er wehrte sich nicht; die Wachen konnten das wütende Volk nicht bändigen. Da erhob sich das Geschrei: „Der Herzog, der Herzog!" — Er kam im offenen Wagen gefahren; ein blutjunger Mensch, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, in einen Mantel gehüllt, saß neben ihm. Die Menschen schleifen Grossinger herbei. „Jesus, mein Bruder!" schrie der junge Offizier mit der weiblichsten Stimme aus dem Wagen. Der Herzog sprach bestürzt zu ihm: „Schweigen Sie!" Er sprang aus dem Wagen, der junge Mensch wollte folgen; der Herzog drängte ihn schier unsanft zurück; aber so beförderte sich die Entdeckung, daß der junge Mensch die als Offizier verkleidete Schwester Grossingers sei. Der Herzog ließ den mißhandelten, blutenden, ohnmächtigen Grossinger in den Wagen legen, die Schwester nahm keine Rücksicht mehr, sie warf ihren Mantel über ihn. Jedermann sah sie in weiblicher Kleidung. Der Herzog war verlegen, aber er sammelte sich und befahl, den Wagen sogleich umzuwenden und die Gräfin mit ihrem Bruder nach ihrer Wohnung zu fahren. Dieses Ereignis hatte die Wut der Menge einigermaßen gestillt. Der Herzog sagte laut zu dem wachthabenden Offizier: „Die Gräfin Grossinger hat ihren Bruder an ihrem Hause vorbei reiten sehen, den Pardon zu bringen, und wollte diesem freudigen Ereignis beiwohnen; als ich zu demselben Zwecke vorüberfuhr, stand sie am Fenster und bat mich, sie in meinem Wagen mitzunehmen. Ich konnte es dem gutmütigen Kinde nicht abschlagen. Sie nahm einen Mantel und Hut ihres Bruders, um kein Aufsehen zu er-

regen, und hat, von dem unglücklichen Zufall überrascht, die Sache gerade dadurch zu einem abenteuerlichen Skandale gemacht. Aber wie konnten Sie, Herr Lieutenant, den unglücklichen Grafen Grossinger nicht vor dem Pöbel schützen? Es ist ein gräßlicher Fall, daß er, mit dem Pferde stürzend, zu spät kam; er kann doch aber nichts dafür. Ich will die Mißhandler des Grafen verhaftet und bestraft wissen."

Auf diese Rede des Herzogs erhob sich ein allgemeines Geschrei: „Er ist ein Schurke, er ist der Verführer, der Mörder der schönen Annerl gewesen; er hat es selbst gesagt, der elende, der schlechte Kerl!"

Als dies von allen Seiten her tönte und auch der Prediger und der Offizier und die Gerichtspersonen es bestätigten, war der Herzog so tief erschüttert, daß er nichts sagte, als: „Entsetzlich, entsetzlich, o, der elende Mensch!"

Nun trat der Herzog blaß und bleich in den Kreis; er wollte die Leiche der schönen Annerl sehen. Sie lag auf dem grünen Rasen in einem schwarzen Kleide mit weißen Schleifen. Die alte Großmutter, welche sich um alles, was vorging, nicht bekümmerte, hatte ihr das Haupt an den Rumpf gelegt und die schreckliche Trennung mit ihrer Schürze bedeckt. Sie war beschäftigt, ihr die Hände über die Bibel zu falten, welche der Pfarrer in dem kleinen Städtchen der kleinen Annerl geschenkt hatte; das goldene Kränzlein band sie ihr auf den Kopf und steckte die Rose vor die Brust, welche ihr Grossinger in der Nacht gegeben hatte, ohne zu wissen, wem er sie gab.

Der Herzog sprach bei diesem Anblicke: „Schönes, unglückliches Annerl! Schändlicher Verführer, du kamst zu spät! — Arme, alte Mutter, du bist ihr allein treu geblieben bis in den Tod!" Als er mich bei diesen Worten in seiner Nähe sah, sprach er zu mir: „Sie sagten mir von einem letzten Willen des Korporal Kasper, haben Sie ihn bei sich?" Da wendete ich mich zu der Alten und sagte: „Arme Mutter, gebt mir die Brieftasche Kaspers; Seine Durchlaucht wollen seinen letzten Willen lesen."

Die Alte, welche sich um nichts bekümmerte, sagte mürrisch: „Ist Er auch wieder da? Er hätte lieber ganz zu Hause bleiben

können. Hat Er die Bittschrift? Jetzt ist es zu spät. Ich habe dem armen Kinde den Trost nicht geben können, daß sie zu Kasper in ein ehrliches Grab soll; ach, ich hab' es ihr vorgelogen, aber sie hat mir nicht geglaubt."

Der Herzog unterbrach sie und sprach: „Ihr habt nicht gelogen, gute Mutter. Der Mensch hat sein Möglichstes gethan, der Sturz des Pferdes ist an allem schuld. Aber sie soll ein ehrliches Grab haben bei ihrer Mutter und bei Kasper, der ein braver Kerl war. Es soll ihnen beiden eine Leichenpredigt gehalten werden über die Worte: ‚Gebt Gott allein die Ehre!' Der Kasper soll als Fähndrich begraben werden, seine Schwadron soll ihm dreimal ins Grab schießen, und des Verderbers Grossingers Degen soll auf seinen Sarg gelegt werden."

Nach diesen Worten ergriff er Grossingers Degen, der mit dem Schleier noch an der Erde lag, nahm den Schleier herunter, bedeckte Annerl damit und sprach: „Dieser unglückliche Schleier, der ihr so gern Gnade gebracht hätte, soll ihr die Ehre wieder geben. Sie ist ehrlich und begnadigt gestorben, der Schleier soll mit ihr begraben werden."

Den Degen gab er dem Offizier der Wache mit den Worten: „Sie werden heute noch meine Befehle wegen der Bestattung des Ulanen und dieses armen Mädchens bei der Parade empfangen."

Nun las er auch die letzten Worte Kaspers laut mit vieler Rührung. Die alte Großmutter umarmte mit Freudenthränen seine Füße, als wäre sie das glücklichste Weib. Er sagte zu ihr: „Gebe Sie sich zufrieden, Sie soll eine Pension haben bis an Ihr seliges Ende, ich will Ihrem Enkel und der Annerl einen Denkstein setzen lassen." Nun befahl er dem Prediger, mit der Alten und einem Sarge, in welchen die Gerichtete gelegt wurde, nach seiner Wohnung zu fahren und sie dann nach ihrer Heimat zu bringen und das Begräbnis zu besorgen. Da währenddem seine Adjutanten mit Pferden gekommen waren, sagte er noch zu mir: „Geben Sie meinem Adjutanten ihren Namen an, ich werde Sie rufen lassen. Sie haben einen schönen menschlichen Eifer gezeigt." Der Adjutant schrieb meinen Namen in seine Schreibtafel und

machte mir ein verbindliches Kompliment. Dann sprengte der Herzog, von den Segenswünschen der Menge begleitet, in die Stadt. Die Leiche der schönen Annerl ward nun mit der guten alten Großmutter in das Haus des Pfarrers gebracht, und in der folgenden Nacht fuhr dieser mit ihr nach der Heimat zurück. Der Offizier traf mit dem Degen Grossingers und einer Schwadron Ulanen auch daselbst am folgenden Abend ein. Da wurde nun der brave Kasper, mit Grossingers Degen auf der Bahre und dem Fähndrichspatent, neben der schönen Annerl zur Seite seiner Mutter begraben. Ich war auch hingeeilt und führte die alte Mutter, welche kindisch vor Freude war, aber wenig redete; und als die Ulanen dem Kasper zum drittenmal ins Grab schossen, fiel sie mir tot in die Arme. Sie hat ihr Grab auch neben den Ihrigen empfangen. Gott gebe ihnen allen eine freudige Auferstehung!

Sie sollen treten auf die Spitzen,
Wo die lieben Engelein sitzen,
Wo kömmt der liebe Gott gezogen
Mit einem schönen Regenbogen;
Da sollen ihre Seelen vor Gott bestehn,
Wann wir werden zum Himmel eingehn! Amen.

Als ich in die Hauptstadt zurück kam, hörte ich, Graf Grossinger sei gestorben, er habe Gift genommen. In meiner Wohnung fand ich einen Brief von ihm. Er sagte mir darin:

„Ich habe Ihnen viel zu danken. Sie haben meine Schande, die mir lange das Herz abnagte, zu Tage gebracht. Jenes Lied der Alten kannte ich wohl, die Annerl hatte es mir oft vorgesagt, sie war ein unbeschreiblich edles Geschöpf. Ich war ein elender Verbrecher. Sie hatte ein schriftliches Eheversprechen von mir gehabt und hat es verbrannt. Sie diente bei einer alten Tante von mir, sie litt oft an Melancholie. Ich habe mich durch gewisse medizinische Mittel, die etwas Magisches haben, ihrer Seele bemächtigt. — Gott sei mir gnädig! — Sie haben auch die Ehre meiner Schwester gerettet. Der Herzog liebt sie, ich war sein Günstling — die Geschichte hat ihn erschüttert — Gott helfe mir! Ich habe Gift genommen.

Joseph Graf Grossinger."

Die Schürze der schönen Annerl, in welche ihr der Kopf des Jägers Jürge bei seiner Enthauptung gebissen, ist auf der herzoglichen Kunstkammer bewahrt worden. Man sagt, die Schwester des Grafen Grossinger werde der Herzog mit dem Namen „Voile de Grace", auf deutsch „Gnadenschleier", in den Fürstenstand erheben und sich mit ihr vermählen. Bei der nächsten Revue in der Gegend von D.... soll das Monument auf den Gräbern der beiden unglücklichen Ehrenopfer auf dem Kirchhofe des Dorfs errichtet und eingeweiht werden. Der Herzog wird mit der Fürstin selbst zugegen sein. Er ist ausnehmend zufrieden damit; die Idee soll von der Fürstin und dem Herzoge zusammen erfunden sein. Es stellt die falsche und wahre Ehre vor, die sich vor einem Kreuze beiderseits gleich tief zur Erde beugen; die Gerechtigkeit steht mit dem geschwungenen Schwerte zur einen Seite, die Gnade zur andern Seite und wirft einen Schleier heran. Man will im Kopfe der Gerechtigkeit Ähnlichkeit mit dem Herzog, in dem Kopfe der Gnade Ähnlichkeit mit dem Gesichte der Fürstin finden.

Das Märchen von Gockel und Hinkel.

Einleitung des Herausgebers.

Wie so viele von Brentanos Dichtungen verdankt auch das Märchen von „Gockel und Hinkel“ oder, wie der Titel in der erweiterten Ausgabe lautet, von „Gockel, Hinkel und Gackeleia“ einer flüchtig hingeworfenen Äußerung seinen Ursprung. In Form einer „Zueignung“ an Marianne von Willemer erzählt Brentano in der Vorrede zu der Ausgabe von 1838[1] selbst, wie die Frau Rat Goethe den herangewachsenen, verliebten Knaben, um ihn zu zerstreuen, in die Oper mitnimmt, wie dort aus einem Ei der zierlichste Harlekin herauskriecht, eben jene Marianne Jung, später Frau von Willemer, an die er sein Herz verloren hatte, und die mit einer wandernden Schauspielertruppe nach Frankfurt gekommen war. Als er auf die Frage, wie ihm das gefallen habe, nur die betrübte Antwort findet, für ihn sei eine solche Puppe doch nicht da, antwortet die kluge Frau Rat: „Keine Puppe, sondern nur eine schöne Kunstfigur“, und warnt ihn, solchen „Kunstfiguren“ im Leben nachzujagen.

Dieses Wort von Goethes Mutter wurde die Grundlage der köstlichen Dichtung, daneben auch die Erzählung eines welschen Schokoladenmachers, die Klemens als Knabe hörte, und manches, was er auf seinen Reisen sah und erfuhr, besonders „viele Lokalität am Rhein“. Eine ganze Reihe von Einzelheiten macht er davon in der „Zueignung“ selbst ausdrücklich namhaft. Später kamen litterarische Anregungen hinzu: Gozzis phantastische Dramen und Tiecks Märchen haben auf sämtliche Märchen Brentanos und ihren Stil unverkennbaren Einfluß ausgeübt, und von G. L. Basiles „Il pentamerone overo lo cunto de li cunti“ (Neapel 1637) führt Böhmer ausdrücklich an, daß Brentano manches aus ihm entnommen habe.

[1] Die wir ihres biographischen Wertes und ihres reizenden Humors wegen abdrucken, obwohl unsrer Ausgabe der ältere Text zu Grunde gelegt wurde.

Ursprünglich hatte der Dichter nur eine Sammlung von Volksmärchen geplant, sehr bald aber erfand er für die Kinder seiner Berliner Freunde selbst welche, schrieb sie auf und bot sie 1816 dem Buchhändler Reimer in Berlin zum Verlag an; dieser scheint jedoch, obwohl sich Schinkel erbot, Federzeichnungen zu dem Buche zu entwerfen, abgelehnt zu haben. In den 20er Jahren sollte das Manuskript dann zum Besten der Koblenzer Wohlthätigkeitsanstalten gedruckt werden. Brentano feilte, besserte, kürzte, erweiterte auch wirklich, aber erst 1838 erschien statt der ganzen Sammlung eben nur „Gockel, Hinkel und Gackeleia".

Dieser erste Druck gibt das Märchen in einer erweiterten Fassung. Gerade ihrer Kürze wegen vom ästhetischen Standpunkte entschieden vorzuziehen ist dagegen die ältere Gestalt, die aber erst 1847 im zweiten Bande der von Guido Görres besorgten Ausgabe der „Märchen" erschien. Ihr ist auch noch nicht, wie der Ausgabe von 1838, das „Tagebuch der Ahnfrau" angefügt, eine Zusammenstellung, die nicht als glücklich bezeichnet werden kann, da dieses Bruchstück, wohl als Erläuterung des Gockelmärchens gedacht, durch den Wirrwarr, der in ihm herrscht, eigentlich gerade das Gegenteil erreicht.

Die Abweichungen, welche die beiden Ausgaben des Märchens selbst aufweisen, sind so groß, daß die erweiterte Fassung mehr als doppelt so umfänglich geworden ist als die kürzere ältere. Fast durchgängig ist in ihr ein Hang zur Detailmalerei, zur bis ins kleinste gehenden Ausführung von Einzelheiten zu bemerken. Die Zerstörung des Gockelschen Stammschlosses durch die Franzosen, die Entsetzung Gockels von seinem Ministerposten, sein Aufbruch von Gelnhausen, sein Einzug und Empfang in Gockelsruh, das Mäusereich — das und andres mehr wird bei weitem eingehender geschildert. Dann wieder sind ganz neue Episoden und Züge hinzugefügt worden, z. B. wie Gockel mit seinem Grafenschwert den mit Gebüsch verwachsenen Eingang seines Schlosses säubert, wie Gallinas und ihrer Brut Leichen in die Kapelle übergeführt werden, wie der alte Petschierstecher der Gackeleia des längeren beweist, daß seine „Kunstfigur" keine Puppe sei und sie also das Gebot Vater Gockels, stets ohne Puppe bleiben zu müssen, durch Annahme der kleinen Gärtnerin gar nicht überschreite. Dazwischen sind kleine satirische Lichteffekte angebracht, gereimte Partien eingeflochten, eine ganze Reihe von Reden erweitert worden. Eine wirkliche Abweichung im Gange der Erzählung tritt aber erst ganz am Ende ein.

Gackeleia und Kronovus wollen sich trauen lassen. In der Ausgabe von 1838 erhebt der auf seinem Grabmal in Stein gehauene Urgockel plötzlich seine Stimme und mißbilligt diesen Entschluß. Als er endlich das Brautpaar dennoch segnet, verlangt er, daß man ihn dafür unter der Linde bei der Ahnfrau bestatte. Dies geschieht, und es schließt sich hieran in kurzen Zügen die Geschichte der Ahnfrau, die dann eben in dem bereits angeführten „Tagebuch" weiter ausgesponnen wird. Ganz zum Schluß, als alle in Kinder verwandelt sind, tritt endlich auch noch Luise Hensel, das junge Mädchen, das seit dem Jahre 1816 Brentanos Herz besaß, als Gouvernante auf und läßt die Kleinen das von ihr gedichtete schöne Lied „Müde bin ich, geh' zur Ruh'" singen.

Brentano hat sich gewissermaßen einen eignen Märchenstil erfunden, abweichend von dem der Volksmärchen, wie sie Musäus gesammelt, oder etwa von dem Perraults in seinen „Contes de ma mère l'Oye", halb wirklich kindlich, halb ironisierend. Sein sprühender Witz, sein scharfer Blick für kleine Schwächen der Gegner wie der Freunde verleiteten ihn dazu, wie Jakob Grimm, freilich unter der falschen Annahme, der Dichter wolle seine Märchen als wirkliche Volksmärchen hinstellen, am 29. Oktober 1815 schreibt, „aus den unschuldigen, einfachen, vorgefundenen Sätzen der Volkssage unerlaubte Progressionen und Potenzierungen zu ziehen, die noch so geistreich und gewandt sein mögen".

Großen Einfluß dürfte auch das Vorbild Tiecks in dieser Beziehung gehabt haben, dessen „Gestiefelter Kater" und „Prinz Zerbino" unter dem Mantel von Märchenkomödien den spitzen Stachel der Satire verborgen hatten; nur wird Brentano immer viel ausfallender als Tieck, ja oft sogar direkt verletzend.

Wie der Dichter derartige Angriffe gern in Allegorien einzukleiden liebte, dafür bietet das „Märchen vom Murmeltier" ein deutliches Beispiel. Voß, der erbitterte Feind der Romantik, tritt hier als Sohn des Erdfräuleins Wurzelwörtchen auf, seine (Idylle) Luise hat zwar schönere Füße, aber eine weniger schöne Seele als (Goethes) Dorothea; der Affe und die Katze, die den Alten quälen und ärgern, führen die Namen Sonneto und Canzone.

Diese Art der Satire, dieses Vermengen schlichter Kindlichkeit mit litterarischer oder gar persönlicher Streiterei gefiel selbst den Gesinnungsgenossen Brentanos nicht immer; neben Jakob konnten sich auch Wilhelm Grimm und Arnim durchaus nicht mit dem Stil der Brentanoschen Märchen befreunden, während anderseits Eichendorff

sagt, sie seien „wie alte Bilder auf Goldgrund gemalt", und in neuerer Zeit Treitschke „Bilder voll schalkhafter Anmut, traumhaft lieblich wie die rheinischen Sommernächte" in ihnen sieht. Brentano selbst äußert sich speziell über den „Gockel": „Es ist viel tief Gefühltes und Erlebtes darin, und selbst der Mutwille ist ein Kind des Schmerzes." Wenig stimmt es freilich hierzu, wenn er an andrer Stelle seine Märchen als „flüchtig niedergeschrieben" oder gar als „obenhin gesudelt" bezeichnet. Wahr mag daran sein, daß die kleinen Dichtungen, einer plötzlichen Laune, einem schnellen Einfall entsprungen, wirklich auf einen Wurf niedergeschrieben wurden. Vielleicht aber hat gerade diese Art der Entstehung den straffen Zusammenhalt, die Geschlossenheit bedingt, die wir an allen Märchen Brentanos unumwunden anerkennen müssen, ja, die die Handlung mitunter geradezu dramatisch gestalten.

Herzliche Zueignung.

Keiner Puppe, sondern nur
Einer schönen Kunstfigur
weihe ich

dieses Paradieschen, diese Rarität, diese Kunst,
diese verspäteten Schmetterlinge,
dieses Adonisgärtchen,
dieses Märchen.

Sie halte ihnen den Daumen, friste ihnen das Leben,
lasse sie welken und sterben auf kindlichen Händen.

Liebstes Großmütterchen! Nimm nur Gockel, Hinkel und Gackeleia freundlich bei dir auf! Demütig all dein Lebtage verleugnetest du immer nur dich, nimmer aber mich, und so mag der Alektryo munter zwischen uns krähen, ohne uns zu erschrecken. Auch jetzt brauchst du dich meiner nicht zu schämen, denn erst am Schlusse dieser höchst wahrhaften Geschichte, als sie selbst zu einem Märchen und alle darin verwickelten hohen und niedern Standespersonen zu Kindern geworden, lege ich dir die ganze Bescherung märchenhaft zu Füßen, und kannst du mich mit gutem Gewissen für dein Enkelchen halten. Wie oft hast du uns Kindern den Christbaum geschmückt und mit Lichtern erleuchtet und, mit der Schelle klingelnd, die Thore des verlornen Paradiesgärtchens eröffnet, daß wir unschuldige Früchte vom Baume des Lebens pflückten! Nicht aus mir, sondern nur aus Achtung vor den ehrwürdigen Leuten, die aus ihren Ursachen die Welt verkehrt nennen,

habe ich den Nürnberger Bilderbogen von der verkehrten Welt genauer studiert und, um eine höchst wichtige Lücke in ihm zu ergänzen, das feierliche Amt eines Enkels übernommen, der seiner Großmutter ein Märchen beschert. Vor allem aber zürne mir nicht, wenn du das meiste in diesem Märchen als das Deine wiedererkennest; ach Großmütterchen! wo sollte ich dann alle die artigen Verkleidungen und sieben Sächelchen, die ganze Garderobe der Puppe — nein, der nur allerschönsten Kunstfigur — her haben, als aus dem reizenden Glasschränkchen in deiner Stube, in dem alle die Alter- und Neuertümer der Orden des Ostereis, der Tändelei, der Kinderei und der freudigen frommen Kinder aus Gelnhausen, Gockelsruh und Hennegau und die heiligen Reichskleinodien des Ländchens Vaduz[1], wenn ich mich nicht irre, aufbewahrt sind? Woher sollte ich alle die kuriosen Kräuter und Blumen, alle die Hahnen- und Hühnerpflanzen und das ganze Marienklostergärtchen denn haben, als aus deinen botanischen Vorratskammern und Trockenanstalten zur Bekränzung des menschlichen Lebens? Ja, du Kränzewinderin, Kronenbinderin, Sträußerkräuslerin, aus deinen vielen getrockneten Blumensammlungen habe ich gestohlen, und von dir habe ich gelernt, mit jener Anhänglichkeit, die aus dem Herzen des Lebensbaumes quillt, diese Blumen dir zur Erheiterung um ein Märchen herum zu befestigen, wie du sie deinen Freunden mit jenem Gummi, das aus der Rinde der arabischen Acacia vera quillt, um artige Bilder und Reime in schöner Anordnung auf Papier zu heften pflegst. Aus deiner großen Galerie ausgeschnittener Bildchen habe ich den größten Teil der artigen Figürchen, welche ich hier, gleich dir, in scherz- und ernsthafter Kombination zu einem Bilderbuche zusammengeklebt habe, und zwar von dir für dich. Ach! wenn ich so recht in der Arbeit war, sah ich oft nach der Gegend von Gockelsruh hin und dachte, dort herum sitzt jetzt vielleicht auch schon das Großmütterchen und klebt mir und den andern Kindern mit großer Geduld ein Bilderbuch zur Beschauung zusammen. Wenn du alles das Deine nicht gleich wiedererkennst, so mußt du be-

[1] Besser Vaduz, Hauptort des Fürstentums Liechtenstein, unweit des Rheins

denken, daß große Leute nicht mit den Fingern auf die kleinen Großmütter deuten dürfen, und daß ich erst am Schlusse des Märchens ein Kind geworden bin, um in dieser Zueignung mit der Wahrheit herausplatzen zu dürfen. In vielen Zügen jedoch wirst du dich gewiß gern wiederfinden, z. B. in allen den Fahnen bei dem Leichenzuge des armen Kindes von Hennegau[1]; denn ich selbst habe ja schon solche Fahnen aus deinen Händen den Armen gegeben. Auch der Name und Orden des armen Kindes von Hennegau muß deinem Herzen nahe liegen, denn, liebes Großmütterchen, wir sind wohl beide arme Kinder, wenngleich nicht von Hennegau. Die Ortsnamen wirst du überhaupt nicht zu strenge nehmen, denn du weißt, daß alle höchst wichtigen oder gar notwendigen Begebenheiten, Gott sei Dank, überall geschehen sind. Du fragst mich, was mich meine leibliche Großmutter oft gefragt: „Woher hast du nur alle das wunderliche Zeug?" Ich antworte: „Ach, es ist nicht weit her!" Die Grundlage von dem Hahn und dem Ring hörte ich als Knabe von einem welschen Schokolademacher krähend erzählen. Gelnhausen prägte sich mir in der Jugend durch den Zettel an einer Bude mit Wachsfiguren ein, welcher lautete: „Wahrhafte Abbildung der beiden Gebrüder Vatermörder von Gelnhausen" — als sei dies eine Handlungsfirma. Später einmal durch diese Stadt fahrend, glaubte ich besonders viele Bäcker- und Fleischerladen dort zu sehen; wäre aber dieses nur ein Spiel der Phantasie gewesen, so mahnt mich doch heut' eine Fügung, allen Lohn, den mir Gockel je zu Tage scharren wird, nach Gelnhausen zu wenden. In das Land Hennegau bin ich durch Gockel und Hinkel geraten; das Ländchen Vaduz aber habe ich von Jugend auf seines kuriosen Namens wegen gar lieb gehabt, ohne doch je zu wissen, wo es eigentlich liegt; ich habe auch nie darnach gefragt, um nicht aus einem jener Träume zu kommen, welche die Pillen der sogenannten Wirklichkeit vergolden. Vaduz ist mir noch jetzt das Land aller Schätze, Geheimnisse und Kleinodien, und dort ist mir das Thule, wo der König den liebsten Becher, ehe er starb, in die Flut hinabgeworfen. Da

[1] Bezieht sich auf eine Stelle in der erweiterten Ausgabe.

ich als ein Knabe in dem Comtor den gelehrten Rabbi Gedalia Schnapper mit dem unvergleichlichen Abarbanel Meyer[1] auf Tod und Leben, so daß man mehrmals Wasser auf sie gießen mußte, um sie auseinander zu bringen, über die Lage eines wunderbaren Landes disputieren hörte, welches der Fluß Sabbation[2] umfließt, der die ganze Woche ein unzugängliches Steinmeer ist und nur am Sabbat seine Wogen bewegt, floh ich auf den Speicher in die Einsiedelei eines leeren Zuckerfasses und beweinte die Blindheit der Menschen, welche nicht fühlten, daß jenes Land notwendig das Ländchen Vadutz sein müsse. Alle Wundergebirge der Geschichte, Fabel- und Märchenwelt, Himmelaya, Meru[3], Albordi[4], Kaf[5], Ida[6], Olymp und der gläserne Berg[7] lagen mir im Ländchen Vadutz. Alle seltsamen, merkwürdigen und artigen Dinge von den Reichskleinodien bis zum Nürnberger Guckgläschen à 4 Kr.[8], in dem Erbsen, Goldblättchen und blauer Streusand, unter einem Vergrößerungsglas geschüttelt, alle Schätze der Welt darstellen, schienen mir aus Vadutz zu sein. In der sogenannten Schachtelkammer des Hauses voll abenteuerlichen Gerümpels war mir das Archiv von Vadutz, ja, das goldne Zeichen über unserem Hausthor selbst schien mir aus diesem gelobten Ländchen, als es in wirrer Zeit den Kopf verloren, zu uns emigriert. Auf der Galerie aber, einem schon vornehmeren Bewahrungsraum, war mir die Schatz- und Kunstkammer. Hier war das Arsenal verflossener Christfeste, hier wurden die Dekorationen und Maschinerien der Weihnachts-

---

[1] Vielleicht eine scherzhafte Anspielung auf den tüchtigen Altertumsforscher Moritz Hermann Eduard Meier (1796–1855), den Brentano durch Savigny kennen gelernt haben kann.

[2] Auch Sambation, Sabbatfluß. Die jüdische Sage ist gerade umgekehrt: der Fluß hält die Sabbatruhe ein, treibt an den Werktagen mächtige Wellen und wirft Steine aus, feiert aber am Sabbat.

[3] Meru, nach indischer Sage der Mittelpunkt der Welt.

[4] Auch Albordj, Bordj, nach der Lehre des Zoroaster der Urberg, der sich aus dem Mittelpunkt der Erde erhoben hat.

[5] Nach mohammedanischer Sage das die Welt umgebende Gebirge, hinter dem das unendliche Nichts beginnt.

[6] Hier entschied bekanntlich nach der griechischen Mythe Paris den Streit zwischen Aphrodite, Hera und Athene, und von hier aus soll Ganymed entführt worden sein.

[7] Vielleicht Anspielung auf Arnims „Kronenwächter" (1817), in denen die Kronenburg als aus Glas erbaut gedacht wird.

[8] Heute bekannt unter dem Namen Kaleidoskope.

krippen bewahrt, hier stand eine Prozession allerliebster kleiner Wachspüppchen, alle geistlichen Stände, alle Mönche und Nonnen vom Papste bis zum Eremiten, nach der Wirklichkeit gekleidet, und gleich neben ihnen das Modell eines Kriegsschiffes. O Schatzkammer von Vaduz, was botst du alles dar! Vor allem aber entzückte mich ein kunstreicher Besatz von den Braut- und Festkleidern meiner Großmutter. Nie kann ich die Bauschen und Puffen von Seide und Spitzen vergessen, gleich Berg und Thal eines Feenlandes, gleich den Zaubergärten der Armida von den Gewinden feiner, allerliebster, bunter Seidenblümchen labirinthisch durchirrt. Ich will dir es nur gestehen, liebes Großmütterchen, oft, wenn ich so glücklich war, den Galerieschlüssel zu erwischen, stellte ich mich krank, um Sonntags nicht mit den Eltern nach Gockelsruh oder auf die stille Mühle[1] fahren zu müssen, und sperrte mich dann, wenn alle andern weg waren, zwischen diesen Herrlichkeiten ein. Das Kriegsschiff war mir zu hölzern, klapperig und wirr mit den vielen Stricken, Flaschenzügen und Segeln, und man konnte auch nicht zu dem Kapitän in die Kajütte hinein, man sah ihn nur durch ein Fensterchen am Tisch vor einer Landkarte und dem Kompaß unbeweglich sitzen. Ich konnte nichts mit dem Schiffe anfangen, es war kein Wasser da. Die Prozession der geistlichen Wachspüppchen war so delikat und zerbrechlich, daß ich sie kaum anzuschauen wagte; wäre sie von buntem Zuckerwerke gewesen, so wäre sie vielleicht Gefahr gelaufen, durch meinen Geschmack zu erbleichen, aber in ihrer jetzigen Beschaffenheit stand sie unter den Kanonen des Kriegsschiffes sicher vor mir. Jene biegsamen, unzerbrechlichen Zaubergärten von Seidendrahtblümchen aber, welche ich höchstens ein wenig zerbog, legte ich um mich her und saß dazwischen. „Die drei Pomeranzen", „Das grüne Vögelchen", „Das tanzende Wasser" von Gozzi[2] lesend, und glaubte mich selbst einen verschäferten Prinzen, der voll Sehnsucht seine Lämmer in den Thälern dieses Paradieses weidete

[1] Die Gerbermühle bei Frankfurt; Brentanos Eltern besuchten dort Herrn von Willemer, den nachmaligen Gatten Mariannens.

[2] Carlo, Graf Gozzi (1722–1806), der berühmte italienische Lustspieldichter und Schöpfer der Gattung der „Fiabe dramatiche" (dramatischen Märchen)

und nach Erlösung seufzte. Ich glaubte mich dann mit diesen Zaubergärten mitten in Vaduz, wo mir das Paradies, wie Lindaraxas Gärtchen[1] mitten in dem Alhambra, eingeschlossen lag. Da lebte ich eine Märchenwelt, die über der Wirklichkeit wie ein Sternhimmel über einer Froschpfütze lag. Man nannte diese ungemein artigen Blumenverzierungen mit vollem Recht agréments, Anmutigkeiten, Lieblichkeiten. Als man diese Anmutigkeiten nicht mehr trug, benützte man ihre Überbleibsel, kleine Heiligenbilder oder Wachskindchen damit zu umgeben, und nannte diese, unter einem Glase bewahrt, Paradieschen, welche die Kinder mit großer Lust betrachteten, sich fest einbildend, Adam und Eva seien einst mit allen Geschöpfen in solcher Herrlichkeit herumspaziert. Weil nun jeder Mensch wohl fühlt, daß er das Paradies verloren hat, und sich daher irgend ein Surrogat erschaffen, sich mit irgend einem Schmuck, einer Krone u. dgl. verkleiden, verschönern möchte, machten sich von je die Töchter der Menschen, naiv genug, solche kleine Gärten aus vergänglichen Dingen, wozu aller Putz der Frauen und die kleinen Adonisgärtchen[2] gehören, die bei dem Adonisfeste um Sonnenwende prunkend umhergetragen und dann in den Strom geworfen wurden; so auch machen sich gern die Kinder aus dergleichen Überresten von Flittern irgend eine glitzernde Zusammenstellung unter einem Stückchen Glas, hinter einem Thürchen von Papier und zeigen einander für eine Stecknadel diese Herrlichkeit. Als ich später in Geschäften der Akademie der Menschenkenner eine große Reise mit dem gelehrten Wunderkind Monsieur Heinicke[3] machte, teils um dem verlornen Paradies, teils um allen Raritäten und der Kunst auf die Spur zu kommen, war das Resultat unseres Reiseberichts: „Einige bunte Seideflöckchen mit Goldfädchen, Flittern und andern Agre-

[1] Ein durch alabasterne Fontänen, Rosen- und Myrthenhaine, Zitronen- und Orangenwäldchen, Grotten und Bäder besonders ausgezeichneter, schöner Garten in der Alhambra, der ehemaligen maurischen Kalifenburg bei Granada.

[2] Gefäße, in welchen Pflanzen durch künstliche Hitze zu schnellem Wachsen getrieben wurden, um dann, ebenso schnell absterbend, bei dem Adonisfeste, dem Sinn der Mythe entsprechend, die Vergänglichkeit zu symbolisieren.

[3] Christian Heinrich Heinecken (1721—25), genannt der „Knabe von Lübeck", frühreifes Wunderkind, soll unter anderm mit drei Jahren geläufig französisch und lateinisch gesprochen haben.

ments mehr oder weniger phantastisch verwirrt und hinter einem Quadratzoll weißen Glases auf Papier platt gedrückt, und das alles mit einem Thürchen bedeckt, ließen uns an vielen Orten die Kinder um den Preis einer Stecknadel sehen, weswegen wir der Akademie 12 Kr. für einen Brief Stecknadeln berechnen. Überall war es eigentlich dasselbe; nur schien uns merkwürdig, daß in Köln ein Heiligenbildchen darin war und man es ein Paradies nannte, daß in Nürnberg ein Spielpfennig darin war und man es eine Rarität nannte, daß in Berlin ein bißchen Rauchpulver darin war und man es eine Kunst nannte. Überall aber kostete es nur eine Stecknadel."

Längere Zeit hielt ich mich und eine meiner Schwestern[1] für die privatisierenden Besitzer von Vaduz, und wir erzählten uns jeden Morgen die Tugenden, welche wir in den Träumen der letzten Nacht an Land und Leuten inkognito ausgeübt hatten. Unsere Verdienste häuften sich dermaßen, daß wir sie in Bataillone einteilen und außer den Revuen in den Feldbau entlassen mußten. Es reicht hin, wenn ich sage, daß wir die Akazienbäume, den Erdmandelkaffee, den Schlüsselblumen-Champagner, die Übung des Körpers durch Tanzen für alle drei christlichen Religionsparteien, das Gichtpapier, die Toleranzpomade, die Beruhigungs-Shawls à 2 Fl. 24 Kr., die Käppchen aus Freundschaft à 12 Kr., die Kuhpocken[2], die Kunst, ein guter Jüngling, ein edles Mädchen zu werden, und „Elise, das Weib, wie es sein soll"[3], und alles, wie es sein soll und nie sein wird, und die wasserdichten Lobzettel in Vaduz einführten. Unsere Geldsorten schnitten wir aus Goldpapier. Unsere Gnadengeschenke bestanden aus Abschnitten von Zuckerpapier, welches noch die Fußtapfen der darauf gebackenen Biskuits trug. So machten wir alles und vor allem uns höchst glücklich. Da nun eine Kaiserkrönung[4] nahte und oft von den Reichskleinodien und allerlei Belehnungen gesprochen wurde,

[1] Sophie Brentano.

[2] 1796 vollzog der englische Arzt Edward Jenner (1749—1823) die erste Schutzimpfung gegen Pocken mit Kuhpockenlymphe.

[3] Ein seiner Zeit vielgelesenes Buch, das 1846 bereits 7 Auflagen erlebt hatte. Verfasser unbekannt.

[4] Leopolds II., 1791.

dachten wir uns auch Reichskleinodien von Vaduz aus. Wir regierten inkognito, die Kleinodien mußten also versteckt getragen werden. Nie hatte ich etwas Blinkenderes gesehen, als die Epauletts eines ungarischen Magnaten, und so verfertigte ich dann[1] aus Goldpapier und allerlei Flittern Achselbänder, als die Reichskleinodien von Vaduz, die ich versteckt unter meiner Weste tragen konnte. Da nun alle Reichskleinodien eine sehr alte Geschichte haben, und ich keine ältere Geschichte von Kleinodien wußte, als daß Abrahams Knecht der Rebekka Armringe angelegt, so ließ ich die Reichskleinodien von Vaduz die Schulterbänder der Rebekka sein; und weil die ältern Geschwister, wenn ich mich bei dem Bilderanschauen ihnen über die Schultern lehnte, mehrmals gesagt: „Du meinst wohl, du seist der Kaiser, daß du mich belehnen willst?" so nannte ich auch diese Schulterbänder die Lehnskleinode von Vaduz. Aber kein Glück besteht auf Erden! — und jetzt, liebes Großmütterchen, ist endlich die Zeit gekommen, da ich dich mit dem Ursprung vieler Thränen bekannt machen kann, welche ich aller Welt zum Rätsel vergossen habe. Ich träumerischer Knabe hielt mich bei der Kaiserkrönung für nichts mehr und nichts weniger als den verkannten privatisierenden Regenten von Vaduz und würde es nach jener größten Ungerechtigkeit, daß der Hauptmann von Kapernaum noch immer nicht Major geworden ist, für die allergrößte gehalten haben, wenn beim Ritterschlag nach der Frage: „Ist kein Dalberg[2] da?" nicht die Frage gefolgt sein würde: „Ist kein edler Dynast von Vaduz da, daß er das Lehnskleinod auf seine Schultern empfange?" So standen meine Hoffnungen, als nun am Vorabende ihrer Erfüllung mich ein alter Diener des Hauses, Herr Schwab, der Buchhalter, an dessen Originalitäts-Staketen alle Reben, Geisblatt- und Bohnenlauben unsrer Phantasie hinangerankt waren, enttäuschte. Dieser seltne Mann setzte dem goldnen Kopf bald die Amalia, bald die Liesel (so hießen seine zwei Haarbeutelperücken) über die Frisuren à la Tauben-

[1] Denn.

[2] Karl Theodor Anton Maria, Freiherr von Dalberg (1744—1817), der letzte Kurfürst von Mainz, später Fürstprimas des Rheinischen Bundes und Großherzog von Frankfurt.

flügel, Ninon, Sevigné[1], Rhinozeros, Elefant, Cagliostro[2], Montgolfier[3], Heloise, Siegwart[4], Werther, Titus, Caracalla und Incroyable, ohne irgend eine dieser Pantomimen der Zeit, welche dem goldnen Kopf zugleich durch die Haare fuhren, zu stören. Er beugte sich wie der immer blühende und fruchtende Christbaum einer derben sachlichen Vorzeit über einen gähnenden Abgrund und über den von Seufzern zerrissenen Zaun der Gegenwart bis zu der sehnsüchtigen Jasminlaube der Pfarrerstochter von Taubenheim[5] hin, welche beschäftigt war, den kaum verbleichten himmelblauen Frack Werthers und dessen strohgelbe Beinkleider auf dem Grabe Siegwarts gegen Mottenfraß auszuklopfen und abwechselnd den bei der Urne seiner Geliebten verfrorenen Kapuziner[6] nach den Methoden des „Miltenberger Not- und Hilfbüchleins"[7] aufzutauen, während Karl Moor, seine bleichgehärmte Wange an einen Aschenkrug lehnend, ihr Matthissons[8] „Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses" vorlas und seitwärts ein Verbrecher aus Ehrsucht[9] mit Lida Hand in Hand im Mondenschimmer am Unkenteich Irrlichter weidete[10] und nimmer vergaß, was er allda empfand. Ein so großes Stück von der Geschichtskarte der Phantasie umfaßte jener Herr Schwab, daß ich wohl sagen kann: in den Zweigen dieses Baumes plauderten noch die Legenden, Ge-

[1] Marie de Rabutin-Chantal, Marquise de Sevigné (1626—96), litterarisch bekannt durch ihren Briefwechsel mit ihrer Tochter, der Gräfin Grignan.

[2] Alexander, Graf Cagliostro (1743—95), eigentlich Giuseppe Balsamo, der bekannte Abenteurer und Geisterbeschwörer.

[3] Joseph Michel Montgolfier (1740—1810), mit seinem Bruder Jacques Etienne (1745-99) Erfinder des durch erwärmte Luft gehobenen Luftballons.

[4] Anspielung auf Martin Millers (1750—1814) sentimentale Klostergeschichte „Siegwart".

[5] „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain", Ballade von Bürger (1747–94).

[6] Siegwart.

[7] Rudolph Zacharias Becker (1752—1822), seiner Zeit berühmter Volksschriftsteller, gab Gotha 1787 ein „Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute oder lehrreiche Freude- und Trauergeschichte des Dorfes Mildheim" heraus.

[8] Friedrich von Matthisson (1761—1831), dessen Gedichte, obwohl sie enthusiastische Bewunderung fanden, an Schwäche und Unwahrheit der Empfindung und frostiger Künstelei in der Form leiden.

[9] „Verbrechen aus Ehrsucht", eins der bekanntesten Stücke August Wilhelm Ifflands (1759—1814).

[10] Bezieht sich auf das „Flämmchen am Unkenteich" in Bürgers Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain", die Seele des Kindes, das die von dem Junker Verführte ermordet hat.

spenstergeschichten und Märchen in nächtlicher Rockenstube[1], als schon Lenore[2] ums Morgenrot aus schweren Träumen empor-fuhr. In seinen Zweigen hielten noch die asiatischen Banisen[3], die Simplizissimi[4], die Aventuriers[5], die Felsenbürger[6], die Robin-sonen[7], die Seeräuber, die Cartouche[8], die Finanziers und deren Jude, Süß Oppenheimer[9], Gespräche im Reiche der Toten[10] bis tief in die Sternennacht, da unter seinem Schatten Götz von Berlichin-gen nebst Suite vereint mit Schillers Räubern der Zukunft bereits auf den Dienst lauerten, und dicht neben diesen die heilige Feme und alle geheimen Ordensrichter bis zur Dya-Na-Sore[11] Loge hielten. Es ward ein kunterbunter Polterabend der alten und neuen Zeit unter diesem Baume gefeiert; da wetteiferte Theophrastus Bombastus Paracelsus[12] mit Cagliostro in Theriack[13] und Lebens-äther, da lehrten Christian Weisens[14] drei Erznarren den Natur-menschen Basedows[15] Latein aus dem „Orbis pictus Comenii“[16],

---

[1] Spinnstube.

[2] Anspielung auf Bürgers allbekannte Ballade „Lenore“ (1774).

[3] „Die asiatische Banise oder blutiges, doch mutiges Pegu“ (zuerst Leipzig 1688) von Heinrich Anselm von Ziegler und Klipphausen (1653—97).

[4] Simplicius Simplicissimus heißt der Held von Hans Jakob Christoffel Grimmelshausens (1625—76) kulturhistorisch interessantem Roman „Der aben-teuerliche Simplicissimus“ (1669).

[5] Wie „Robinson“ ist auch „Aventurier“ ein häufiger Titel von Abenteuer- und Reiseromanen im 18. Jahrhundert.

[6] Anspielung auf Johann Gottfried Schnabels im 18. Jahrhundert weitverbreiteten Reiseroman „Die Insel Felsenburg“.

[7] Das Vorbild aller Robinsonaden war Daniel Defoes (1661—1731) „Life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe of York“ (1719).

[8] Louis Dominique Cartouche (geb. 1693) beunruhigte durch seine Räubereien lange die Umgegend von Paris, bis er 1721 ergriffen und gerädert wurde.

[9] Joseph Süß Oppenheimer (1692—1738), der berüchtigte württembergi-sche Finanzminister, dessen Leben Hauff zum Gegenstand einer Novelle machte.

[10] Totengespräche, seit Lucian in die Litteratur eingebürgert, waren eine Form, die unter anderm auch Elias Schlegel in seinem „Demokrit“ und vor allem Goethe in seiner Farce „Götter, Helden und Wieland“ mit Glück anwandten.

[11] Wilhelm Friedrich Meyerns (1760—1829) Roman „Dya-Na-Sore oder die Wanderer“ (zuerst 1787) ist freimaurerischen Inhalts.

[12] Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, genannt Bombastus (1493—1541), Naturforscher und angeblich Schwarzkünstler.

[13] Besser Theriak, altes Universalarzneimittel (Latwerge).

[14] Christian Weise (1642—1708), Verfasser zahlreicher Schulkomödien. Sein Roman „Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt“ erschien 1672.

[15] Der berühmte Pädagog Johann Bernhard Basedow (1723—90) trat im Sinne von Rousseaus „Emile“ für eine Reformation des Erziehungswesens auf naturgemäßer Grundlage ein.

[16] Der zuerst 1657 erschienene „Orbis sensualium pictus“ des grundlegenden

da sperrte der höfliche Schüler den Magister Philoteknos in das „Magasin des enfants" der Frau von Beaumont[1], bis er Knigges „Umgang mit Menschen"[2] auswendig konnte; da deklamierte Pater Cochem[3] aus Eckartshausens[4] „Gott ist die reinste Liebe" und meditierte der letztere aus des ersten „Vier letzten Dingen", da that Siegfried von Lindenberg[5] die genealogische Frage: „Was thuen die Fürsten von Hohenloh'?" und antwortete Hübner[6]: „Sie teilen sich in drei Linien." Da las Eulenspiegel die Korrekturbogen der neuen „Heloise"[7] und sang Don Quixote: „Freude, schöner Götterfunken", und endlich — hier tanzte der Reifrock mit der chemise grecque den Kotillon auf der Hochzeit des Kehrauses bei einem umfassenden Orchester von der alten Laute Scheidlers[8], der Glasharmonika[9] und Harfe der blinden Jungfer Paradies[10], einigen Maultrommeln[11], Papageno-Pfeifen und modernen Guitarren. Ja, um den Paradeplatz aller Leistungen unter dem Kommando

---

Pädagogen Johann Amos Comenius (1592—1670) war das erste Bilderbuch für Kinder. Er ist durchgängig in lateinischer Sprache abgefaßt.

[1] Marie le Prince de Beaumont (1711—80), vorzügliche Jugendschriftstellerin. Ihr „Magasin des enfants" erschien in neuer Ausgabe Nimes 1791.

[2] Adolf Freiherr von Knigges (1752–96) „Umgang mit Menschen" erschien zuerst 1788. Der Verfasser ist besonders bekannt durch seine Verbindung mit den Illuminaten.

[3] Martin von Cochem (ca. 1630–1712), gelehrter Kapuziner, genannt nach seinem Geburtsort.

[4] Karl von Eckartshausen (1752–1803), religiös-theosophischer Schriftsteller mit einer Neigung zur Alchimie. Sein Buch „Gott ist die reinste Liebe" erschien zuerst 1790.

[5] Siegfried von Lindenberg, Held des gleichnamigen komischen Romans von Johann Gottwert Müller (1743—1828). Der Verfasser stellte in dem vielgelesenen (zuerst 1779, dann in erweiterter Gestalt 1781—82 erschienenen) Werke sowie in zahlreichen andern dem Geniewesen der Zeit die nüchterne Philisteranschauung gegenüber.

[6] Johann Hübner (1668–1731), verdienstvoller Pädagog. Zu dem „Realen Staats-, Zeitungs- und Konversationslexikon", auf das hier angespielt wird, gab er nur seinen Namen zur Empfehlung.

[7] Jean Jacques Rousseaus (1712–78) Roman „La nouvelle Héloïse" (1759).

[8] Vermutlich ist Karl Hermann Scheidler, der Stifter der allgemeinen deutschen Burschenschaft, gemeint.

[9] Ein im 18. Jahrhundert beliebtes Instrument. Verschieden gestimmte Glasglocken werden mit den Fingern gestrichen.

[10] Marie Therese von Paradies (1759–1824), eine Blinde, als Künstlerin auf musikalischem Gebiete ausgezeichnet.

[11] Auch Brummeisen (crembalum) genannt, ein noch heute bei slawischen Völkern beliebtes kleines, an die Zähne gehaltenes Instrument, dessen stählerne, mit dem Finger bewegte Zunge je nach der Mundöffnung verschiedene Töne hervorbringt.

des Herrn Schwab zu umspannen, reichte kaum das Gespinst der alten Base Kordula zu, deren reiner Faden doch von dem Taufhemde der Fräulein von Sternheim[1] bis zur Jakobinermütze um die Spule gelaufen war. Dieser Janus, dieser Proteus, dieser Centaur von Scherz und Ernst, dieser mir ewig teure Herr Schwab also stellte mich bei der Kaiserkrönung sehr ernsthaft zur Rede und ermahnte mich, im stillen meine Ansprüche auf das Ländchen Vaduz fallen und Gras über diese kahlen Phantasien wachsen zu lassen, wenn ich nicht wolle auf die Mehlwage gesetzt werden, denn unter den vielen bei der Krönung anwesenden Potentaten sei auch ein Fürst Lichtenstein, und dieser sei der wahre Besitzer des Ländchens Vaduz, welches nebst der Herrschaft Schellenberg seit 1719 das Fürstentum Lichtenstein ausmache. Er ermahne mich im guten, meine seltsamen Prätensionen aufzugeben, denn das Fürstentum müsse jährlich einen Reichsmatrikularanschlag[2] von 19 Fl. und 18 Rthl. 60 Kr. zu einem Kammerziele[3] bezahlen, da werde es um so schlechter mit meiner Sparbüchse aussehen, als ich ihm ja ohnedies noch 6 Kr. Briefporto schuldig sei. Da diese Ermahnungen mich noch immer nicht zu einem schönen Bilde der Resignation machen konnten, mußte mir der größte Geograph der Familie den Artikel Vaduz aus Hübners „Zeitungslexikon" vorlesen, wo alles Obige gedruckt stand, wobei es mich am tiefsten kränkte, die Lage meiner Ländereien so veröffentlicht zu hören. Mir war als einem, dem das Paradies und das Butterbrot mit der fetten Seite auf die Erde gefallen sind. Aber ich erkannte alles nicht an — ich hielt mich zäh und kraus und erwiderte: „Das Papier ist geduldig und läßt viel auf sich drucken, was darum doch nicht wahr ist." Meine Hartnäckigkeit machte den Geographen sehr bedenklich, so daß er mir im Katechismus zeigte, der anerkannten Wahrheit hartnäckig zu widerstreben, sei eine unverzeihliche Sünde. Das machte mich

[1] Brentanos Großmutter, Marie Sophie Laroche (1731—1807), verfaßte unter anderm eine „Geschichte des Fräuleins von Sternheim", die, von Wieland 1771 herausgegeben, großen Beifall fand.

[2] Die 1815 durch die Bundesmatrikel ersetzte deutsche Reichsmatrikel gab alle Reichsstände sowie deren Beisteuer zur Beschaffung des Reichsbedarfs an.

[3] Früher Beiträge der Reichsstände zur Unterhaltung des Kammergerichts.

sehr wirr, und ich war lange Zeit gar traurig, als habe sich das Paradies in meinen Händen in ein goldenes Wart' ein Weilchen und ein silbernes Nichtschen in einem niemaligen Büchschen verwandelt. Da man mich nun oft mit dem Verlust von Vaduz aufzog und es mir sogar unter den verlornen Sachen im Wochenblättchen vorlas, sagte die Hausfreundin, die Frau Rat, mir mitleidig ins Ohr: „Laß dich nicht irr' machen, glaub' du mir, dein Vaduz ist dein und liegt auf keiner Landkarte, und alle Frankfurter Stadtsoldaten und selbst die Geleitsreiter[1] mit dem Antichrist an der Spitze können dir es nicht wegnehmen; es liegt, wo dein Geist, dein Herz auf die Weide geht:

‚Wo dein Himmel, ist dein Vaduz,
Ein Land auf Erden ist dir nichts nutz'.'

„Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit derselben berührt, wird's Thränen regnen. Ich wünsche einen gesegneten Regenbogen. Bis dahin baue deine Feenschlösser nicht auf die schimmernden Höhen unter den Gletschern, denn die Lawinen werden sie verschütten, nicht auf die wandelbaren Herzen der Menschen unter den Klätschern, denn die Launen werden sie verwüsten, nein, baue sie auf die geflügelten Schultern der Phantasie!" So war mir nun von meiner Herrschaft in Vaduz nichts geblieben als die Reichskleinodien auf den Schultern der Phantasie, die mir wie links und rechts bald Friede und Freude gaben, als sei ich glücklich wie Salomo, bald so viel Kummer und Hunger, daß ich den Ugolino[2] beneidete. Endlich aber degradierte sich die Phantasie selbst; weil ich ihr den Abschied nicht geben wollte, riß sie sich die Epauletts vor der Fronte der Philister selbst von den Schultern und warf sie mir und somit mich sich vor die Füße, nahm achselzuckend all das Meine auf die leichte Achsel und kehrte mir den Rücken, ohne gute Nacht noch Abschied zu geben oder zu nehmen. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Da war es ganz um mein Reich geschehen, und meine Trauer zappelte an Widerhaken. So ist die

[1] Reitende Gendarmerie.

[2] In Heinrich Wilhelm von Gerstenbergs (1737–1823) Trauerspiel „Ugolino" verhungert der mit seinen Söhnen gefangen gesetzte Held.

Erfindung der Achselbänder von Vaduz entstanden. Als ich und meine Betrübnis so herangewachsen, daß die Frau Rat uns nicht mehr Du, sondern Er nannte, sagte sie einstens: „Wenn ich Ihn ansehe, geht es mir schier wie jenem alten General; der sah einmal einen höchst kummervollen Menschen in den Schloßhof hereinschleichen, und als dessen elendes Aussehen sein starkes Herz rührte, zeigte er einem Bedienten den Armen und sprach: ‚Prügle Er mir den Menschen dort vom Hofe hinweg, denn der Kerl erbarmt mich.‘ — Steht es denn so gar schlecht mit Seinen Ländereien? Er sieht ja drein, als sei der Zepter von Juda gewichen und der Herrscher von seinen Lenden. Komme Er heute abend mit mir, es soll Ihm das schönste Spektakel gezeigt werden, das je in Vaduz aufs Tapet gekommen ist.“ Ich ging mit, und ich sah etwas ganz Allerliebstes: nämlich ein kleiner Harlekin kroch aus einem Ei und machte die zierlichsten Sprünge. „Nicht wahr“, sprach sie, „das thut seinen Effekt?“ Ich bejahte es und schrieb nachher ein paar Tausend ernsthafter Verse über diese Begebenheit, die du auch kennst. „Nu“, sagte sie, „ist Ihm das nicht eine saubere Bescherung?“ — „Allerdings“, erwiderte ich, „aber sie ist mir nicht beschert, mir gebührt ein Steckenpferd, keine Puppe.“ Da sprach die Frau Rat: „Erstens ist es auch keine Puppe, sondern nur eine schöne Kunstfigur, und wenn Er dann so gewiß meint, daß sie Ihm nicht gebühre, so hüte Er sich vor allen Kunstfiguren, denn sie sollen ihm als Ruten beschert werden, das prophezeie ich Ihm.“ Sieh, liebes Großmütterchen, da hast du nun auch die Quelle des so oft im Märchen wiederkehrenden Reims: „Keine Puppe, sondern nur eine schöne Kunstfigur.“ Als ich der Frau Rat sagte: „Wenn der Osterhaas solche Eier legen würde, möchten die Hasen und die Eier gewaltig im Preise steigen“, erwiderte sie: „Ja, und wenn man mit den Eiern kippte, würde man behutsamer sein, um dem Harlekin nicht ein Loch in das allerliebste Köpfchen zu stoßen. Hätte nur Wolfgang diesen Harlekin im Ei gekannt, was hätte der für schöne Märchen von ihm erzählt, denn, wenn er seine Kameraden am Osterfest die Ostereier im Garten suchen ließ, bewirtete er sie immer mit einem ganzen Eierkuchen von Märchen aus dem großen Weltei, das über

dem Brüten zerbrochen, so daß aus dem obern Teil der Schale der Himmel, aus dem untern die Erde entstanden ist." Hiemit weißt du nun auch, wie die vielen Eierhändel und Eierorden in das Märchen kommen, das ist alles mit dem Harlekin aus dem Weltei gekrochen. Danke du Gott, daß in der inkompletten „Encyklopädie" von Krünitz[1], welche ich aus der Verlassenschaft des erlauchten Salathiel Salaboni, genannt Picktus, Salzgraf von Orbis[2], erstanden habe, unter andern achtundfünfzig Bänden auch der eilfte und also der Artikel „Ei" fehlt, sonst würde ich dir noch weit mehr Eierspeisen vorgesetzt haben. Und somit habe ich dir auch eingestanden, woher ich meist alles habe, was dieses Märchen so langweilig macht, nämlich aus Krünitz' „Encyklopädie", und wer es nicht darin findet, bedenke doch nur, daß alle Exemplare inkomplett sind. Vergebens wirst du dich, außer in Schottland, nach der großen, breiten Schottländerin umsehen, welche am Schlusse einen so derben Schatten über alle die Artigkeiten wirft; eine etwas vollkommene Person hatte vor mir bedauert, daß die Erfindung durch dick und dünn mit mir davongehe, da ich mir aber nur allzu feiner Zierlichkeiten bewußt war, setzte ich, damit jene Person recht habe, diese breite Kounteß als Ballast in das Märchen und fürchte schier, ihre Korpulenz sei nur Konterbande von lauter Agrements und Anmutigkeiten.

Nun muß ich dir noch eingestehen, daß ich außer dir auch deiner klugen, klaren und guten Freundin dieses Märchen widmen wollte, welche einst, da ich ihr in Gegenwart anderer sagte, wie sehr ich sie verehren müsse, so anmutig strafend zu den Umstehenden sprach: „Wir wissen alle, welche artige Märchen dieser Freund erzählen kann." Ich wollte sie nicht Lügen strafen, ich widmete ihr das Märchen nicht. Solltest du die Blätter aus dem „Tagebuch der Ahnfrau" am Schlusse angehängt finden, so wisse, daß ich einst ein Fragment aus der „Chronika eines fahrenden Schülers" bekannt machte, woran sich allerlei Leute erfreuten,

[1] Johann Georg Krünitz' (1728—96) „Ökonomisch-technologische Encyklopädie" wurde 1773 begonnen, aber nur bis zum Artikel „Leiche" fortgeführt.

[2] Scherzhafte Anspielung auf Comenius' „Orbis pictus"; vgl. S. 143, Anmerkung 2.

und daß jene Blätter flüchtige Skizzen aus dem Umfange jener Chronika sind, welche ich noch nicht in die harmonische Haltung mit dem Tone derselben gebracht hatte, die ich aber zu meiner eignen Belustigung mit der Geschichte der Ahnfrau verwebte. Nach allem vergib mir, daß ich dieses Märchen bekannt machte, es war mein Wille nie, die andern Kinder drohten mir, weil Abschriften da sind, es selbst drucken zu lassen. Ich willigte ein, mit dem innersten Gefühl, höchstens ein Mitleid dafür zum Lohne zu erhalten, welches jenes des alten Generals noch hinter sich zurückläßt; denn die Kinder dieser Zeit wenden mir den Rücken wie die Phantasie, und die Frau Rat, Gott tröste sie, kann mich nicht mehr trösten wie einstens[1]. Also, vergib mir dies Märchen, in dem alles ein Märchen ist, außer daß ich es gewiß nicht gern gethan und es nicht wieder thun will. Ja, liebes Großmütterchen, wenn ich darum verspottet und gekränkt werde, wenn sie mich am Ärmel zerren, aus dem sie dieses alles geschüttelt glauben, die nicht wissen, daß es aus dem Herzen ist, welches ich in der Hand trage, dann nimm du es bei dir auf, dieses Märchen und dieses Herz! Aber lasse uns hier diese Dedikation zerbrechen, wie Kronovus und Gackeleia Bretzel und Bubenschenkel bei dem Eiertanz zerbrachen, als Meister Schelm nahte, und so wir diese Pfänder wohlerhalten wieder aufweisen können, sind wir treue Spielkameraden gewesen, bis dahin wollen wir uns mit einem Druckfehler dieser Dedikation trösten, welchen ich hier schließend verbessere, denn statt „herzliche Zueignung" lese überall „herzliche Zuneigung", mit welcher ich verharre bis ans Ende — keiner Puppe, sondern nur einer schönen Kunstfigur und eines teuersten Großmütterchens

gehorsamer Enkel.

---

[1] Goethes Mutter war bereits am 13. September 1808 gestorben.

In Deutschland in einem wilden Wald lebte ein altes Männchen, und das hieß Gockel. Gockel hatte ein Weib, und das hieß Hinkel. Gockel und Hinkel hatten ein Töchterchen, und das hieß Gackeleia.

Ihre Wohnung war in einem alten Schloß, woran nichts auszusetzen war, denn es war nichts darin, aber viel einzusetzen, nämlich Thür und Thor und Fenster. Mit frischer Luft und Sonnenschein und allerlei Wetter war es wohl ausgerüstet, denn das Dach war eingestürzt und die Treppen und Decken und Böden auch.

Gras und Kraut wuchs überall aus allen Winkeln, und Vögel vom Zaunkönig bis zum Storch nisteten in dem wüsten Haus. Es versuchten zwar einigemal auch Geier, Habichte, Weihen, Falken, Eulen, Raben und solche vornehme Vögel sich da anzusiedeln; aber Gockel schlug es ihnen rund ab, wenn sie ihm gleich allerlei Braten und Fische als Miete bezahlen wollten. Da ihm nun auch sein Weib Hinkel sagte: „Mein lieber Gockel! es geht uns sehr knapp, warum willst du die vornehmen Vögel nicht hier wohnen lassen? Wir könnten die Miete doch wohl brauchen; du läßt ja das ganze Schloß von allen möglichen Vögeln bewohnen, welche dir gar nichts dafür geben!" Da antwortete Gockel: „O, du unvernünftiges Hinkel! vergißt du denn ganz und gar, wer wir sind? Schickt es sich auch wohl für Leute unserer Herkunft, von der Miete solchen Raubgesindels zu leben? Und gesetzt auch, Gott suchte uns mit solchem Elende heim, daß uns die Verzweiflung zu solchen unwürdigen Hilfsmitteln triebe — was doch nie geschehen wird, denn eher wollte ich Hungers sterben — womit würden die räuberischen Einwohner uns vor allem die Miete bezahlen? Gewiß würden sie uns alle

unsere lieben Gastfreunde erwürgt in die Küche werfen und zwar auf ihre mörderische Art zerrupft und zerfleischt. Die freundlichen Singvögel, welche uns mit ihrem lieblichen Gezwitscher unsere wüste Wohnung zu einem anmutigen, herzerfreuenden Aufenthalte machen, willst du doch wohl lieber singen hören, als sie gebraten essen? Würde dir das Herz nicht brechen, eine liebe Nachtigall, eine trauliche Grasmücke, einen fröhlichen Distelfink oder gar das liebe, treue Rotkehlchen in der Pfanne zu rösten oder am Spieße zu braten und dann zuletzt, wenn sie alle die Miete bezahlt hätten, nichts als das Geschrei und Geächze der greulichen Raubtiere zu hören? Aber wenn auch alles dieses zu überwinden wäre, bedenkst du denn in deiner Blindheit nicht, daß diese Spitzbuben allein so gerne hier wohnen möchten, weil sie wissen, daß wir uns von der Hühnerzucht nähren wollen? Haben wir nicht die schöne alte Glucke jetzt über dreißig Eiern sitzen? Werden diese nicht dreißig Hühner werden? und kann nicht jedes wieder dreißig Eier legen, welche es wieder ausbrütet zu dreißig Hühnern? Macht schon dreißig mal dreißig, also neunhundert Hühner, welchen wir entgegensehen! O, du unvernünftiges Hinkel! und zu diesen willst du dir Geier und Habichte ins Schloß ziehen? Hast du denn gänzlich vergessen, daß du eine Nachkömmling aus dem hohen Stamme der Grafen von Hennegau bist, und kannst du solche Vorschläge einem gebornen, leider armen, leider verkannten Raugrafen von Hanau machen? Ich kenne dich nicht mehr! O, du entsetzliche Armut! ist es denn also wahr, daß du auch die edelsten Herzen endlich mit der Last deines leeren und doch so schweren Sackes zum Staube niederdrückest?" Also redete der arme alte Raugraf Gockel von Hanau in edlem hohen Zorn zu Hinkel von Hennegau, seiner Gattin, welche so betrübt und beschämt und kümmerlich vor ihm stand, als ob sie den Pips[1] hätte.

Hinkel sammelte sich und wollte eben sagen: „Die Raubvögel bringen aber wohl manchmal junge Hasen —", aber es krähte der alte, schwarze, ungemein große Haushahn ihres Mannes, der

[1] Vogelkrankheit, katarrhalische Verhärtung der Zungenspitze.

über ihr auf einem Mauerrande saß, in demselben Augenblick so hell und scharf, daß er ihr das Wort wie mit einer Sichel vor dem Munde wegschnitt, und als er dabei mit den Flügeln schlug und Gockel von Hanau sein zerrissenes Mäntelchen auch auf der Schulter hin und her warf, so sagte die Frau Hinkel von Hennegau auch kein Pipswörtchen mehr; denn sie wußte den Hahn und den Gockel zu ehren.

Sie wollte eben umwenden und weggehen, da sagte Gockel: „O Hinkel! ich brauche dir nichts mehr zu sagen, der ritterliche Alektryo[1], der Herold, Wappenprüfer und Kreiswärter[2], Notarius Publikus und kaiserlich gekrönte Poet meiner Altvordern, hat meine Rede unterkräht und somit protestiert, daß seinen Junghintern, den zu erwartenden Hühnchen, die gefährlichen Raubvögel zugesellt würden."

Bei diesen letzten Worten bückte sich Frau Hinkel unter der niedrigen Thüre und verschwand mit einem tiefen Seufzer im Hühnerstall.

Im Hühnerstall? Ja — denn im Hühnerstall wohnte Gockel von Hanau, Hinkel von Hennegau und Gackeleia, ihre Fräulein Tochter; und in der Ecke lag ein alter Schild voll Stroh, worauf die Glucke über den dreißig Eiern brütete, und von einer Wand zur andern ruhte eine alte Lanze in zwei Mauerlöchern, auf welcher sitzend der große schwarze Hahn des Nachts zu schlafen pflegte. Der Hühnerstall war der einzige Raum in dem alten Schlosse, der noch bewohnbar unter Dach und Fach stand.

Vor alten Zeiten war dieses Schloß eines der herrlichsten in ganz Deutschland; aber die Franzosen, welche es so zu machen pflegen, zerstörten es ganz und gar, als es der Urgroßvater Gockels von Hanau bewohnte, und weil sie außerordentlich gern Hühnerfleisch essen, verzehrten sie ihm all sein herrliches Federvieh. Dem alten Herrn blieb nichts als sein schönster Hahn und seine beste Henne, mit welchen er sich im Wald versteckt hatte, und von diesen stammt der Hahn und die Henne Gockels ab.

Nach jenem Unfall haben die Vorfahren Gockels sich nie

[1] Hahn (griechisch).
[2] Den Kreiswärtern lag beim Turniere die polizeiliche Aufsicht ob.

wieder erholt und waren meistens Fasanen- und Hühnerminister bei den benachbarten Königen von Gelnhausen[1] gewesen. Gockel hatte nach dem Tode seines Vaters diese Stelle auch gehabt; weil aber der letzte König ein übermäßiger Liebhaber von Eiern war und keine Brut von Hühnern aufkommen ließ, sondern sie alle als Eier verzehrte, so widersetzte sich Gockel diesem Mißbrauch so lebhaft, daß der erbitterte König ihm seine Stelle als Fasanen- und Hühnerminister nahm und ihm befahl, den Hof zu verlassen.

In den elendesten Umständen kam der alte Gockel von Hanau mit seiner Frau Hinkel von Hennegau und Gackeleia, seiner Tochter, auf dem zerstörten Schlosse seiner Vorfahren an, und sein einziger Reichtum war sein Stammhahn Alektryo und sein Stammhuhn Gallina[2], welche er von seinem Vater ererbt hatte, und die ihn nie verließen; aber er hatte, was mehr wert war als der Hahn und das Huhn, ein edles, stolzes Herz in seiner Brust und ein freies, schuldloses Gewissen dazu.

Frau Hinkel von Hennegau folgte zwar ihrem Manne gern in das Elend, aber sie seufzte doch oft unterwegs in dem wilden Wald, wenn sie an die Herrlichkeit der Stadt Gelnhausen gedachte, wo immer ein Haus um das andere ein Bäcker- oder Fleischerladen ist. Traurig dachte sie an die fetten aufgehängten Kälber, Hämmel und Schweine, in deren aufgeschlitzten Leibern dort weiße reinliche Tücher ausgespannt zu sein pflegten, und an die schön in Reih' und Glied auf weißen Bänken aufgestellten braunglänzenden Brote und gelben Semmeln und schön lackierten Eierwecke, Bubenschenkel genannt.

Gackeleia, ihr Töchterchen, das sie an der Hand führte, fragte ein um das andere Mal: „Mutter! gibt es auch Brezeln, wo wir hingehen?" Da seufzte die Frau Hinkel; Gockel aber, der ernsthaft und freudig mit seinem Stabe voranschritt und auf der einen Schulter Alektryo, auf der andern Gallina, das Stammhuhn, sitzen hatte, sagte: „Nein, mein Kind Gackeleia! Brezeln gibt es nicht, sie sind auch nicht gesund und verderben den Magen;

[1] Ehemals wichtige Reichsstadt, nicht weit von Hanau, im Regierungsbezirk Kassel.

[2] Henne (lateinisch).

aber Erdbeeren, schöne rote Walderdbeeren gibt es die Menge", und somit zeigte er mit seinem Stocke auf einige, die am Wege standen, welche Gackeleia mit vielem Vergnügen verzehrte.

Als Gackeleia diese gegessen hatte, fragte sie wieder: „Mutter! gibt es so schöne braune Kuchenhäschen, wo wir hingehen?" Da seufzte Frau Hinkel wieder, und die Thränen kamen ihr in die Augen; Gockel aber sagte freundlich zu dem Kind: „Nein, mein Kind Gackeleia! Kuchenhäschen gibt es da nicht, die sind auch nicht gesund und verderben den Magen; aber es gibt da lebendige Seidenhäschen und weiße Kaninchen, aus deren Wolle du der Mutter auf ihren Geburtstag ein Paar Strümpfe stricken kannst, wenn du fleißig bist. Sieh, sieh, da läuft eines!" und somit zeigte er mit seinem Stocke auf ein vorüberlaufendes Kaninchen. Da riß sich Gackeleia von der Mutter los und sprang dem Hasen nach mit dem Geschrei: „Gib mir die Strümpfe, gib mir die Strümpfe!" aber fort war er, und sie fiel über eine Baumwurzel und weinte sehr. Der Vater verwies ihr ihre Heftigkeit und tröstete sie mit Himbeeren, welche neben der Stelle wuchsen, wo sie gefallen war.

Nach einiger Zeit fragte Gackeleia wieder: „Liebe Mutter! gibt es denn auch da, wo wir hingehen, so schöne gebackene Männer von Kuchenteig, mit Augen von Wacholderbeeren und einer Nase von Mandelkern und einem Munde von einer Rosine?" Da konnte die Mutter ihre Thränen nicht zurückhalten und weinte; Gockel aber sagte: „Nein, mein Kind Gackeleia! solche Kuchenmänner gibt es da nicht, die sind auch gar nicht gesund und verderben den Magen; aber es gibt da schöne, bunte Vögel die Menge, welche allerliebst singen und Nestchen bauen und Eier legen und ihre Jungen füttern. Die kannst du sehen und lieben und ihnen zuschauen und die süßen und wilden Kirschen mit ihnen teilen." Da brach er ihr ein Zweiglein voll Kirschen von einem Baum, und das Kind ward ruhig.

Als Gackeleia aber nach einer Weile wieder fragte: „Liebe Mutter! gibt es denn dort, wo wir hingehen, auch so wunderschöne Pfefferkuchen wie in Gelnhausen?" und die Frau Hinkel immer mehr weinte, da ward der alte Gockel von Hanau unwillig, drehte sich um, stellte sich breit hin und sprach: „O, mein

Hinkel von Hennegau! du hast wohl Ursache zu weinen, daß unser Kind Gackeleia ein so naschhafter Freßsack ist und an nichts als an Brezeln, Kuchenhasen, Buttermänner und Pfefferkuchen denkt! Was soll daraus werden? Not bricht Eisen, Hunger lehrt beißen. Sei vernünftig und weine nicht! Gott, der die Raben füttert, welche nicht säen, wird einen Gockel nicht verderben lassen, der säen kann. Gott, der die Lilien kleidet, die nicht spinnen, wird die Frau Hinkel von Hennegau nicht umkommen lassen, welche sehr schön spinnen kann, und auch das Kind Gackeleia nicht, wenn es das Spinnen von seiner Mutter lernt." Diese Rede Gockels ward von einem gewaltigen Geklapper unterbrochen, und sie sahen alle einen großen Klapperstorch, der aus dem Gebüsche ihnen entgegentrat, sie sehr ernsthaft und ehrbar anschaute, nochmals klapperte und dann hinwegflog.

„Wohlan!" sagte Gockel, „dieser Hausfreund hat uns willkommen geheißen; er wohnet auf dem obersten Giebel meines Schlosses, gleich werden wir da sein; damit wir aber nicht lange zu wählen brauchen, in welchem von den weitläufigen Gemächern des Schlosses wir wohnen wollen, so will ich unsere höchste Dienerschaft vorausſenden, damit sie uns die Wohnungen aussuche."

Nun nahm er den großen Stammhahn von der Schulter auf die rechte Hand und die Stammhenne auf die linke und redete sie mit ehrbarem Ernste folgendermaßen an: „Alektryo und Gallina! ihr stehet im Begriff, wie wir, in das Stammhaus eurer Voreltern einzuziehen, und ich sehe es an euren ernsthaften Mienen, daß ihr so gerührt seid als wir. Damit nun dieses Ereignis nicht ohne Feierlichkeit sei, so ernenne ich dich, Alektryo, edler Stammhahn, zu meinem Schloßhauptmann, Haushofmeister, Hofmarschall, Astronomen, Propheten, Nachtwächter und hoffe, du wirst unbeschadet deiner eigenen Familienverhältnisse als Gatte und Vater diesen Ämtern gut vorstehen. Das Nämliche erwarte ich von dir, Gallina, edles Stammhuhn. Indem ich dich hier zur Schlüsseldame und Oberbettmeisterin des Schlosses ernenne, zweifle ich nicht, daß du diesen Ämtern trefflich vorstehen wirst, ohne deswegen deine Pflichten als Gattin und Mutter zu vernachlässigen. Ist dies euer Wille, so bestätigt mir es feierlich!"

Da erhob Alektryo seinen Hals, blickte gegen Himmel, riß den Schnabel weit auf und krähete feierlichst, und auch Gallina legte ihre Versicherung mit einem lauten, aber rührenden Gegacke von sich; worauf sie Gockel beide an die Erde setzte und sprach: „Nun, Herr Schloßhauptmann und Frau Schlüsseldame, eilet voraus, suchet eine Wohnung für uns aus und empfangt uns bei unserm Eintritt!" Da eilte der Hahn und die Henne in vollem Laufe, was gibst du, was hast du, in den Wald hinein und nach dem Schlosse zu.

Nun ermahnte Gockel auch noch die Frau Hinkel und das Kind Gackeleia zur Zufriedenheit, zum Vertrauen auf Gott und zu Fleiß und Ordnung in dem neu bevorstehenden Aufenthalt auf eine so liebreiche Art, daß Frau Hinkel und das Kind Gackeleia den guten Vater herzlich umarmten und ihm alles Gute und Liebe versprachen.

Nun zogen sie alle froh und heiter durch den schönen Wald, die Sonne sank hinter die Bäume, es ward so recht stille und vertraulich, ein kühles Lüftlein spielte mit den Blättern, und Frau Hinkel von Hennegau sang folgendes Liedchen mit freundlicher Stimme, wozu Gockel und Gackeleia leise mitsangen:

„Wie so leis' die Blätter wehn
In dem lieben, stillen Hain,
Sonne will schon schlafen gehn,
Läßt ihr goldnes Hemdelein
Sinken auf den grünen Rasen,
Wo die schlanken Hirsche grasen
In dem roten Abendschein.
Gute Nacht! Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

„In der Quellen klarer Flut
Treibt kein Fischlein mehr sein Spiel,
Jedes suchet, wo es ruht,
Sein gewöhnlich Ort und Ziel
Und entschlummert überm Lauschen
Auf der Wellen leises Rauschen
Zwischen bunten Kieseln kühl.
Gute Nacht! Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

„Schlank schaut auf der Felsenwand
Sich die Glockenblume um,
Denn verspätet über Land
Will ein Bienchen mit Gesumm
Sich zur Nachtherberge melden
In den blauen, zarten Zelten,
Schlüpft hinein und wird ganz stumm.
Gute Nacht! Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

„Vöglein, euer schwaches Nest,
Ist das Abendlied vollbracht,
Wird wie eine Burg so fest;
Fromme Vöglein schützt zur Nacht
Gegen Katz' und Marderkrallen,
Die im Schlaf sie überfallen,
Gott, der über alle wacht.
Gute Nacht! Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

„Treuer Gott! du bist nicht weit,
Und so ziehn wir ohne Harm
In die wilde Einsamkeit
Aus des Hofes eitlem Schwarm.
Du wirst uns die Hütte bauen,
Daß wir fromm und voll Vertrauen,
Sicher ruhn in deinem Arm.
Gute Nacht! Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia."

Als dies Lied zu Ende war, ward der Wald etwas lichter, und sie sahen den feurigen Abendhimmel durch die leeren Fensterbogen des Schlosses schimmern, an dessen offnem Thore sie standen. Ihr Empfang war feierlich.

Der Hahn Alektryo saß auf dem steinernen Wappen über dem Thore, schüttelte sich, schlug mit den Flügeln und krähte als ein rechtschaffener Schloßtrompeter dreimal lustig in die Luft, und alle Vöglein, die in dem verlassenen, baumdurchwachsenen Baue wohnten, und welchen der Hahn die Ankunft der gnädigen Herrschaft verkündigt hatte, waren aus ihren Nestern heraus-

geschlüpft und schmetterten lustige Lieder in die Luft, indem sie sich auf den blühenden Holunderbäumen und wilden Rosenhecken schaukelten, welche ihre Blüten vor den Eintretenden niederstreuten. Der Storch auf dem Schloßgiebel klapperte dazu mit seiner ganzen Familie, daß es schier wie eine große Musik mit Pauken und Trompeten klang.

Gockel, Hinkel und Gackeleia hießen alle willkommen und traten in die alte, zerfallene Kapelle, wo sie sich an dem Altare neben die wilden Waldblumen niederknieten, ganz nahe dem Grabstein des alten Urgockels von Hanau, und Gott für ihre glückliche Reise dankten und ihn um Schutz und Hilfe anflehten.

Während ihres Gebetes waren alle Vögel ganz stille, und da sie sich von den Knien erhoben, lockten Alektryo und Gallina, als Schloßhauptmann und Schlüsseldame, an der Thüre, sie sollten ihnen nach dem ausgesuchten Gemache folgen. Sie thaten dies, und der Hahn und die Henne schritten gackernd und majestätisch über den Schloßhof auf den wohlerbauten, ganz erhaltenen Hühnerstall zu, der eine große Thüre hatte.

Als Alektryo über die Schwelle schritt, bückte er sich tief mit dem Kopf, als befürchte er, mit seinem hohen roten Kamme oben anzustoßen, da die Thüre doch für einen starken Mann hoch genug war; aber dieses war im Gefühle seines Adels, denn alle hohen Adeligen und alle gekrönten Häupter pflegen es so zu machen.

In diesem Hühnerstalle nun, dessen Fenster in ein kleines Gärtchen gingen, richteten sie sich ein, so gut sie konnten. Gockel machte von grünen Zweigen einen Besen und fegte mit Hinkel den Boden rein; dann machten sie ein Lager von Moos und dürren Blättern, worüber Gockel seinen Mantel und Hinkel ihre Schürze breitete und sich darauf schlafen legten. Gockel rechts, Hinkel links, das Töchterlein Gackeleia in der Mitte zwischen beiden. Der Hahn und die Henne nahmen auch ihren Platz ein, und von der Reise ermüdet, schliefen sie bald ein.

Gegen Mitternacht rührte sich Alektryo auf seiner Stange, und Gockel, der vor allerlei Gedanken, was er alles vornehmen wolle, seine Familie zu ernähren, nicht fest schlief, ward munter und sah umher, was vorging. Da bemerkte er an der Thüre,

durch welche der Mond schien, eine lauernde große Katze, die auf einmal einen Sprung herein that, und in demselben Augenblick hörte Gockel ein Gepfeife und fühlte, daß ihm etwas in den weiten Ärmel seiner Jacke lief. Der Hahn und die Henne flatterten schreiend wegen der Katze herum; Gockel sprang auf und trieb die Katze hinaus, trat an die Thüre und zog die Tierchen, die ihm in den Ärmel geschlüpft waren, hervor. Da erkannte er zwei weiße Mäuschen von außerordentlicher Schönheit.

Sie waren nicht scheu vor ihm, sondern setzten sich auf die Hinterbeine und zappelten mit den Vorderpfötchen wie ein Hündchen, das bittet, was dem alten Herrn sehr wohlgefiel. Er setzte sie in seine Pudelmütze, legte sich wieder nieder und diese neben sich mit dem Gedanken, die guten Tierchen am folgenden Morgen seinem Töchterchen Gackeleia zu schenken, welche, sehr ermüdet, wie ihre Mutter, nicht erwacht war.

Als Gockel wieder eingeschlafen war, machten sich die zwei Mäuschen aus der Pudelmütze heraus und unterhielten sich miteinander. Die eine sprach: „Ach Sissi, meine geliebte Braut! da hast du es nun selbst erlebt, was dabei herauskömmt, wenn man des Nachts so lange im Mondschein herumgeht. Habe ich dich nicht gewarnt?" Da antwortete Sissi: „O Pfiffi, mein werter Bräutigam! mache mir keine Vorwürfe, ich zittere noch am ganzen Leibe vor der schrecklichen Katze, und wenn sich ein Blatt regt, fahre ich zusammen und meine, ich sehe ihre feurigen Augen." Da sagte Pfiffi wieder: „Du brauchst dich nicht weiter zu ängstigen, der gute Mann hier hat der Katze einen so großen Stein nachgeworfen, daß sie vor Angst schier in den Bach hinein gesprungen ist." — „Ach", sagte Sissi, „ich fürchte mich nur vor unserer weiteren Reise; wir müssen wohl noch acht Tage laufen, bis wir zu deinem königlichen Vater kommen, und da jetzt einmal eine Katze uns ausgekundschaftet hat, werden sie an allen Ecken auf uns lauern." Da erwiderte Pfiffi: „Wenn nur eine Brücke über den Fluß wäre, der eine halbe Tagreise von hier durch den Wald zieht, so wären wir bald zu Haus; aber nun müssen wir die Quelle des Flusses umgehn."

Als sie so sprachen, hörten sie eine Eule draus schreien und

krochen bang tiefer in die Mütze. „Auch noch eine Eule!“ flüsterte Sissi, „o wäre ich doch nie aus der Residenz meiner Mutter gewichen!“ Und nun weinte sie. Der Mäusebräutigam war hierüber sehr traurig und überlegte her und hin, wie er seine Braut ermutigen und vor Gefahren schützen solle. Endlich sprach er: „Geliebte Sissi! mir fällt etwas ein; der gute Mann, der uns in seine Pudelmütze gebettet hat, würde uns vielleicht sicher nach Hause helfen, wenn er unsere Not nur wüßte. Lasse uns leise an seine Ohren kriechen und ihm recht flehentlich unsere Sorgen vorstellen; rede in deinen süßesten Tönen zu ihm, dann kann er nicht widerstehen, aber ja recht leise, damit er nicht aufwacht, denn nur im Schlafe verstehen die Menschen die Tiere.“

Sissi war sogleich bereit und kroch an das linke Ohr Gockels und Pfiffi an das rechte und zischelten ihm mit ihren feinsten Stimmchen zu. Pfiffi sang, nachdem er sich auf die Hinterbeine gesetzt und seinen Schweif quer durch das Maul gezogen hatte, um eine rührendere Stimme zu bekommen:

„Ich bin der Prinz von Speckelfleck
Und führe heim die schönste Braut;
Die Katze bracht' ihr großen Schreck,
Sie bangt um ihre Sammethaut.
Ach, Gockel! bring' uns bis zum Fluß
Und bau' uns drüber einen Steg,
Daß ich mit meiner Braut nicht muß
Den Quell umgehn auf weitem Weg.
Gedenken wird dir's immerdar
Ich und der hohe Vater mein;
Ist's auch nicht gleich, vielleicht aufs Jahr,
Stellt Zeit zu Dank und Lohn sich ein. —
Doch was braucht's da viel Worte noch,
Hart wird es mir, der edlen Maus,
Vor deinem großen Ohrenloch
Zu betteln. — Ich, der stets zu Haus
Als erstgeborner Königssohn
Gefürchtet und befehlend sitzt
Auf einem Parmesankästhron,
Der stolze Butterthränen schwitzt,

Sag' dir hiermit, erwähl' dein Teil,
Nimm mich und meine Braut in Schutz!
Schaff' uns nach Haus gesund und heil!
Sonst biete ich dir Fehd' und Trutz.
Wenn uns die Katze auch nicht beißt,
Maulleckend nur die Zähne bleckt,
Miauend meine Braut erschreckt,
Woran viel liegt, was du nicht weißt —
Krümmt sie uns nur ein einzig Haar,
Faßt uns ein wenig nur beim Schopf —
Vielmehr — frißt sie uns ganz und gar:
So kommt die That auf deinen Kopf,
Wonach du dich zu richten hast!

Gegeben vor dem Ohrenloch
Des Wirtes, auf der dritten Rast
Von unsrer Brautfahrt, da ich kroch
In seinen Ärmel vor der Katz'
Nebst meiner Braut aus großem Schreck,
Worauf in seiner Mütze Platz
Er uns gemacht. Prinz Speckelfleck,
Punktum, Streusand, nun halte still,
Ins Ohr beiß' ich dir mein Sigill."

Nach dieser ziemlich unhöflichen Rede biß Speckelfleck dem ehrlichen Gockel ins Ohr, daß er mit einem lauten Schrei erwachte und um sich schlug.

Da flohen die beiden Mäuse in großer Angst wieder in die Pudelmütze. „Nein, das ist doch zu grob, einen ins Ohr zu beißen!" sagte Gockel. Da erwachte Frau Hinkel und fragte: „Wer hat dich denn ins Ohr gebissen? Du hast gewiß geträumt?" — „Ist möglich", sagte Gockel, und sie schliefen wieder ein.

Nun sprach Sissi zu Pfiffi: „Aber um alle Welt, was hast du nur gethan, daß der Mann so böse geworden?" Da wiederholte ihr Pfiffi seine ganze Rede, und Sissi sagte mit Unwillen: „Ich traue meinen Ohren kaum, Pfiffi, kann man unvernünftiger und plumper bitten, als du? Die niedrigste Bauernmaus würde sich in unsrer Lage anders benommen haben. Alles ist verloren,

ich bin ohne Rettung in die Krallen der Katze hingegeben durch deine übel angebrachte Hoffart. — Ach! mein junges Leben! O hätte ich dich niemals gesehn!" u. s. w.

Pfiffi war ganz verzweifelt über die Vorwürfe und Klagen seiner Braut und sprach: „Ach Siffi! deine Vorwürfe zerschneiden mein Herz; ich fühle, du hast recht; aber fasse Mut, gehe an das linke Ohr und wende alle deine unwiderstehliche Redekunst an, das linke Ohr geht zum Herzen, er erhört dich gewiß. O ich Unglücklicher, daß ich in die verwünschten königlichen Redensarten gefallen bin!"

Da erhob sich Siffi und sprach: „Wohlan! ich will es wagen." Leise, leise schlüpfte sie an das linke Ohr Gockels, nahm eine rührende Stellung an, kreuzte die Vorderpfötchen über die Brust, schlang den Schweif wie einen Strick um den Hals, neigte das Köpfchen gegen das Ohr und flüsterte so fein und süß, daß das Klopfen ihres bangen Herzchens schier lauter war als ihre Stimme:

„Verehrter Herr! ich nahe dir
Bestürzt, beschämt und herzensbang;
Ich weiß, mein Bräutigam war hier
Und ziemlich grob vor nicht gar lang,
Auch war sein Siegel sehr apart,
Mit Recht hast du ihn angeschnarrt.
Weil er verwöhnt, von Not entfernt,
Als einz'ger Prinz verzogen ward,
Hat er das Bitten nicht gelernt;
Drum, edler Mann, nimm's nicht so hart!
Wie Grobsein ihm, sei Höflichsein
Dir leicht, weil du erzogen fein.
Er meint's gewiß von Herzen gut;
Doch kömmt beim Sprechen er in Zug,
So regt sich sein erhabnes Blut,
Und er wird gröber als genug.
Bedenk', der Kinder Pfeife klingt
Wie ihrer Eltern Orgel singt;
Doch reut's ihn immer hintendrein,
Und in der Pudelmütze sitzt
Jetzt krumm das arme Sünderlein
Und seufzt und wimmert, daß es schwitzt,

Und schimpft, daß ihm die Hofmanier
So grob entfuhr zur Ungebühr.
Bekennet hat er mir, der Braut,
Die ihn erst tüchtig zappeln ließ,
Ihm tüchtig wusch die grobe Haut,
Die Nas' ihm auf den Fehler stieß,
Und endlich, nach manch bitterm Ach,
Dich zu versöhnen ihm versprach.
Doch, daß ich selbst mich nicht vergess',
Vergönne jetzt in Demut mir
Zu sagen, daß ich, was Prinzeß
Bei Menschen ist, bin als ein Tier,
Und zwar als kleine weiße Maus.
So schütt' ich nun mein Herz dir aus! —
Prinzeß Sissi von Mandelbiß
Fleht dich um Ritterdienste an;
Du weißt aus dem Äsop[1] gewiß,
Was für die Maus ein Löw' gethan,
Und wie ihm dankbar half die Maus
Dann wieder aus dem Netz heraus.
Auch meinem Bräutigam und mir
Hilf sicher in das Mäusereich —
Die Katz', das ungeheure Tier,
Macht mich vor Schreck ganz totenbleich!
O, hättest du ein bißchen nur
Von Mausgeschmack und Mausnatur!
O, wüßtest du, wie weiß und zart,
Wie lieblich ich an Leib und Seel',
Gar nicht nach andrer Mäuse Art,
Ja unter allen ein Juwel:
Du littest lieber selbst den Tod,
Als du mich ließ'st in Katzennot.
Die Äuglein sind wie Diamant,
Die Zähne Perl' und Elfenbein,
Mein Leib ist zierlich und gewandt,
Die Pfötchen rosenrot und klein,
Die Öhrlein sind zwei Blumen zart,
Die Nase einer Blüte gleich;

[1] Äsopos (620—560 v. Chr), der bekannte griechische Fabeldichter.

Wie Blütenfäden ist mein Bart,
So rein, so fein, so weiß und weich.
Schweig', Mäulchen! pfiffiglich gespitzt,
Von Schönheit, die der Leib besitzt!
Sprich von der Kunst, dem Sinn, dem Geist,
Von Leistungen, die jeder preist!
Denn, wie Frau Katalani[1] singt,
Mein Stimmlein bei den Mäusen klingt.
Man hat mich drum als Gegensatz
Oft Mausalani auch genannt,
Weil Kata etwas klingt wie Katz',
Hat man das Wort so angewandt;
Das Lani ließ man angehängt,
Weil man dabei an Wolle[2] denkt.
Verleugne nicht dein Zartgefühl,
Laß rühren dich durch meinen Sang,
Denn lockender als Flötenspiel,
Als Harfenton und Geigenklang
Fleht er aus meiner Brust heraus:
Beschütz' die kleine weiße Maus!
Bei deiner hohen Adelspflicht,
Die dich zum Schutz der Damen weiht,
Beschwör' ich dich, verlaß mich nicht!
Vielleicht ist ja der Tag nicht weit,
Daß ich dir wieder helfen kann —
Doch darnach frägt kein Edelmann!
Wer mich zu retten einen Stein
Der Katze in die Rippen warf,
Wer zugab, daß der Liebste mein
An meiner Seite schlummern darf,
In seiner Mütze weich und warm,
Der schützt mich auch mit starkem Arm!
Erlaub' nun, daß dir als Sigill
Der Wahrheit, ohne Hinterlist
Hier einsamlich und in der Still'
Das Ohrläppchen demütig küßt.

[1] Angelica Katalani (1779—1849), eine der gefeiertsten italienischen Koloraturſängerinnen.
[2] Lateinisch: lana.

Was niemals sie noch that gewiß,
Prinzeß Sissi von Mandelbiß."

Nun küßte sie ganz leise das Ohrläppchen Gockels, und weil er im Schlafe etwas durch die Nase pfiff, glaubte sie, er sage ihr in der Mäusesprache die artigsten Sachen und verspreche ihr seine Hilfe für gewiß. Mit leichtem Herzen begab sie sich daher nach der Pudelmütze zurück und verkündigte ihrem Bräutigam den guten Erfolg ihrer Bitten, worauf dieser sie zärtlich umarmte.

Jetzt aber war die Stunde gekommen, da die schwarze Nacht gegen Morgen ergrauet, und Alektryo als ein getreuer Burgvogt streckte dem anbrechenden Lichte seinen Hals entgegen, um es zum erstenmal mit einem krähenden Trompetenstoß hier zu bewillkommen. Da erwachte Gockel und Frau Hinkel, Gackeleia aber schlief fest.

Frau Hinkel fragte ihren Mann, warum er denn heute nacht so unruhig gewesen, und wie er nur geträumt habe, daß ihn jemand ins Ohr gebissen. Da zeigte ihr Gockel die weißen Mäuschen in seiner Pudelmütze und erzählte ihr, wie sie vor der Katze, die er verjagt, zu ihm geflohen, und wie er hernach geträumt habe, die eine Maus begehre auf eine unhöfliche Weise Hilfe von ihm und beiße ihn noch dazu ins Ohr, wie aber hernach die andere Maus so artig gebeten und ihm das Ohrläppchen geküßt habe, daß er ihr versprochen habe, zu helfen. „Und das will ich auch thun", fuhr Gockel fort, „ich will beide sogleich über den nächsten Fluß bringen, wo sie außer Gefahr in ihrer Heimat sind."

Da wollte er aufstehen und sich auf die Reise begeben, aber Frau Hinkel sagte: „Du bist nicht recht klug; dir träumt, du hättest den Mäusen etwas versprochen und willst es ihnen nun im Wachen halten, und deswegen willst du mich mit Gackeleia hier in der Wildnis allein lassen, wo du so nötig bist, um aufzuräumen und alles in Ordnung zu bringen!" Da sprach Gockel: „Du hast scheinbar ganz recht, aber versprochen muß gehalten werden, ich habe mein Ehrenwort gegeben, und das ist mir so deutlich und gegenwärtig als der Biß ins Ohr." Da erwiderte Hinkel: „Wenn der Biß aber ein Traum war, so war auch das Ehrenwort ein Traum." Gockel sagte hierauf zornig: „Paper-

lapap! ein Ehrenwort ist nie ein Traum, das verstehst du nicht, und den Biß habe ich so deutlich gefühlt, daß ich mit einem Schrei erwachte; das Ohr brennt mich noch."—„Laß doch einmal sehen!", sagte Frau Hinkel und erblickte mit großer Verwunderung die Spur von fünf spitzen Zähnchen an Gockels Ohr. Als sie ihm dieses gesagt hatte, ließ er sich auch keinen Augenblick länger aufhalten, sprang vom Lager auf, nahm das Brot aus seinem Reisesack, schnitt sich ein Stück herunter, das er einsteckte, und sagte zu seiner Frau: „Hinkel! räume einstweilen alles hübsch auf, sieh dich im Schlosse und der Umgegend um und denke dir alles aus, wie du es gern zu unsrer Haushaltung eingerichtet hättest, besonders gib auf Alektryo und Gallina acht, weil es, wie du gehört hast, Katzen hier gibt; Nachmittag hoffe ich wieder hier zu sein." Und nun nahm er seinen Reisestab in die Hand, schob die Pudelmütze, aus der ihm die Mäuschen freundlich entgegenpfifferten, in den Busen und ging mit starken Schritten in den Wald gegen den Fluß hin.

Als er ein paar Meilen gegangen war, ruhte er an einer Quelle, wo er sein Brot mit seinen Reisegefährten teilte. Da er aber endlich an den Fluß kam, ging er auf und ab, eine schmale Stelle zu finden, fand auch endlich einen Ort, wo er den Fluß leicht mit einem Steine überwerfen konnte. Hier nun nahm er sich vor, die Mäuschen überzusetzen; aber keine Brücke, kein Kahn war da; da entschloß er sich daher kurz, zog die Pudelmütze hervor und sprach hinein: „Lebt wohl, meine lieben Gäste! du, Prinz von Speckelfleck! befleiße dich besserer Sitten, und du, Prinzeß von Mandelbiß! bilde dir nicht so viel auf deine Schönheit ein; übrigens bist du ein vortreffliches Tierchen! Lebt wohl, grüßt eure Anverwandten und vergeßt nicht den armen alten Gockel von Hanau." Die Mäuschen wußten gar nicht, was er wollte, weil er schon Abschied nahm, und sie doch noch diesseits des Flusses waren, auch keinen Kahn und keine Brücke weit und breit sehen konnten; sie pfifferten ihm daher allerlei Fragen entgegen; aber er verstand kein Wort, ließ sich auch weiter auf nichts ein, sondern wickelte sie in die Pudelmütze fest ein, holte weit aus und warf sie glücklich hinüber in das hohe Gras.

Da sich von dem Falle die Mütze drüben öffnete, schrien die kleinen Tierchen noch immer sehr verwundert, wie er sie nur hinüberbringen wolle, als sie zu ihrer größten Verwunderung sahen, daß sie bereits drüben waren und fröhlich nach Hause liefen, ihre Abenteuer zu erzählen.

Auf dem Heimwege begegnete Gockel ein paar alten Juden, welche große Naturphilosophen waren; sie führten einen alten Bock und eine alte, magere Ziege an Stricken zur Frankfurter Messe. Sie redeten Gockel an: „Seid Ihr der Besitzer des alten Schlosses hier im Wald?" — Gockel: „Ja, ich bin der alte Raugraf Gockel von Hanau." Da fragten ihn die Juden, ob er ihnen seinen alten Haushahn verkaufen wollte, sie wollten ihm den Bock dafür geben. Gockel antwortete: „Ich bin kein Schneider; was soll ich mit dem Bock? Ihn etwa zum Gärtner machen? Kann der Bock etwa krähen? Mein Hahn ist kein gewöhnlicher Alletagshahn: er ist ein Wappenhahn, ein Stammhahn; sein Vater hat auf meines Vaters Grab gekräht und er soll auf meinem Grabe krähen; lebt wohl!"

Da boten ihm die Juden die Ziege, und als er abermals nicht wollte, boten sie ihm den Bock und die Ziege. Gockel aber lachte sie aus und ging seiner Wege. Da riefen sie ihm nach: „In vier Wochen gehen wir wieder vorbei, da wollen wir wieder nachfragen, vielleicht habt Ihr dann mehr Lust, den Hahn zu verkaufen."

Gockel kam gegen Abend nach Haus, und nachdem er von seiner Reise ausgeschlafen hatte, begann er am andern Morgen mit Frau Hinkel und dem Töchterlein Gackeleia sich in dem wüsten Schlosse seiner Voreltern so gut einzurichten, als es nur immer gehen wollte. Sie legten auf allen fruchtbaren Gartenfleckchen zwischen den Mauern Gartenbeete an, ordneten und verbanden alle Winkelchen mit Zäunen und aus umherliegenden Steinen zusammengestellten Treppen. Hinkel sammelte den Samen von allen Gartengewächsen, die da im verschütteten alten Schloßgärtchen noch übriggeblieben waren, und säte sie fein ordentlich in die neu angelegten Beete.

Gackeleia sollte aus Weidenruten Hühnernester flechten und

zu einem großen Hühnerkorb für die jungen Hühnchen, die sie erwarteten, die Weidenruten in den Quell legen, der mitten im Schloßhofe entsprang, damit sie sich recht geschmeidig flechten ließen. Aber sie that das sehr nachlässig, war eine neugierige, naschhafte kleine Spielratze, guckte in alle Vogelnester, naschte von allen Beeren, machte sich Blumenkränze und hatte keine rechte Lust zum Arbeiten, weswegen der alte Haushahn Alektryo sie manchmal mit rechtem Zorn ankrähte, so daß sie heftig erschrak und zu ihrer Arbeit zurückließ, weshalb sie einen rechten Unwillen auf den alten Wetterpropheten kriegte und ihn immer bei der Mutter verklagte.

Auch diese hatte keine rechte Liebe zu dem Alektryo, denn wenn sie manchmal über der Gartenarbeit ermüdete und sich auf einen kleinen Stein setzte und sehnsüchtig an die Fleischer- und Bäckerladen zu Gelnhausen dachte, fing Alektryo an, der ihr überhaupt immer wie ein beschwerlicher Haushofmeister auf allen Schritten nachging, auf den zu bestellenden Gartenbeeten zu scharren und zu krähen, um sie an die Arbeit zu erinnern. Und als sie einstens so sitzend eingeschlafen war und vergessen hatte, der Henne Gallina Futter vorzustreuen und frisches Wasser zu geben, träumte ihr auch von den Gelnhausner Braten und Eierwecken so klar und deutlich, daß sie im Traume sagte: „Ach, es ist Wahrheit, es ist kein Traum!" Da krähte ihr Alektryo so schneidend dicht an die Ohren, daß sie vor Schrecken erwachte und an die harte Erde fiel. Darum faßte sie einen noch viel größeren Unwillen gegen den ehrlichen Stammhahn Alektryo und jagte ihn überall weg, wo sie zu thun hatte. Auch hätte sie ihm gern längst den Hals abgeschnitten, weil er sie alle Morgen um drei Uhr von ihrem Lager aufweckte. Aber er war ihr zur Hühnerzucht, auf welche Gockel alle seine Hoffnung gestellt hatte, gar zu nötig.

Gockel brachte meistens den ganzen Tag auf der Jagd zu und kehrte abends, wenn er in der umliegenden Gegend seine Beute gegen Brot, Nahrungsmittel und andere Bedürfnisse vertauscht hatte, zu den Seinigen zurück. Da kam ihm denn gewöhnlich der alte Alektryo entgegengeflogen, schlug mit den Flügeln,

krähte und gackerte allerlei, als wollte er Hinkel und Gackeleia verklagen wegen ihrer Nachlässigkeit, und diese verklagten den Hahn wieder, und es ging ein strenges Nachforschen Gockels über alles an, wo denn Hinkel und Gackeleia mancherlei Verdruß bekamen, so daß sie dem Alektryo immer feindseliger wurden.

Das alles währte so fort, bis die Henne Gallina dreißig Eier gelegt hatte, auf denen sie brütend saß. Auf diese Brut setzte Gockel alle seine Hoffnung für die Zukunft und zürnte darum so gewaltig auf Frau Hinkel, als sie die Vorsprecherin der Raubvögel werden wollte, die gern im Schlosse aufgenommen gewesen wären, worüber ihr Gockel einen so derben Verweis gab, wie ich gleich anfangs erzählte.

Die Freude des guten Gockels über seine brütende Henne war ungemein groß, und da er täglich erwartete, daß die kleinen Hühnchen auskriechen sollten, eilte er nach einer nahe gelegenen Stadt, Hirse zu ihrem Futter zu kaufen, und empfahl sowohl der Frau Hinkel als der kleinen Gackeleia recht sehr, auf die brütende Gallina acht zu haben, damit ihr ja niemals etwas mangle.

Er ging schon um Mitternacht weg, weil er einen großen Weg vor sich hatte.

Frau Hinkel aber dachte, nun einmal recht auszuschlafen und nahete sich dem Hahn Alektryo, der noch auf seiner Stange schlafend saß, ergriff ihn und steckte ihn in einen dunklen Sack, damit er den anbrechenden Morgen nicht erblicken und sie mit seinem Krähen nicht erwecken möge, worauf sie sich wieder niederlegte und wie eine Katze zu schlafen begann. Das Töchterlein Gackeleia aber schlief gar nicht lang, denn sie hatte sich lange darauf gefreut, wenn der Vater einmal länger abwesend sein würde, um sich ein Vergnügen zu machen, das sie gar nicht erwarten konnte. Sie hatte nämlich bei ihrem Herumklettern in einem entfernten Winkel des alten Schlosses eine Katze mit sieben Jungen gefunden und weder dem Vater noch der Mutter etwas davon gesagt, weil diese immer sehr gegen die Katzen sprachen. Gackeleia aber konnte sich nie satt mit den artigen Kätzchen spielen und brachte alle ihre Freistunden bei denselben zu.

Heute stand sie nun in aller Frühe neben der schlafenden

Mutter auf, froh, daß Alektryo sie nicht verraten könne; denn sie hatte wohl bemerkt, daß die Mutter ihn in den Sack gesteckt. Als sie aber an dem Neste der brütenden Gallina vorüberging, hatte sie eine wunderbare Freude; denn siehe da, alle die Eier waren kleine Hühner geworden und piepten um die Henne herum und drängten sich unter ihre ausgebreiteten Flügel und guckten bald da, bald dort mit ihren niedlichen Köpfchen hervor. Gackeleia wußte sich vor Freude gar nicht zu fassen; anfangs wollte sie die Mutter gleich wecken, dann aber fiel es ihr ein, sie wolle es zuerst ihren kleinen Kätzchen erzählen, und meinte, die würden sich ebensosehr als sie selbst über die schönen Hühnchen freuen.

Schnell lief sie nun nach dem Katzennest, und als ihr die alte Katze mit einem hohen Buckel entgegenkam und um sie herum zu schnurren begann und die kleinen Kätzchen alle hinter ihr drein zogen, sprach Gackeleia: „Ach, Schurrimurri! Gallina hat dreißig junge Hühnchen, und jedes ist nicht größer als eine Maus." Als die Katze das hörte, war sie so begierig, die Hühnchen zu sehen, daß ihr die Augen funkelten. Da sagte Gackeleia: „Wenn du hübsch leise auftreten willst und nicht miauen, damit die Mutter nicht erwacht, so will ich dir die artigen Hühnchen zeigen; die kleinen Kätzchen können auch mitgehen, die werden große Freude an den Hühnchen haben."

Gleich lief nun Schurrimurri mit ihren Jungen vor Gackeleia her, und als sie an den Stall gekommen waren, ermahnte sie dieselben nochmals, recht artig zu sein, und machte leise die Thüre auf. Da konnte sich aber Schurrimurri nicht länger halten, sie setzte mit einem Sprunge auf die brütende Gallina und erwürgte sie, und die jungen Kätzchen waren ebenso schnell mit den jungen Hühnchen fertig.

Das Geschrei der Gackeleia und der sterbenden Gallina weckte die Mutter, die noch auf dem Lager schlief und mit Entsetzen ihre ganze Hoffnung von der Katze erwürgt sah, die sich nebst ihren Jungen bald mit ihrer Beute davonmachte. Gackeleia und Hinkel weinten und rangen die Hände, und der arme Alektryo, der das Wehgeschrei der Seinigen wohl gehört hatte, flatterte und schrie in dem Sacke. Gackeleia wollte sterben vor Angst, sie um-

faßte die Kniee der Mutter und schrie immer: „Ach, der Vater! der Vater! ach, was wird der Vater Gockel sagen? ach, er wird mich umbringen! Mutter, liebe Mutter! hilf der armen Gackeleia!"

Frau Hinkel war nicht weniger erschreckt als Gackeleia und fürchtete sich nicht weniger als diese vor dem gerechten Zorne Gockels; denn sie hatte dem Kinde die Katzen verbergen helfen und hatte den wachsamen Alektryo in den Sack gesteckt. Als sie das bedachte, fiel ihr auf einmal ein, sie wollte den Hahn Alektryo als den Mörder der jungen Hühnlein angeben, und hoffte dadurch den Zorn Gockels auf diesen unbequemen Wächter zu wenden.

Sie nahm daher den Sack, worin der Hahn war, und sagte: „Komm, Gackeleia, wir wollen dem Vater nacheilen und ihm den Alektryo als den Mörder der kleinen Hühner und der Gallina überbringen", und so eilten sie nun beide, den Gockel einzuholen, der im Walde herumstrich, einiges Wild zu erlegen, das er bei dem Krämer gegen Hirse vertauschen wollte.

Bald sahen sie ihn auch zwischen einem Busche zwei Schnepfen, die sich in einem Sprenkel gefangen hatten, in seinen Ranzen stecken; da fingen sie laut an zu weinen. Gockel schrie ihnen entgegen: „Gott sei Dank! ihr weinet gewiß vor Freude, Gallina hat gewiß dreißig schöne Hühnchen ausgebrütet." — „Ach!" schrie Frau Hinkel, „ach ja, aber" — „Und alle waren bunt und hatten Büsche auf dem Kopf", unterbrach sie der freudige Gockel. — „Ach!" schrie Gackeleia, „ach ja, aber — aber" — „Was aber?" sagte Gockel, „was aber weint ihr? Dreißig Hühner, wenn jedes wieder dreißig Eier legt, macht aufs Jahr neunhundert Hühner." — Da sagte Hinkel: „O du Unglück über Unglück! Alektryo, dein sauberer Haushahn, hat Gallina und alle die gegenwärtigen und künftigen Hühner gefressen! Da habe ich ihn in den Sack gesteckt; da hast du ihn, strafe ihn, ich will ihn nie wieder sehen." Mit diesen Worten warf sie dem vor Schreck versteinerten Gockel den Sack mit dem Hahn vor die Füße.

Gockel war über die schreckliche Nachricht, die alle seine Hoffnungen zerstörte, ganz wie von Sinnen. „Ach!" rief er aus, „nun gebe ich alles verloren; das Glück weichet von meinem

Stammhaus, alle meine Voreltern und Nachkommen sind betrogen durch den unseligen Alektryo, den wir über Menschen und Vieh hoch geachtet haben. O, hätte ich ihn doch den drei jüdischen Naturphilosophen gestern für den Geisbock und die Ziege verkauft, da hätten wir doch etwas gehabt!" Als Frau Hinkel hörte, daß er den Alektryo so gut habe verkaufen können, machte sie dem Gockel bittere Vorwürfe, der noch immer trauriger ward und endlich seinen alten pergamentenen Adelsbrief aus dem Busen zog und zu seiner Frau sagte: „Hinkel! sieh, was mich immer gezwungen hat, den Alektryo zu ehren; da unten auf der buchsbaumenen Büchse, in welcher der treulose Alektryo als mein Familienwappen in Wachs abgebildet ist, steht folgender Spruch, der alle meine Vorfahren und auch mich bewogen, von dem Geschlecht der Alektryo unser Glück zu erwarten" — und nun las er den Spruch, der auf der Kapsel eingeschnitten stand:

„Dem Gockel Hahn
Bringt Glücke selbst
Um Undank,
Hals ab,
Kropf auf,
Stein kauf,
Brot gab."

Als er kaum die letzten Worte gesprochen, traten die drei Juden, die ihm gestern den Hahn abkaufen wollten, aus dem Gebüsch und sprachen: „Was befehlen der Herr Graf Gockel von uns?" — „Wie!" sagte Gockel unwillig, „was soll ich begehren?" — „Der Herr Graf haben uns doch mit Namen gerufen", sagten die Juden alle drei, „denn haben Sie doch Halsab, Kropfauf, Steinkauf gesprochen, und dies sind unsere drei Namen; vielleicht wollen Sie Ihr Wappen auf ein Petschaft stechen lassen, denn wir sind auch Petschierstecher und sehen, daß Sie Ihr Wappen in den Händen haben."

„Ach!" sagte Gockel, „ich möchte mein Wappen lieber ganz vernichten; denn der Hahn Alektryo, der darauf abgebildet ist, hat uns schändlich betrogen", und nun erzählte er ihnen sein ganzes Unglück.

„Sehen der Herr Graf", sagten die drei philosophischen Petschierstecher, „wie gut wir es mit Ihnen gemeint, da wir Ihnen den Hahn abkaufen wollten? Haben wir nicht gesagt, Sie würden ihn nächstens vielleicht gern los werden, wenn ihn nur jemand wolle?"

„Wieso? gut gemeint?" sagte Gockel, „wie konntet ihr denn wissen, daß mich der Hahn in solches Leid versetzen würde?"

Da erwiderte der eine Jude: „Dies Leid steht ja hell und klar auf der buchsbaumenen Kapsel, unsere Voreltern haben ja selbst dieses Siegel verfertigt und deswegen ihre drei Namen: Kopfab, Kropfauf, Steinkauf unter die alte Unglücksprophezeiung geschnitten! Da wir nun hörten, daß der Herr Graf wirklich in Armut geraten sind, wollten wir demselben den Hahn abkaufen, weiteres Unglück von Ihnen abzuwenden, weil Ihre Vorfahren den unsern durch die Verfertigung des Wappens Brot gaben, weswegen auch Brotgab unter die Namen geschrieben wurde."

„Das ist wunderbar", erwiderte Gockel, „aber ich sehe in dem Wappenspruch gar keine Unglücksprophezeiung, sondern gerade das Gegenteil. Steht nicht in den Worten

‚Dem Gockel Hahn
Bringt Glücke selbst
Um Undank!'

ganz deutlich ausgesprochen, daß der Hahn selbst für Undank dem Geschlecht der Gockel Glücke bringen werde?"

„Ja", sagte da der zweite Jude, „der Spruch ist wie alle solche Sprüche geheimnisvoll gestellt; wir aber als Petschierstecher müssen dergleichen besser verstehen; es kommt hier nur auf ein paar Strichlein zu viel oder zu wenig an. Sehen der Herr Graf: ein Strichlein über dem ü im Wort Glücke ist zu viel von unsern Vätern hineingeschnitten, und der Spruch heißt eigentlich:

‚Dem Gockel Hahn
Bringt Glucke selbst
Um, Undank!'

nämlich: der Hahn bringt dem Gockel die Glucke selbst um, o Undank! Und daß dies so heißt, bezeugt die Thatsache, daß der undankbare Hahn auch wirklich die brütende Glucke mit samt den Küchlein umgebracht."

Durch diese Auslegung war Gockel ganz von der Rede der Juden und seinem Unglück überzeugt. Er bat die Juden, ihm doch den Bock und die Ziege jetzt für den Hahn zu geben; aber das wollten sie nicht mehr und sprachen: „Was soll uns der Hahn? Er ist ein Unglückshahn, er kann uns ein Leid anthun, wer wird einen Unglückshahn essen? Und bleibt er leben, er könnte einem ein Unglück ankrähen. Aber lassen ihn der Herr Graf einmal sehen, man kauft keine Katze im Sack, viel weniger einen Hahn."

Da zog der Gockel den Hahn aus dem Sack und sprach weinend: „O Alektryo! Alektryo! welch Leid hast du mir gethan!" Alektryo ließ Kopf und Flügel hängen und war sehr traurig. Aber als ihm der eine Jude an den Kropf fühlen wollte, ward er ganz wütend; alle seine Federn sträubten sich empor, er hackte und biß nach ihm und schrie und schlug so heftig mit den Flügeln, daß der Jude zurückwich und Gockel den Hahn kaum halten konnte.

„Schau eins!", sagten die Juden, „das wilde Ungeheuer, es will die Leute fressen, das thut das böse Gewissen. Wer wird ihn kaufen?"

Als aber Gockel ihn immer wohlfeiler bot, sagten ihm endlich die Juden: „Wir geben Euch, wenn Ihr uns den Hahn nach Haus tragen wollt, neun Ellen Zopfband dafür, daß Ihr Euch einen schönen langen Zopf binden könnt, wie sich's einem Grafen gebührt", und Gockel willigte endlich ein, um nur etwas für den Alektryo zu erhalten.

Frau Hinkel und Gackeleia hatten alles dies still mit angehört und gingen mit schwerem Gewissen nach Haus, denn sie wußten, daß die Juden die Unwahrheit sagten.

Gockel aber nahm den Alektryo unter den Arm und folgte traurig den philosophischen Petschierstechern durch den Wald nach ihrem Wohnorte. Anfangs gingen die Juden dicht um ihn;

weil aber der Hahn dann immer nach ihnen biß und schrie, sagten sie dem Gockel, einige Schritte mit dem grausamen Ungeheuer hinter ihnen herzugehen.

Gockel hörte, wie immer die drei Juden zu einander sagten: „Kropfauf, Steinkauf, Halsab", und wie sie dann miteinander zankten und immer einer zum andern schrie: „Nein, ich Steinkauf, nein, du Kropfauf, nein, du Halsab", und als Gockel sie fragte, warum sie immer ihre Namen nennend zankten, sagten sie: „Ei! es will keiner von uns den Hahn schlachten, weil er ein so grausames Tier ist; wenn du ihn uns gleich schlachten willst, so wollen wir dir seinen Kamm, seine Füße und Sporen und seinen Schwanz geben, die kannst du auf deine Mütze setzen zum ewigen Angedenken. Drehe ihm unterm Tragen den Hals ganz leise um." — „Gut", sagte Gockel und faßte den guten Alektryo an der Kehle. Da fühlte er aber etwas sehr Hartes in seinem Kropfe, und der Hahn bewegte sich so heftig dabei, daß die Juden sich sehr fürchteten und zu Gockel sprachen: „Gehe ein wenig weiter hinter uns her!" Das that Gockel, und als er wieder an den Hals des Alektryo faßte, fühlte er das Harte im Kropfe wieder und machte sich allerlei Gedanken, was es doch nur sein könnte. Da sagte auf einmal der Hahn mit deutlichen Worten zu ihm:

„Lieber Gockel, bitt' dich drum,
Dreh' mir nicht den Hals herum,
Köpf' mich mit dem Grafenschwert,
Wie es eines Ritters wert.
Graf Gockel, o bittre Schmach!
Trägt den Juden Hahnen nach."

Gockel blieb vor Schrecken und Rührung starr stehen, als er den Alektryo reden hörte; aber er besann sich bald eines andern und wollte den Juden nicht mehr den köstlichen Hahn, der reden konnte, um neun Ellen Zopfband nachtragen und rief den Juden zu, links in das Gebüsch zu treten, jetzt wolle er das grausame Ungeheuer töten.

Die Juden sprangen in das Gebüsch, aber da war eine mit Reisern bedeckte Wolfsgrube, die kannte Gockel gut, denn er hatte

sie selbst gegraben, und plumps fielen alle drei naturphilosophischen Petschierstecher hinein und riefen dem Gockel, ihnen herauszuhelfen. Aber der gab keine Antwort und schlich sich in die Nähe der Grube, um zu hören, was die alten Petschierstecher vorbringen würden.

„Ach!" schrie der eine, „da haben wir es: wer einem andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein; alle Mühe und Arbeit und der köstliche Zauberstein in des Hahnen Kropf ist verloren für uns. Der Gockel muß es gemerkt haben, daß Halsab, Kropfauf, Steinkauf, Brotgab nicht unsere Namen sind, und daß dieser Spruch nichts anders heißt, als man müsse dem Hahn den Hals ab- und den Kropf aufschneiden, um den köstlichen Stein aus demselben zu erhalten, der einem nicht nur Brot gibt, sondern alles, was man von ihm begehrt: Jugend, Reichtum, Glück und alle Güter der Welt." Da schrie der andere: „O weh' uns, daß wir jemals etwas von dem Steine in dem Hals des Hahnen erfahren haben! O hätten unsere Väter doch niemals in dem alten Gockelschloß nach Schätzen gegraben und dort das ganze Geheimnis auf dem alten Steine eingehauen gelesen, so hätten wir Ruhe gehabt; jetzt schwebt uns der Stein immer vor Augen, mit dem wir all unser Glück verloren haben." Nun schrie der dritte Petschierstecher: „Unglück über Unglück! alle Mühe und Arbeit verloren! wie lange haben wir dem König von Gelnhausen zugesetzt, wieviel Geld haben wir an seine Minister bezahlt, bis sie den Gockel vertrieben und in Armut gebracht, damit wir ihm den Hahn leicht abkaufen könnten! Haben unsere Eltern doch allein das Petschierstechen gelernt, um das Wappen des alten Gockels in die Hände zu kriegen und den Spruch auf der Kapsel zu lesen; wieviel Arbeit und Kopfbrechens hat uns die Naturphilosophie nicht gekostet, um den Spruch ganz zu verstehen! Alles, alles ist verloren, und Gockel wird uns noch dazu auslachen, daß wir in dem Loche sitzen! Wenn wir nur aus dem Loche wären! Und wer bezahlt mir nun die Katze, die ich mit ihren sieben Jungen selbst aus meinem Beutel gekauft und in das Schloß gesetzt habe, damit sie die Gallina mitsamt der Brut fressen sollte, auf daß dem Gockel der Hahn feil würde? Wer

bezahlt mir die Katze? Ich will mein Geld für die Katze! Hätte ich ihr doch den Pelz abziehen können und sie als einen Hasen verkaufen und den Pelz auch verkaufen können, ich will mein Geld für die Katze!"

Über dieses Geschrei mußte Gockel lachen; da glaubte der eine Petschierstecher, einer seiner Gesellen habe ihn ausgelacht und schlug nach ihm; der schrie und sagte, der andere sei es gewesen; da schlug dieser nach ihm, und daraus entstand eine allgemeine Prügelei unter den dreien, worüber Gockel mit seinem Alektryo die Grube verließ und nach seinem Schlosse in tiefen Gedanken zurückging.

Er hatte gar vieles erfahren: die Lüge der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia, die Anwesenheit einer alten Schrift auf Stein in seinem Schloß, das Geheimnis von dem Zauberstein in des Hahnen Kropf und die ganze Betrügerei der naturphilosophischen Petschierstecher. Alles dieses machte ihn gar tiefsinnig und betrübt; er drückte den alten Hahn Alektryo einmal um das anderemal an sein Herz und sagte zu ihm: „Nein, du geliebter, ehrwürdiger, kostbarer Alektryo! und wenn du den Stein der Weisen und Salomons Petschaft in deinem Kropfe hättest, du solltest darum durch meine Hand nicht sterben, und ehe Gockel nicht verhungert, sollst du auch nicht umkommen." Nach diesen Worten wollte er dem Alektryo ein bißchen Brot geben, der schüttelte aber den Kopf und sprach gar traurig:

„Alektryo ist in großer Not,
Gallina tot, dreißig Hühnchen tot,
Alektryo will mehr kein Brot,
Will sterben durch das Grafenschwert,
Wie es ein edler Ritter wert,
Will haben ein ehrlich Halsgericht,
Wo Gockel von Hanau das Urteil spricht
Und der Katze das Stäblein bricht.
Alektryo ist ein armer Tropf,
Schneid' du ihm ab den edeln Kopf
Und nimm den Stein ihm aus dem Kropf!"

„O Alektryo!" sprach Gockel mit Thränen, „ein schrecklich Gericht soll über die Katze ergehen, deine verstorbene Gallina und

deine dreißig Jungen sollen gerächt werden, und was noch von ihnen übrig ist, soll in einem ehrlichen Grabe bestattet werden; aber du, du mußt bei mir bleiben."

Der Hahn aber wiederholte immer die nämlichen Worte, daß er in jedem Falle sterben wolle, und wenn Gockel ihn nicht schlachten würde, so werde er sich zu Tode hungern; Gockel werde schon auf dem alten Stein alles beschrieben finden und dann kurzen Prozeß machen; kurz, er blieb immer bei seiner Meinung und begehrte, daß Gockel ihm den Kopf mit dem Grafenschwert abhauen solle.

Es war Nacht geworden, als Gockel nach Haus kam, und Frau Hinkel und die kleine Gackeleia schliefen schon; denn sie erwarteten den Gockel heute nicht zurück, weil sie glaubten, er sei mit den Käufern des Alektryo nach der Stadt gegangen. Zuerst schlich sich Gockel nach dem Winkel, wo die mörderische Katze mit ihren Jungen lag; Alektryo zeigte ihm den Weg. Gockel ergriff sie alle zusammen und steckte sie in denselben Sack, in welchem der arme Alektryo gefangen gelegen hatte.

Ach, wie trauerte der arme Gockel und Alektryo, als sie die Federn und Gebeine der guten ermordeten Gallina und ihrer Küchlein um das Nest der Katze herumliegen sahen! Sie weinten bittre Thränen miteinander, und Alektryo trug, mit seinem Schnabel herumsuchend, alle die Beinchen und Federn der Gallina und ihrer Jungen auf einen Haufen.

Nun führte der Hahn den alten Gockel in die wüste Schloßkapelle und begann vor dem Altar heftig mit den Füßen in der Erde zu scharren. Gockel verstand ihn und fing an diesem Orte zu graben an. Da entdeckte er einen großen Marmorstein, auf welchem geschrieben stand, daß vor langen Zeiten ein Vorfahre Gockels von Hanau den Edelstein aus dem Ringe Salomonis besessen habe, als aber die Feinde das Schloß verwüstet hätten, habe der Hahn, welcher immer bei der Familie ernährt werde, den kostbaren Stein verschluckt, damit ihn die Feinde nicht eroberten. Der fromme Gockel aber habe darum den Hahn nicht schlachten wollen, weil es ein heiliges Gesetz sei bei der Familie, den Hahn nie zu ermorden, bis er selbst den Tod begehre.

Als Gockel diese Schrift gelesen, sagte er zu Alektryo: „Da

kannst du selbst lesen, lieber Alektryo, daß ich dich nicht umbringen darf; aber sage, wie ist denn der edle Zauberstein an dich gekommen?" Da erwiderte ihm Alektryo:

„Urgroßvater sterbend spie aus den Stein,
Da schluckte ihn mein Großvater ein;
Großvater sterbend spie aus den Stein,
Da schluckte ihn mein Herr Vater ein;
Herr Vater sterbend spie aus den Stein,
Da schluckte ihn ich, der Alektryo, ein;
Alektryo sterbend speit aus den Stein,
Da kehrt er zu Gockel, dem Herren sein.
Gallina tot und Küchelchen tot —
Alektryo frißt mehr kein Brot,
Will sterben durch das Grafenschwert,
Wie es eines edlen Ritters wert.
Die Prophezeiung, auf[1] deinem Siegel steht,
Ist aus, an mir in Erfüllung geht."

„Wohlan!" sagte Gockel, „so will ich denn morgen früh allhier ein strenges Halsgericht halten, und soll dir eine strenge Genugthuung für den Tod der Gallina und deiner Jungen gegeben werden. Dann will ich an dir thun, was du begehrst."

Nun setzte sich Gockel auf die Stufen des Altars, um noch ein wenig zu schlummern, Alektryo aber trug alle Gebeine und Federn der Gallina und ihrer Jungen in die Kapelle und legte aus den Gebeinen einen kleinen Scheiterhaufen auf dem ausgegrabenen Steine zusammen und stopfte die Federn alle in die Mitte desselben.

Als aber der Morgen zu grauen begann, flog der Alektryo auf die höchste Mauer des Schlosses und krähte dreimal so laut und heftig in die Luft hinein, daß sein Ruf wie der Schall einer Gerichtstrompete von allen Wänden widerschallte und alle Vögel erwachten und die Köpfe aus dem Neste steckten, um zu hören, was er verkünde. Und da sie hörten, daß er sie zu Recht und Gericht gegen die mörderische Katze vor den Raugrafen Gockel von Hanau rief, fingen sie gewaltig an, mit tausend

[1] Die auf 2c.

Stimmen ihre Freude über diesen Ruf zu verkünden. Sie machten sich alle auf, schüttelten sich die Federn und putzten sich die Schnäbel, um ihre Klagen vorzubringen, und flogen alle in die leeren Fenster, auf die Spitzen der zerbrochenen Säulen und auf die Mauervorsprünge und auf die hie und da drin wachsenden Büsche und erwarteten die Eröffnung des Gerichtes.

Als die Vögel alle versammelt waren, trat Alektryo vor die Stallthüre, worin Hinkel und Gackeleia noch schliefen, und indem er gedachte, daß hier der Mord an der frommen Gallina geschehen, krähte er mit solchem Zorne in den Stall hinein und schlug dermaßen mit den Flügeln dazu, daß Frau Hinkel und Gackeleia mit einem gewaltigen Schrecken erwachten und beide zusammen ausriefen: „O weh'! o weh'! da ist der abscheuliche Alektryo schon wieder; er ist gewiß dem Vater im Walde entwischt, wir müssen ihn nur gleich fangen." Nun sprangen sie beide auf und verfolgten den Alektryo, mit ihren Schürzen wehend; er aber lief spornstreichs in die Kapelle hinein, und wie erschraken Hinkel und Gackeleia, als sie daselbst auf den Stufen des Altares den Gockel mit finsterem Angesicht, das große, rostige Grafenschwert in der Hand haltend, sitzen sahen!

Sie wollten ihn eben fragen, wie er wieder hierher gekommen sei, er aber gebot ihnen zu schweigen und wies ihnen mit einer so finstern Miene einen Ort an, wo sie ruhig stehen bleiben sollten, bis sie vor Gericht gerufen würden, daß sie sich verwundert einander ansahen.

Der Hahn Alektryo war immer sehr traurig und ging in schweren Gedanken mit gesenktem Kopfe vor Gockel auf und ab, wie ein Mann, der in traurigen Umständen sehr tiefsinnige und verwickelte Dinge überlegt. Ja, er sah ordentlich aus, als lege er die Hände auf den Rücken. Auch Gockel sah einige Minuten still vor sich hin, und alle Vögel rührten sich nicht.

Nun stand Gockel auf und hieb mit seinem Grafenschwert majestätisch nach allen vier Winden mit dem Ausruf:

„Ich pflege und hege ein rechtes Gericht,
Wo Gockel von Hanau das Urteil spricht
Und über den Mörder den Stab zerbricht."

Nach diesen Worten flog Alektryo auf die Schulter Gockels und krähte dreimal sehr durchdringlich. Frau Hinkel wußte gar nicht, was dies alles bedeuten sollte, und schrie in großen Ängsten aus: „O Gockel, mein lieber Mann, was machst du? Ach, ich Unglückliche! er ist närrisch geworden." Da winkte ihr Gockel nochmals, zu schweigen, und sprach:

„Wer kömmt zu Rüge, wer kömmt zu Recht?"

Da trat Alektryo hervor und sprach mit gebeugtem Haupte:

„Alektryo klagt, dein Edelknecht!"

Ach! wie fuhr das der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia durch das Gewissen, als sie hörten, daß der Hahn reden konnte; sie zitterten, daß nun alles gewiß herauskommen würde. Da sprach Gockel:

„Alektryo, was ward dir gethan?"

Da trat Alektryo zu den Gebeinen der Gallina und sprach:

„Ach Herr! schau diese Gebeinlein an,
Das war mein Weib und meine Brut,
Die Katze zerriß sie und trank ihr Blut,
Des schrei' ich weh'! und aber weh'!
Und immer und ewig Herr Jemine!"

Bei diesen Worten krähte er wieder gar betrübt, und Gockel sagte:

„Alektryo, du mein edler Hahn!
Ich hörte, du hättest es selbst gethan,
Nun bringe du mir auch Zeugen bei,
Daß deine Klage wahrhaftig sei."

Da antwortete Alektryo:

„Weil ich die Faulen zu früh erweckt,
Ward ich vor Tag in den Sack gesteckt;
Ich habe nur gehört, hab' nicht gesehn,
Wie das grausame Unglück war geschehn,
Aber ich bitte alle die lieben Vögelein,
Sie sollen meine treuen Zeugen sein."

Nach diesen Worten fingen alle die Vögel an, so gewaltig durcheinander zu zwitschern, zu schnarren und zu klappern, daß Gockel sprach:

„Halt' ein, hübsch still, macht kein Geschrei!
Ich will euch vernehmen nun nach der Reih'.
Zuerst Frau Schwalbe, die früh aufsteht,
Mein Zeugen auch an dich ergeht[1]."

Da flog die Schwalbe heran und sprach:

„Ich will's immer und ewig nimmer mehr wieder sehn,
Wie die wilde Kätzin und ihre Kätzchen
Sprangen mit zierlichen Sprüngen und Sätzchen
Und rissen ripps, rapps die Küchlein und ihr Mütterlein treu,
Gripps, grapps in viele, viele klein winzige Fetzen entzwei.
Ich blieb drüber im Schrecken
Schier im zierlichen Gezwitscher stecken.
Ich bin aber im Begriffe gewesen,
Meinen Kindern, wie üblich, ein Kapitel aus der Bibel
Von Tobiä Schwälblein[2] explizierend zu lesen,
Da geschah das himmelschreiende, grimmige Übel.
Als ich, wie's schicklich ist, mit witziger List meine Gesichte
Und Hirngespinste, die figürlichen, manierlichen Traumgedichte
Meinen Kindern so ziemlich klimperklärlich im Schimmer
Des glitzernden Frühlichts recitierte, ist, was ich nimmer
Sehen will, geschehen, die verzweifelte, verzweifelte Misse —
Misse — Missethat. Sieh, es ist die liebe, fleißige, emsige,
Pickend kritzende, kratzende Gickel, Gackel, Gallina nicht mehr,
Das liebe, zierliche, von weißen Weidenzweigen gewickelte,
Gezwickelte, von piependen, pickenden, trippelnden Küchelchen
Wimmelnde Nest ist zerrissen und lee, lar, ler, leer.
Ach! ich will mit denen, die drum wissen, das böse Gewissen
Teilen für immer und ewiglich nimmer und nimmer me, ma, me, mehr!"

Nach dieser sehr beweglichen Aussage der kleinen Schwalbe krähte Alektryo wieder:

„So kräh' ich denn weh'! und aber weh'!
Und immer und ewig Herr Jemine!"

[1] Auch dich fordere ich zum Zeugen auf.
[2] Tobias erblindet, indem eine Schwalbe seine Augen mit Kot besudelt; vgl. Buch Tobias, Kap. 2, V. 11.

Bei dem Krähen aber ward der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia fast zu Mute wie dem heiligen Petrus, als der Hahn krähte, da er den lieben Herrn Jesus verleugnet hatte. Gockel sprach nun:

„Hab' Dank, Frau Schwalbe, tritt von dem Plan,
Nun komm, Rotkehlchen, als Zeuge heran!"

Da flog das liebe kleine Rotkehlchen auf einen wilden Rosenstrauch in die Nähe des Altars und sagte:

„Auf des höchsten Giebels Spitze
Sang im ersten Sonnenblitze
Ich mein Morgenliedlein fromm,
Pries den lieben Tag willkomm';
Bei mir saß, gar freundlich lächelnd,
Sich im Morgenlüftchen fächelnd,
Der erwachte Sonnenstrahl.
Unten lag die Nacht im Thal,
Unten zwischen finstern Mauern
Sah ich Katzenaugen lauern,
Und ich dankte Gott vertraut,
Daß ich hoch mein Nest gebaut.
Nun sah ich die Katze schleichen,
Mit den Kätzchen unten streichen
In den Stall und hört' Geschrei,
Wußt' bald, was geschehen sei;
Denn sie und die Jungen alle
Sprangen blutig aus dem Stalle,
Trugen Hühnchen in dem Maul
Und zerrissen sie nicht faul.
Ach! da war ich sehr erschrecket,
Hab' die Flügel ausgestrecket,
Flog ins Nest und deckt' in Ruh'
Meine lieben Jungen zu.
Ja, ich muß es eingestehen,
Hab' den bösen Mord gesehen,
Und mein kleines Mutterherz
Brach mir schier vor Leid und Schmerz!"

Nach diesen Worten krähte Alektryo wieder:

„So krähe ich weh'! und aber weh'!
Und immer und ewig Herr Jemine!"

Nun hörte Gockel noch viele andere Vögel als Zeugen ab, und alle vom Storch bis zur Grasmücke erzählten, wie sie den Mord durch die Katze gesehen.

Als aber Gockel nun sich zu Frau Hinkel und Gackeleia wendete und sie beide fragte, wie sie das hätten können geschehen lassen, da die Gallina doch dicht neben ihrem Ruhebett gebrütet habe, und warum sie gelogen und alles auf den edlen Alektryo geschoben hätten, sanken beide auf die Kniee, gestanden ihr Unrecht unter bittern Thränen und versprachen, es niemals wieder zu thun. Gockel hielt ihnen eine scharfe Ermahnung und bat den Alektryo, ihnen selbst ihre Strafe zu bestimmen.

Der gute Hahn aber bat für sie und verzieh ihnen selbst. Gockel aber sagte: „Deine Strafe, Frau Hinkel, soll sein, daß ich dir und deiner Tochter ein Hühnerbein und einen Katzenellenbogen in das Wappen setze zum ewigen Angedenken für eure böse Handlung, und außerdem soll Gackeleia, weil sie die Katzen heimlich sich zum Spiele erzogen und durch diese ihre Spielerei ein solches Unglück angestellt hat, nie mit einer Puppe spielen dürfen."

Ach! da fingen Frau Hinkel und Gackeleia bitterlich zu weinen an. Gockel aber befahl dem Hahn, den Scharfrichter zu holen, damit die Katze mit ihren Jungen hingerichtet würde. Da schrie der Hahn und alle Vögel: „Das ist die Eule, die große alte Eule, die dort draus in der hohlen, dürren Eiche mit ihren Jungen sitzt." Und sogleich ward die Eule gerufen.

Als sie ernsthaft und finster, wie ein verhaßtes, gefürchtetes, von allen andern verlassenes Tier mit ihren Jungen zu der Kapelle mit schweren Flügeln hereinrasselte und mit dem Schnabel knappte[1] und „hu hu" schrie und die Augen verdrehte, flogen die Vögel zitternd und bebend in alle Löcher und Winkel, und Gacke-

[1] Knacken oder schnappen.

leia verkroch sich schreiend hinter der Schürze ihrer Mutter, welche sich selbst die Augen zuhielt.

Gockel aber legte den Sack, worin die böse Katze mit ihren Jungen steckte, in die Mitte der Kapelle, und die Eule trat mit ihren drei Jungen vor den Sack hin und sprach:

„Ich komme, zu richten und zu rechten,
Mit meinen drei Söhnen und Knechten;
Nun höre, du Katz', armer Sünder!
Nun höret, ihr Katzenkinder,
Die ihr seid arme Sünderlein,
Ein Exempel muß statuieret sein.
Nun, Hackaug', Blutklau' und Brichdasgenick,
Meine Söhne, macht euer Meisterstück!"

Da wollten sie den Sack aufmachen und die Katzen vor aller Augen hinrichten; aber Gackeleia schrie so entsetzlich, daß Gockel der Eule befahl, mit ihren Söhnen den Sack fortzutragen und ihr Geschäft zu Haus zu verrichten, was sie auch thaten.

Als so dieses schreckliche Schauspiel vermieden war, trat Alektryo vor Gockel und verlangte, daß er ihm nun mit dem Grafenschwert den Kopf abschlagen, sich den Zauberstein aus seinem Kropfe nehmen und ihn sodann mit den Gebeinen der Gallina und ihren Jungen verbrennen sollte. Gockel weigerte sich lange, dem Begehren des Alektryo zu folgen; aber da er sich auf keine Weise wollte abweisen lassen und ihn versicherte, daß er sich doch in jedem Falle zu Tode hungern werde, so willigte Gockel ein. Er umarmte den edlen Alektryo nochmals von ganzem Herzen; dann streckte der ritterliche Hahn den Hals weit aus und krähte zum letztenmal mit lauter Stimme, und unterdessen schwang Gockel das Grafenschwert und hieb den Hals des Alektryo mitten durch, so daß der Edelstein ihm vor die Füße fiel und der tote Hahn daneben.

Alle Anwesenden weinten bitterlich; man legte den guten Hahn auf die Gebeine der Gallina, und alle Vögel brachten dürre Reiser und legten sie drum her. Da steckte Gockel die Reiser an und verbrannte alles zu Asche; aus den Flammen aber sah man

die Gestalt eines Hahnes wie ein goldenes Wölkchen durch die Luft davonschweben. Nun begrub Gockel die Asche und deckte den Stein mit der Schrift wieder mit der Erde zu und hielt dann eine schöne Rede über die Verdienste und die großmütige Seele des verstorbenen Alektryo und des edlen Hahnengeschlechts überhaupt; unter anderem aber sprach er:

„Wer gibt die Weisheit ins verborgene Herz des Menschen? Wer gibt dem Hahnen Verstand? Gleichwie der Hahn den Tag verkündet und den Menschen vom Schlafe erwecket, so verkünden fromme Lehrer das Licht der Wahrheit in die Nacht der Welt und sprechen: ‚Die Nacht ist vergangen, der Tag ist gekommen, lasset uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichts!‘ O wie lieblich und nützlich ist das Krähen des Hahnes! Dieser treue Hausgenosse erwecket den Schlafenden, ermahnet den Sorgenden, tröstet den Wanderer, meldet die Stunde der Nacht und verscheuchet den Dieb und erfreuet den Schiffer auf einsamem Meere, denn er verkündet den Morgen, da die Stürme sich legen. Die Andächtigen wecket er zum Gebet, und den Gelehrten rufet er, seine Bücher bei Licht zu suchen. Den Sünder ermahnet er zur Reue, wie Petrum. Sein Geschrei ermutigt das Herz des Kranken. Zwar spricht der weise Mann: ‚Dreierlei haben einen feinen Gang, und das Vierte gehet wohl, der Löwe mächtig unter den Tieren, er fürchtet niemand — ein Hahn mit kraftgegürteten Lenden, ein Widder und ein König, gegen den sich keiner erheben darf‘ — aber dennoch fürchtet der Löwe, der niemanden fürchtet, den Hahn und fliehet vor seinem Anblick und Geschrei; denn der Feind, der umhergeht wie ein brüllender Löwe und suchet, wie er uns verschlinge, fliehet vor dem Rufe des Wächters, der das Gewissen erwecket, auf daß wir uns rüsten zum Kampf. Darum auch ward kein Tier so erhöhet; die weisesten Männer setzen sein goldenes Bild hoch auf die Spitzen der Türme, über das Kreuz, daß bei dem Wächter wohne der Warner und der Wächter. So auch stehet des Hahnen Bild auf dem Deckel des ABC-Buchs, die Schüler zu ermahnen, daß sie früh aufstehen sollen, zu lernen. O wie löblich ist das Beispiel des Hahnen! Ehe er kräht, die Menschen vom Schlafe

zu wecken, schlägt er sich selbst ermunternd mit den Flügeln in die Seite, anzeigend, wie ein Lehrer der Wahrheit sich selbst der Tugend bestreben soll, ehe er sie anderen lehret. Stolz ist der Hahn, der Sterne kundig und richtet oft seine Blicke zum Himmel; sein Schrei ist prophetisch, er kündet das Wetter und die Zeit. Ein Vogel der Wachsamkeit, ein Kämpfer, ein Sieger wird er von den Kriegsleuten auf den Rüstwagen gesetzt, daß sie sich zurufen und ablösen zu gemessener Zeit. So es dämmert und der Hahn mit den Hühnern zu ruhen sich auf die Stange setzt, stellen sie die Nachtwache aus. Drei Stunden vor Mitternacht regt sich der Hahn, und die Wache wird gewechselt; um die Mitternacht beginnt er zu krähen, sie stellen die dritte Wache aus, und drei Stunden gegen Morgen rufet sein tagverkündender Schrei die vierte Wache auf ihre Stelle. Ein Ritter ist der Hahn, sein Haupt ist gezieret mit Busch und roter Helmdecke, und ein purpurnes Ordensband schimmert an seinem Halse; stark ist seine Brust wie ein Harnisch im Streit, und sein Fuß ist bespornt. Keine Kränkung seiner Damen duldet er, kämpft gegen den eindringenden Fremdling auf Tod und Leben, und selbst blutend verkündet er seinen Sieg stolz emporgerichtet gleich einem Herold mit lautem Trompetenstoß. Wunderbar ist der Hahn: schreitet er durch ein Thor, wo ein Reiter hindurch könnte, bücket er doch das Haupt, seinen Kamm nicht anzustoßen, denn er fühlt seine innere Hoheit. Wie liebt der Hahn seine Familie! Dem legenden Huhn singt er liebliche Arien: ‚Bei Hühnern[1], welche Liebe fühlen, fehlt auch ein gutes Herze nicht, die süßen Triebe mitzufühlen, ist auch der Hahnen erste Pflicht.‘ Stirbt ihm die brütende Freundin, so vollendet er die Brut und führet die Hühnlein, doch ohne zu krähen, um allein Mütterliches zu thun. O welch erhabenes Geschöpf ist der Hahn! Phidias setzte sein Bild auf den Helm der Minerva, Idomeneus[2] auf seinen Schild. Er war der Sonne, dem Mars, dem Merkur, dem Äskulap geweiht. O wie geistreich ist der Hahn! Wer kann es den morgenländischen Kab-

[1] Vgl. Mozarts „Zauberflöte“: „Bei Männern“ u. s. w.

[2] In der griechischen Mythologie bekanntlich einer von Helenas Freiern, Sohn des kretischen Königs Deukalion.

baliſten[1] verdenken, daß ſie ſich Alektryos bemächtigen wollten, da ſie an die Seelenwanderung glaubten, und der Hahn des Myeillus[2] ſich ſeinem Herrn ſelbſt als die Seele des Pythagoras vorſtellte, die inkognito krähte? Ja, wie mehr als ein Hahn iſt ein Hahn, da ſogar ein gerupfter Hahn noch den Menſchen des Plato vorſtellen konnte!" u. ſ. w.

Dieſe ſchöne Leichenrede ward ſehr oft von dem lauten Schluchzen und Weinen des Gockels, der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia unterbrochen, auch alle Vöglein waren ſehr gerühret und weinten ſtille mit. Den ganzen übrigen Tag weinte Frau Hinkel und Gackeleia noch und wollten ſich gar nicht zufriedengeben, daß ſie an dem Tode der Gallina und des Alektryo ſchuld geweſen. Gockel gab ihnen die ſchönſte Ermahnung, ſie verſprachen die aufrichtigſte Beſſerung, und ſo entſchlief die ganze Familie am Abend dieſes traurigen Tages nach einem gemeinſchaftlichen herzlichen Gebet.

Als Gockel in der Nacht erwachte, gedachte er der Frau Hinkel und ſeines Töchterleins Gackeleia mit vieler Liebe und entſchloß ſich, ihnen nach dem vielen Schrecken, den ſie gehabt, eine rechte Freude zu machen und zugleich den Zauberſtein aus des Hahnen Kropf zu verſuchen. Er nahm daher den Stein aus ſeiner Taſche, ſteckte ihn an den Finger und drehte ihn an demſelben herum mit den Worten:

„Salomon, du weiſer König,
Dem die Geiſter unterthänig,
Mach' mich und Frau Hinkel jung!
Trag' uns dann mit einem Sprung
Nach Gelnhauſen in ein Schloß!
Gib uns Knecht und Magd und Roß,
Gib uns Gut und Gold und Geld,
Brunnen, Garten, Ackerfeld!
Füll' uns Küch' und Keller auch,
Wie's bei großen Herren Brauch,
Gib uns Schönheit, Weisheit, Glanz,
Mach' uns reich und herrlich ganz!

[1] Myſtiſche Religionsphiloſophen des jüdiſchen Mittelalters.
[2] Perſon aus einem Dialoge des Lucian

Ringlein, Ringlein, dreh' dich um,
Mach's recht schön, ich bitt' dich drum!"

Unter dem Drehen des Ringes und dem öftern Wiederholen dieses Spruches schlief Gockel endlich ein. Da träumte ihm, es trete ein Mann in ausländischer reicher Tracht vor ihn, der ein großes Buch vor ihm aufschlug, worin die schönsten Paläste, Gärten, Hausgeräte, Wagen, Pferde und alle andern dergleichen Dinge abgebildet waren, aus welchen er sich die schönsten heraussuchen mußte. Gockel that dieses mit großem Fleiß und träumte alles so klar und deutlich, als ob er wache. Da er aber das Buch durchgeblättert hatte, schlug der Mann im Traume es so heftig zu, daß Gockel plötzlich erwachte.

Es war noch dunkel, und er war so voll von seinem Traume, daß er sich entschloß, seine Frau zu wecken, um ihr denselben zu erzählen; auch fühlte er ein so wunderbares Behagen durch alle seine Glieder, daß er sich kaum enthalten konnte, laut zu jauchzen.

Da er sich immer mehr vom Schlafe erholte, empfand er die lieblichsten Wohlgerüche um sich her und konnte gar nicht begreifen, was nur in aller Welt für köstliche Gewürzblumen in seinem alten Hühnerstalle über Nacht müßten aufgeblüht sein. Als er aber sich auf seinem Lager wendend bemerkte, daß kein Stroh unter ihm knistere, sondern daß er auf seidenen Kissen ruhe, begann er vor Erstaunen auszurufen: „O Jemine! was ist das?" In demselben Augenblick rief Frau Hinkel dasselbe, und beide riefen: „Wer ist hier?" und beide riefen: „Ich bin's, Gockel! Ich bin's, Hinkel!" aber sie wollten's beide nicht glauben, daß sie es wären. Es hatte ihnen beiden dasselbe geträumt, und sie würden geglaubt haben, daß sie noch träumten; aber sie fanden gegenseitig ihre Stimme so verändert, daß sie vor Verwunderung gar nicht zu Sinnen kommen konnten.

„Gockel!" flüsterte Frau Hinkel, „was ist mit uns geschehen? Es ist mir, als wäre ich zwanzig Jahre alt." — „Ach, ich weiß nicht", sagte Gockel, „ob ich über fünfundzwanzig Jahre alt bin." — „Aber sage nur, wie kommen wir auf die seidenen Betten?" sagte Frau Hinkel, „so weich habe ich selbst nicht gelegen, als du noch Fasanenminister in Gelnhausen warst — und die

himmlischen Wohlgerüche umher — aber, ach, was ist das? Der Trauring, der mir immer so lose an dem Finger hing, daß ich ihn oft nachts im Bettstroh verloren, sitzt mir jetzt so fest, daß ich ihn kaum drehen kann, ich bin gar nicht mehr mager." Diese letzten Worte erinnerten den Gockel an den Ring Salomonis; er dachte: „Ach! das mag alles von meinem gestrigen Wunsche herkommen". Da hörte er auch Rosse im Stalle stampfen und wiehern, hörte eine Thüre gehen, und es fuhr ein Licht durch die Stube an der Decke weg, als wenn jemand mit einer Laterne nachts über den Hof geht.

Er und Hinkel sprangen auf, aber sie fielen ziemlich hart auf die Nase, denn jetzt merkten sie, daß sie nicht mehr auf der ebenen Erde, sondern auf hohen Polsterbetten geschlafen hatten, und der Schein, der durch die Stube gezogen war, hatte nicht die rauhe Wand ihres Hühnerstalles, an der Stroh und eine alte Hühnerleiter lag, sondern prächtig bemalte und vergoldete Wände, seidene Vorhänge und aufgestellte Gold- und Silbergefäße beleuchtet.

Sie rafften sich auf von einem spiegelglatten Boden, sie stürzten sich in die Arme und weinten vor Freude wie die Kinder. Sie hatten sich so lieb, als hätten sie sich zum ersten Male gesehen. Nun bemerkten sie den Schein wieder und sahen, daß er durch ein hohes Fenster hereinfiel. Mit verschlungenen Armen liefen sie nach dem Fenster und sahen, daß es von der Laterne eines Kutschers mit einer reichen Livree herkam, der in einem großen, geräumigen Hof stand, Hafer siebte und ein Liedchen pfiff. Im Schein der Laterne, der an das Fenster fiel, sah Gockel Hinkel an und Hinkel Gockel, und beide lachten und weinten und fielen sich um den Hals und riefen aus: „Ach Gockel! Ach Hinkel! wie jung und schön bist du geworden!"

Da sprach Gockel: „Alektryo hat die Wahrheit gesprochen, der Ring Salomonis hat Probe gehalten, alle meine Wünsche, bei welchen ich ihn drehte, sind in Erfüllung gegangen", und da erzählte er der Frau alles von dem Ring und zeigte ihn ihr, und ihre Freude war unaussprechlich.

Nun liefen sie an ein anderes Fenster und sahen in einen

wunderschönen Garten: ein wunderlieblicher Blumenduft strömte ihnen entgegen, die herrlichsten Springbrunnen plätscherten im Mondschein, und die Nachtigallen sangen ganz unvergleichlich dazu. Nun liefen sie an ein drittes Fenster. „O je, welche Freude!“ rief Frau Hinkel aus, „wir sind in Gelnhausen, da oben liegt das Schloß des Königs, und da drüben, o, zum Entzücken! da sehe ich in einer Reihe alle die Bäcker- und Fleischerladen; es ist noch ganz stille in der Stadt, horch! der Nachtwächter ruft in einer entfernten Straße, drei Uhr ist es. Ach! was wird er sich wundern, wenn er hierher auf den Markt kömmt und auf einmal unsern gräflichen Palast sieht! Und der König, was wird der König die Augen aufreißen und alle die Hofherren und Hofdamen, die uns so spöttisch nachsahen, da wir ins Elend gingen, wie werden sie gedemütigt sein durch unsern Glanz! O Gockel! lieber Gockel! was bist du für ein allerliebster, bester Mann mit deinem Ringe Salomonis!“ und da fielen sie sich gleich wieder um den Hals.

Der Tag brach aber an, und sie sahen verwundert den Glanz ihres prächtigen Schlafgemachs und ihrer schönen atlassenen, himmelblauen Schlafröcke und ihrer Goldnachtmützen. Nun erinnerten sie sich in ihrer Freude erst an Gackeleia, ihr liebstes Töchterlein, und eilten nach einem wunderschönen Bettchen, rissen die rotsamtnen, goldgestickten Vorhänge hinweg. Da lag Gackeleia, schön wie ein Engel, ach! viel schöner, als sie je gewesen. Gockel und Hinkel erweckten sie mit Küssen und Thränen. „Wach', wach' auf! Gackeleia! Ach, alle Freude ist um uns her! Ach, Gackeleia! sieh alle die schönen Sachen an!“ Da schlug Gackeleia die blauen Augen auf und glaubte, sie träume das alles nur, und da sie Vater und Mutter, welche beide so jung und schön geworden waren, gar nicht wiedererkannte, fing sie an zu weinen und verlangte nach ihren lieben Eltern. Ja, alle die schönen Sachen konnten sie nicht zufriedenstellen; sie sagte immer: „O, was soll ich mit all der Herrlichkeit, ich will zu meiner lieben Mutter, Frau Hinkel, zu meinem guten Vater Gockel zurück!“

Die Mutter und der Vater konnten sie auf keine Weise bereden, daß sie es selbst seien. Endlich sagte Gockel zu ihr: „Wer bist du denn?“ — „Gackeleia bin ich“, erwiderte das Kind. — „So“,

sagte Gockel, „du bist Gackeleia? aber Gackeleia hatte ja gestern ein Röckchen von grauer, grober Leinwand an; wie kommt denn Gackeleia in das schöne, buntgeblümte, seidene Schlafröckchen?" — „Ach, das weiß ich nicht", antwortete Gackeleia, „aber ich bin ganz gewiß Gackeleia; ach! ich weiß es gewiß, die Augen schmerzen mich noch so sehr, ich habe gestern gar viel geweint; ich habe groß Unglück angestellt, ich habe die Katze ans Nest der Gallina geführt, ich bin schuld, daß sie gefressen worden, ich habe dadurch den guten Alektryo in den Tod gebracht; ach! ich bin gewiß die böse Gackeleia!" Dabei weinte sie und fuhr fort: „O, du bist Gockel nicht, der Vater Gockel hat ganz schneeweiße Haare und einen weißen Bart und ist bleich im Gesicht und hat eine spitze Nase; du Schwarzer mit den roten Wangen bist Gockel nicht; du bist auch die Mutter Hinkel nicht; du bist ja so geschmeidig und schlank wie ein Reh; die Mutter Hinkel ist ganz breit; ich will fort ins alte Schloß; ihr habt mich gestohlen!" und da weinte das Kind wieder heftig. Gockel wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er dem Kinde sagte: „Schau mich einmal recht an, ob ich dein Vater Gockel nicht bin?" Da guckte Gackeleia ihn scharf an, und er drehte den Ring Salomonis ganz sachte am Finger und sprach leise:

„Salomon, du großer König,
Mache mich doch gleich ein wenig
Dem ganz alten Gockel ähnlich,
Mach' mich wieder wie gewöhnlich!"

Und wie er am Ring drehte, ward er immer älter und grauer, und das Kind sagte immer: „Ach Herr je, ja, fast wie der Vater!" und als er ganz fertig mit dem Drehen war, sprang das Kind aus dem Bett und flog ihm um den Hals und schrie: „O ja, du bist's! du bist's! liebes, gutes, altes Väterchen! aber die Mutter ist es mein Lebtag nicht!" Da begann Gockel auch für Frau Hinkel den Ring zu drehen, daß sie wieder ganz alt ward. Aber der machte das gar keine Freude, und sie sagte immer: „Halt' ein, Gockel! nein, das ist doch ganz abscheulich, einen so herunter zu bringen; nein, das ist zu arg, so habe ich mein Lebtag nicht ausgesehen, du machst mich viel älter, als ich war!" und nun begann

sie zu weinen und zu zanken und wollte dem Gockel mit Gewalt nach der Hand greifen und ihm den Ring wieder zurückdrehen; aber Gackeleia sprang ihr in die Arme und küßte und herzte sie und rief ein Mal über das andere Mal aus: „Ach, Mutter! liebe Mutter! du bist's! du bist's! ganz gewiß." Da sagte Frau Hinkel: „Nun, meinethalben!" und küßte das Kind Gackeleia von ganzem Herzen. Gockel aber sprach: „Ei, ei, Frau Hinkel! ich hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß du so eitel wärest; es ist gut, nun habe ich ein Mittel, dich zu strafen; sieh, wenn du mir nicht fein ordentlich und fleißig bist oder brummst oder neugierig bist, da drehe ich gleich den Ring um und mache dich hundert Jahre alt." Da sagte Frau Hinkel: „Thue, was du willst, ich habe es nicht gerne gethan, es hat mich nur so überrascht." Da umarmte sie Gockel und drehte den Ring wieder, und sie wurden beide wieder jung und schön.

So erfuhr auch Gackeleia das Geheimnis mit dem Ringe, und Gockel schärfte ihr und der Frau Hinkel ein, ja niemals etwas von dem Ringe zu sprechen, sonst würde er ihnen gestohlen werden, und dann würden sie um all ihr jetziges Glück kommen und wieder in das Elend nach dem alten Schlosse ziehen müssen. „Jetzt aber", fuhr Gockel fort, „wollen wir vor allem Gott herzlich danken für unsern neuen Zustand, denn ihm gebührt allein die Ehre." Da knieten sie in der Mitte der Stube nieder und dankten Gott von ganzem Herzen.

Aber unterdessen war der Nachtwächter auf den Markt gekommen und hatte das herrliche Schloß Gockels, das wie ein Pilz in der Nacht hervorgewachsen, kaum erblickt, als er ein entsetzliches Geschrei anfing:

„Hört, ihr Herrn! was will ich euch sagen,
Die Glocke hat vier Uhr geschlagen,
Aber das ist noch gar nicht viel
Gegen ein Schloß, das vom Himmel fiel.
Da steht's vor mir ganz lang und breit,
Ich weiß nicht, ob ich recht gescheit,
Ich schau' es an, es kommt mir vor
Wie der alten Kuh das neue Thor.

Wacht auf, ihr Herrn, und werdet munter,
Sehet an das Wunder über Wunder
Und bewahrt das Feuer und das Licht,
Daß dieser Stadt kein Unglück geschicht,
Und lobet Gott den Herren!"

Da wachten die Bürger rings am Markte auf, die Bäcker und die Fleischer rieben sich die Augen und rissen die Mäuler sperrangelweit auf und staunten das Schloß an und machten ein entsetzliches Geschrei vor Verwunderung. Gockel und Hinkel und Gackeleia standen am Fenster und guckten hinter dem Vorhang alles an. Endlich schrie ein dicker Fleischer: „Da ist da, das Schloß kann keiner wegdisputieren; aber ob Leute drin sind, die Fleisch essen, das möcht' ich wissen!" — „Ja, und Brot und Semmeln und Eierwecken", fuhr ein staubiger, untersetzter Bäckermeister fort.

Da ging aber auf einmal die Schloßthüre auf, und es trat ein großer, bärtiger Thürsteher heraus mit einem großen Kragen wie ein Wagenrad und einem breiten, silberbordierten Bandelier über die Brust und weiten gepufften Hosen und einem Federhut, wie ein alter Schweizer gekleidet; er trug einen langen Stock, woran ein silberner Knopf war, wie ein Kürbis so groß, und auf diesem ein großer silberner Hahn mit ausgebreiteten Flügeln. Die versammelten Leute fuhren alle auseinander, und als er mit ernster, drohender Miene ganz breitbeinig auf sie zuschritt, meinten sie, er sei ein Gespenst. Auch Gockel und Hinkel oben am Fenster waren sehr über ihn verwundert und öffneten das Fenster ein wenig, um zu hören, was er sagte. Er sprach aber: „Hört einmal, ihr lieben Bürger von Gelnhausen! es ist sehr unartig, daß ihr hier bei Anbruch des Tages einen so abscheulichen Lärm vor dem Schlosse seiner Hoheit des hochgebornen Raugrafen Gockel von Hanau, Hennegau und Henneberg, Erbherrn auf Hühnerbein und Katzenellenbogen macht! Seine hochgräflichen Gnaden werden es sehr ungern vernehmen, so ihr Sie also frühe in der Ruhe stört, und wünsche ich, das nicht wieder zu erfahren, das laßt euch gesagt sein."

„Mit Gunst", sagte da der Fleischer und zog seine Mütze ab,

„wenn's erlaubt ist zu fragen, wird dies Schloß, das über Nacht wie ein Pilz aus der Erde gewachsen ist, von dem ehemaligen hiesigen Fasanenminister bewohnt?" — „Allerdings", erwiderte der Schweizer, „es ist bewohnt von ihm und seiner gräflichen Gemahlin Hinkel und Hochdero Töchterlein Gackeleia, außerdem von zwei Kammerdienern, zwei Kammerfrauen, vier Bedienten, vier Stubenmädchen, zwei Jägern, zwei Läufern, zwei Heiducken[1], zwei Kammerhusaren, zwei Kammermohren, zwei Kammerriesen, zwei Kammerzwergen, zwei Thürstehern, wovon ich einer zu sein mir schmeicheln kann, zwei Leibkutschern, sechs Stallknechten, zwei Köchen, sechs Küchenjungen, zwei Gärtnern, sechs Gärtnerburschen, einem Haushofmeister, einer Haushofmeisterin, einem Kapaunenstopfer, einem Hühnerhofmeister, einem Fasanenmeister und allerlei anderem Gesinde, welche alle zusammen täglich hundert Pfund Rindfleisch, hundert Pfund Kalbfleisch, fünfzig Pfund Hammelfleisch, fünfzig Pfund Schweinefleisch, sechzig Würste und dergleichen essen." — „Ach!" schrie da der Metzger und kniete beinahe vor dem Schweizer nieder, „ich rekommandiere mich bestens als hochgräflicher Hofmetzger." Und der Bäcker zupfte den Schweizer am Ärmel mit den Worten: „Seine hochgräflichen Gnaden und die hochgräfliche Dienerschaft werden doch das viele Fleisch nicht so ohne Brot in den Magen hineinfressen; das könnte ihnen unmöglich gesund sein." — „Ei behüte!" sagte der Schweizer, „sie brauchen täglich dreißig große Weißbrote, hundertfünfzig Semmeln, hundert Eierwecke, hundert Bubenschenkel und zweihundertundsechsundneunzig Zwiebacke zum Kaffee." — „O, so empfehle ich mich bestens zum hochgräflichen Hausbäcker", rief der Bäckermeister. — „Wir wollen sehen", sprach der Schweizer, „wer heute gleich das beste Fleisch und die besten Semmeln liefern wird." Da stürzten alle die Bäcker und Fleischer nach ihren Buden und hackten und kneteten und rollten und glasierten die Eierwecke und rissen die Läden auf und stellten alles heraus, daß es eine Pracht war.

Aber dies ging nun auf allen Seiten von Gelnhausen so; alle

[1] Diener in ungarischer Tracht als Sänftenträger 2c.

Krämer und alle Krauthändler kamen, sahen, staunten und wurden berichtet und waren voll Freude, daß sie viel Geld verdienen sollten.

Gockel und Hinkel und Gackeleia aber liefen im Schloß herum und sahen alles an; alle die Dienerschaft setzte sich in Bewegung; man kleidete sich an, man wurde frisiert, man putzte Stiefel und Schuhe, man klopfte Kleider aus, tränkte die Pferde, fütterte Hühner, frühstückte; es war ein Leben und Weben wie in dem größten Schloß.

Die Bürgerschaft, um ihre Freude zu bezeugen, kam mit fliegenden Fahnen gezogen, jede Zunft mit ihrem Schutzheiligen und schöner Musik; sie standen alle vor dem Schloß, feuerten ihre rostigen Flinten in die Luft und schrieen: „Vivat der Graf Gockel von Hanau! Vivat die Gräfin Hinkel und die Komtesse Gackeleia! Vivat hoch! und abermal hoch!" Gockel und Hinkel und Gackeleia standen auf dem Balkon am Fenster und warfen Geld unter das Volk, und der Kellermeister wälzte ein Stückfaß Wein aus dem Keller und schenkte jedem ein, der trinken wollte.

Der König von Gelnhausen wohnte damals nicht in der Stadt, sondern eine Meile davon in seinem schönen Lustschloß Kastellovo, auf deutsch Eierburg; denn das ganze Schloß war von lauter ausgeblasenen Eierschalen errichtet, und in die Wände waren bunte Sterne von Ostereiern hineingemauert. Dieses Schloß war des Königs Lieblingsaufenthalt, denn der ganze Bau war seine Erfindung, und alle diese Eierschalen waren bei seiner eigenen Haushaltung ausgeleert worden. Das Dach der Eierburg aber war in Gestalt einer brütenden Henne wirklich von lauter Hühnerfedern zusammengesetzt, und inwendig waren alle Wände eigelb ausgeschlagen. Gerade der Bau dieses Schlosses war schuld gewesen, daß Gockel einstens aus den Diensten des Königs gegangen war, weil er sich der entsetzlichen Hühner- und Eierverschwendung widersetzt und dadurch den König erbittert hatte.

Täglich kam nun der königliche Küchenmeister mit einem Küchenwagen nach Gelnhausen gefahren, um die nötigen Vorräte für den Hofstaat einzukaufen. Wie erstaunte er, als er die ganze Stadt in einem allgemeinen Bürgerfeste vor einem nie ge-

sehenen Palaste erblickte und den Namen Gockels an allen Ecken ausrufen hörte! Aber sein Erstaunen ward bald in einen großen Ärger verwandelt, denn wo er zu einem Bäcker oder Fleischer oder Krämer mit seinem Küchenwagen hinfuhr, einzukaufen, hieß es überall: „Alles ist schon für Seine Hochgräfliche Gnaden Gockel von Hanau gekauft." Da nun der königliche Küchenmeister endlich sich mit Gewalt der nötigen Lebensmittel bemächtigen wollte, widersetzten sich die Bürger, und es entstand ein Getümmel. Gockel, der die Ursache davon erfuhr, ließ sogleich dem Küchenmeister sagen, er möge ohne Sorgen sein, denn er wolle Seine Majestät den König und seine ganze Familie und seine ganze Dienerschaft allerunterthänigst heute auf eine Suppe zu sich einladen lassen, und er, der Küchenmeister, möchte nur mit seinem Küchenwagen vor seine Schloßspeisekammer heranfahren, um ein kleines Frühstück für den König mitzunehmen.

Der Gockel ließ ihm den ganzen Küchenwagen mit Kibitzeneiern anfüllen und setzte seine zwei Kammermohren oben drauf, welche den König unterrichten sollten, wie man die Kibitzeneier mit Anstand esse, denn der König hatte sein Lebtage noch keine gegessen.

Mit höchster Verwunderung hörte der König Eifrasius die Geschichte von dem Schloß und dem Gockel von dem Küchenmeister erzählen und ließ sich sogleich ein Hundert von den Kibitzeneiern hart sieden. Als nun die zwei schwarzen Kammermohren in ihren goldbordierten Röcken mit der silbernen Schüssel voll Salz, in welches die Eier festgestellt waren, hineintraten und mit ihrer schwarzen Farbe so schön gegen den weißen Eierpalast abstachen, hatte König Eifrasius große Freude daran. Er ließ seine Gemahlin Eilegia und seinen Kronprinzen Kronovus berufen zum Frühstück und erzählte ihnen das große Wunder vom Palast und Gockel. „Ach!" sagte Kronovus, „da ist wohl die kleine Gackeleia, mit welcher ich sonst spielte, auch wieder dabei?"

„Natürlich", sprach Eifrasius, „und wir wollen gleich nach diesem Frühstück hineinfahren und das ganze Spektakel ansehen. Aber seht nur die kuriosen Eier, die er uns zum Frühstück sendet! Grün sind sie mit schwarzen Punkten; man nennt sie Kibitzeneier;

sie kommen aus Rußland und werden so genannt, weil sie in Kibitken[1], einer Art von Hühnerstall auf vier Rädern, gefunden oder gelegt oder hierher gefahren werden."

Da sprach der eine Kammermohr: „Ich bitte Eure Majestät um Vergebung, man nennt sie Kibitzeneier, sie werden vom Kibitz, einem Vogel, gelegt, der ungefähr so groß wie eine Taube und grau wie eine Schnepfe ist und wie eine französische Schildwache beim Eierlegen immer ‚Ki wi, Ki wi[2]' schreit; wenn man dann ‚gut Freund!' antwortet, so kann man hingehen und ihm die Eier nehmen, worauf er gleich wieder andere legt."

Den König Eierfraß ärgerte es, daß der Mohr ihn in Eierkenntnissen belehren wollte, und sagte zu ihm: „Halt' Er sein Maul! Er versteht nichts davon, sei Er nicht so naseweis!" Darüber erschrak der Mohr wirklich so sehr, daß er ganz weiß um den Schnabel wurde.

Der andere Mohr sprach nun: „Der Raugraf Gockel hat uns befohlen, Euer Majestät zu zeigen, wie diese Eier jetzt nach der neuesten Mode gegessen zu werden pflegen." — „Ich bin begierig", sagte der König, „es zu sehen." Da nahm jeder der Kammermohren eins von den Eiern in die flache linke Hand, und so traten sie sich mit aufgehobener Rechten einander gegenüber und baten den König, eins, zwei, drei zu kommandieren. Das that Eifrasius, und wie er drei sagte, schlug der eine Mohr dem andern so auf das Ei, daß der gelbe Dotter gar artig auf die schwarze Hand herausfuhr.

Dem König gefiel dieses über die Maßen, und sie mußten es ihm bei allen hundert Eiern so machen, wofür er ihnen beim Abschied beiden den Orden des Roten Ostereis dritter Klasse zur Belohnung um den Hals hängte.

Nun fuhr der König und seine Gemahlin und der Kronprinz sogleich in Gefolge des ganzen Hofstaates nach Gelnhausen zu Gockel, der ihm mit Hinkel und Gackeleia an der Schloßthüre entgegentrat.

---

[1] Kibitka, eigentlich das zerlegbare Zelt der nomadisierenden Kirgisen; dann ein Fuhrwerk, das durch ein Dach von Matten Schutz gegen die Witterung bietet.

[2] Qui vive? wer da?

Die Verwunderung über den Reichtum und die jugendliche Schönheit Gockels konnte nur durch die außerordentliche Mahlzeit noch übertroffen werden. Alles war in vollem Jubel. Kronovus und Gackeleia saßen an einem aparten Tische und wurden von den zwei Kammerzwergen bedient, und Musik war an allen Ecken.

Beim Nachtisch tranken Eifrasius und Gockel Bruderschaft und Eilegia und Hinkel Schwesterschaft, und Kronovus und Gackeleia sagten zu einander: „Du bist mein König und du bist meine Königin." Eifrasius zog dann den Gockel in ein Fenster und hing ihm das Großei des Ordens des Goldenen Ostereis mit zwei Dottern[1] um den Hals und borgte hundert Gulden von ihm, worauf das Ganze mit einem großen Volksfeste beschlossen wurde.

So lebten Gockel und die Seinigen beinahe ein Jahr in einer ganz ungemeinen irdischen Glückseligkeit zu Gelnhausen, und der König war so gut Freund mit ihm und seiner vortrefflichen Küche und seinem unerschöpflichen Geldbeutel, und alle Einwohner des Landes hatten ihn seiner großen Freigebigkeit wegen so lieb, daß man eigentlich gar nicht mehr unterscheiden konnte, wer der König von Gelnhausen war, Gockel oder Eifrasius. Auch wurde es unter beiden fest beschlossen, daß einstens Gackeleia die Gemahlin des Erbprinzen Kronovus werden und an seiner Seite den Thron von Gelnhausen besteigen sollte.

Aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's, und so kamen auch über diese guten Leute noch manche Schicksale, an die sie gar nicht gedacht hatten.

Alles hatte die kleine Gackeleia in vollem Überfluß, nur keine Puppe, denn Gockel hielt streng auf das Verbot, das er über sie bei dem Tode des Alektryo hatte ergehen lassen: sie sollte zur Strafe niemals eine Puppe haben. Wenn sie nun um Weihnachten oder am St. Niklastage alle Mägdlein in Gelnhausen mit schönen neuen Puppen herumziehen sah, war sie gar betrübt und weinte oft im stillen; eine solche Sehnsucht hatte sie nach

[1] Diese und einige ähnliche Stellen hatten die Ausweisung des mit Klemens verwechselten Christian Brentano aus Preußen zur Folge.

einer Puppe. Merkte der gute Gockel aber, daß Gackeleia, die er über alles liebte, so traurig war, so that er ihr alles zuliebe, um sie zu trösten, zeigte ihr die schönsten Bilderbücher, erzählte ihr die wunderbarsten Märchen, ja, gab ihr wohl auch manchmal den köstlichen Ring des Salomonis in die Hände, der mit seinem funkelnden Smaragd und den wunderbaren Zügen, die darauf eingeschnitten waren, alle Augen erquickte, die ihn anschauten.

Einstens ging nun Gackeleia einmal in ihrem kleinen Gärtchen spazieren. Da waren die zierlichsten Beete voll schöner Blumen, alle mit Buchsbaum und Salbei eingefaßt, und die Wege waren mit glitzerndem Goldsande bestreut; in der Mitte war ein Springbrunnen, worin Goldfische schwammen, und über demselben ein goldener Käfig voll der buntesten singenden Vögel; hinter dem Brunnen aber war eine kleine Laube von Rosen und eine kleine Rasenbank; ein schönes goldenes Gitter umgab das ganze liebe Gärtchen.

„Ach!" dachte Gackeleia, „wie glückselig wäre ich, wenn ich eine Puppe in meinem schönen Garten spazieren führen könnte! So allein gefällt er mir gar nicht; was hilft es mir auch, wenn ich mir aus meinem Taschentuche durch allerlei Knoten eine Puppe zusammensetze? Sie ist doch nie eine schöne Gliederpuppe, ganz wie ein Mensch mit einem schönen lackierten Gesicht — und der Vater hat mir selbst diese Puppen verboten."

Während Gackeleia so in schweren Puppensorgen auf ihrer Rasenbank saß, hörte sie auf einmal eine angenehme summende, aber sehr leise Musik ganz nahe hinter ihr vor dem Garten, der an einem Feldweg lag. Da guckte sie durch die Blätter und sah etwas gar Kurioses.

Dicht vor dem Gitter saß ein Mann in einem schwarzen Mantel ohne Kopf an der Erde zusammengehuckt, und unter dem Mantel hervor schnurrte die Musik. Gackeleia legte sich ganz dicht an die Erde, um zu sehen, wo nur in aller Welt die feine Musik herkomme; und wie war sie erstaunt, als sie da unten ein paar allerliebste Puppenbeinchen in himmelblauen, mit Silber gestickten Pantöffelchen ganz im Takte der Musik herumschnurren sah! Sie wußte gar nicht, was sie vor Neugierde, die Puppe an-

zusehen, anfangen sollte. Oft war sie im Begriff, die Hand durchs Gitter zu stecken und den schwarzen Mantel ein wenig aufzuheben; aber die Furcht, weil sie an dieser Gestalt keinen Kopf sah, hielt sie immer wieder zurück. Endlich brach sie sich eine lange Weidenrute ab, steckte sie durch das Gitter und lüftete den Mantel ein wenig. Da schnurrte eine wunderschöne Puppe in den artigsten Kleidern, wie eine Gärtnerin geputzt, unter dem Mantel hervor und rannte gerade auf das Gitter des Gartens zu, stieß einigemal an die goldenen Gitterstäbe und würde gewiß zu ihr hineingekommen sein, wenn nicht eine hagere Hand aus dem Mantel sich nach ihr hingestreckt und sie wieder in die Verborgenheit zurückgezogen hätte, wo die kleine Puppe von einer rauhen Stimme sehr ausgeschimpft wurde, daß sie sich unterstanden habe, unter dem Mantel hervorzulaufen.

Gackeleia konnte sich nicht mehr länger zurückhalten und rief ein Mal über das andere Mal: „Ach du schwarzer Mantel! schimpfe doch die liebe, schöne Puppe nicht so, ach, lasse sie doch ein wenig heraus zu mir in den Garten!" Da that sich auf einmal der Mantel auf, und ein alter Mann mit einem langen, weißen Bart richtete sich vor Gackeleia auf und sprach: „Ich bitte dich sehr um Verzeihung, daß ich meine Puppe hier ein wenig unter dem Mantel tanzen ließ und auf der Maultrommel dazu spielte, ich habe nicht gewußt, daß mir jemand zusah. Ich wollte nur versuchen, ob sie mir auf der Reise nicht verdorben sei, denn ich will sie hier in Gelnhausen für Geld auf dem Rathause tanzen lassen. Sieh nur, sie ist ganz artig, jetzt ist sie wie eine Gärtnerin gekleidet und hat eine Hacke in der einen Hand und eine Gießkanne in der andern; aber ich habe noch viele andere Kleider für sie. Sieh nur, mein Kind, hier ist ein Schäferkeid und Hut und Stab und ein Lämmchen und hier ein Jagdröckchen und ein Spieß und ein Hündchen und noch gar viele Kleider, daß ich sie ankleiden kann, wie ich will." Bei diesen Worten zog der Alte allerlei bunte Puppenkleider aus allen Taschen hervor und reichte sie der kleinen Gackeleia durch das Gitter, welche sie mit großer Freude betrachtete Die kleine Puppe aber guckte dem alten Manne aus dem Ärmel hervor und wackelte immer mit dem Kopf.

„Ach", sagte Gackeleia, „wie allerliebst sind die Kleider! Lieber alter Mann! leihe mir doch die Puppe einen Augenblick, daß ich sie nur einmal recht betrachte." Der Alte aber sagte: „Kind, das kann ich nicht; gib mir die Kleider wieder, ich muß machen, daß ich in meine Herberge komme. Willst du mir aber einen Gefallen thun, so sollst du die Puppe und alle die Kleider von mir zum Geschenke erhalten." — „Ach, ich darf keine Puppe haben", sagte Gackeleia, „und hätte diese doch so gerne!" Da erwiderte der Alte: „Diese darfst du haben, denn es ist keine Puppe, sondern eine Kunstfigur mit einem Uhrwerk im Leibe, und wenn ich das aufziehe, lauft sie wie ein lebendiger Mensch eine halbe Stunde allein herum. Schau nur her!" Da zog er die Puppe aus dem Ärmel, nahm einen Uhrschlüssel und steckte ihr denselben in eine Öffnung in der Brust und drehte knirr, knirr, knirr, wie man eine Taschenuhr aufzieht, setzte dann die kleine Gärtnerin auf die Erde, und sie lief mit dem Kopfe nickend immer vor dem Gitter des Gartens herum. „Ach, sie winkt mir!" rief Gackeleia und patschte in die kleinen Hände, „sie möchte gerne zu mir in den Garten! Ach, sage mir doch, alter Mann, was soll ich dir zu Gefallen thun, daß du mir die kleine Puppe gibst?" — „Es ist nur eine Kleinigkeit", erwiderte der Alte. „Sieh, mein liebstes Kind, ich bin ein sehr betrübter alter Mann und habe keinen Vater und keine Mutter, keinen Sohn, keine Tochter, keinen Bruder, keine Schwester, keinen Hof und kein Haus, keine Katze und keine Maus, ich habe auf der Welt nichts als diese Puppe; aber ich bin so betrübt, daß sie mich nicht trösten kann; du aber kannst mich trösten, daß ich so lustig werde wie ein Lämmerschwänzchen." Bei diesen Worten weinte und wimmerte der alte Mann dermaßen, daß Gackeleia sprach: „Ach, weine nur nicht, ich will dir ja alles thun, was dich trösten kann, wenn du mir die Puppe gibst; sage mir um Gotteswillen, was dich trösten kann!" Da erwiderte der Alte:

„Dein Vater hat ein Ringelein
Mit einem grünen Edelstein,
Der hat gar einen schönen Schein,
Laß mich nur einmal sehn hinein,

So werd' ich gleich durch Mark und Bein
Froh wie ein Lämmerschwänzchen sein,
Und dann laß ich mein Püppchen fein
Zu dir ins Gärtchen gleich hinein;
Es bleibt mit allen Kleidern fein
Dann, Gackeleia, dein allein."

„Ei", sagte Gackeleia, „den Ring kenne ich wohl, er hat auch mich manchmal fröhlich gemacht, wenn ich ihn ansehen durfte; warte nur bis heute nach Tisch, da will ich dir den Ring hierher bringen, wenn der Vater schläft. Aber daß du ja wieder hierher kommst, wenn ich mit dem Ringe in den Garten komme!" — „Ganz gewiß!" sagte der Alte, „ich will dir die Kleider der Puppe gleich hier lassen; du kannst sie alle hübsch glatt streichen, ich habe sie in der Tasche ein wenig zerdrückt." Da gab er ihr die Kleider, ließ die Puppe nochmals vor ihr tanzen und verließ dann mit derselben die kleine Gackeleia, die ihm immer nachrief: „Aber, daß du mir auch ganz gewiß kommst, der Ring soll dich recht anlachen!" — „Ja, ja, ganz gewiß!" rief der Alte und verschwand hinter den Hecken. Gackeleia aber setzte sich in ihre Laube, musterte und ordnete alle Kleider der Puppe und dachte schon, wie die kleine Gärtnerin bei ihr zwischen den Blumenbeeten herumlaufen würde, und konnte sich zum voraus vor Freude gar nicht fassen.

Als nach Tisch der Vater Gockel auf seinem Stuhle schlief, saß Gackeleia zu seinen Füßen und hatte seine Hand in der ihrigen und sah in den grünen Stein des Rings, und als sie den Ring berührte und vor sich sagte: „Ach, wenn der Vater nur nicht aufwachte und gar nichts merkte; ach, wenn ich den Ring nur leise von seinem Finger herunter hätte." Da that der Ring, welcher alle Wünsche desjenigen erfüllte, der ihn berührte, seine Wirkung. Gockel schlief fest und schnarchte, und der Ring fiel in das Händchen der Gackeleia, welche geschwind wie der Wind nach ihrem Gärtchen lief, wo der alte Mann vor Begierde nach dem Ring sein mageres Gesicht mit dem Barte schon wie ein alter Ziegenbock über das Gegitter herüberstreckte.

Gackeleia rief ihm entgegen: „Die Puppe her! die Puppe her! hier ist der Ring; aber gucke geschwind hinein, ich muß gleich

wieder mit dem Ring ins Schloß, ehe der Vater aufwacht." Da gab ihr der Alte die Puppe und lehrte sie, wie sie das Uhrwerk aufziehen müßte. Sie gab den Ring hin und tanzte mit Entzücken vor der Puppe her, die überall nachschnurrte, und patschte in die kleinen Hände. Der Alte aber patschte auch in die Hände, und als sie das hörte, fragte sie ihn, ob er schon von dem Anschauen des Ringes getröstet sei. „Ja", erwiderte er fröhlich und gab ihr den Ring wieder und wünschte ihr mit einem häßlichen Gelächter viel Freude mit der Puppe und ging seine Wege.

Nun eilte Gackeleia mit dem Ringe zu Gockel zurück, der noch schlief, und steckte ihm den Ring wieder an den Finger. Ihre Puppe hatte sie mit den Kleidern in ihrer Laube ins Gebüsch versteckt.

Da Gockel aufwachte, erhielt er eine Einladung von dem König, ihn mit den Seinigen auf der Eierburg zu besuchen. Da lief Gackeleia geschwind nach dem Garten und steckte ihre Puppe und die Kleider zu sich und dachte dem Prinzen Kronovus, wenn sie allein bei einander sein würden, eine große Freude damit zu machen. Hierauf stieg sie mit ihren Eltern auf einen prächtigen Wagen, mit sechs Pferden bespannt, und sie fuhren auf die Eierburg, wo viele Menschen versammelt waren auf einer grünen Wiese, wo getanzt und gespielt wurde um Eier; denn es war Ostern und das große Ordensfest des Ostereierordens.

Man lief und sprang um die Wette nach aufgestellten Eiern, man warf mit Eiern nach Eiern, man stieß mit Eiern gegen Eier, und wessen Ei eingeknickt wurde, der hatte verloren. Die Kinder von ganz Gelnhausen suchten Eier, welche der große königliche Geheime Oberhofosterhaas[1] in versteckten Winkeln ins hohe Gras gelegt hatte; kurz die Freude war allgemein. Und soeben reihte sich das Volk in einen großen Kreis, die königlichen Hofmusikanten und die Gelnhauser Stadtpfeifer bliesen einen herrlichen Tanz, nämlich den Eiertanz, welchen die königliche Familie mit der raugräflichen in höchst eigener Person tanzen wollte. Ein künstlicher Teppich ward ausgebreitet und auf demselben hundert vergoldete Pfaueneier in zehn Reihen gelegt. Nun trat

[1] Weil man in Wien in dieser Stelle eine Verhöhnung eines dichtenden Höflings sah, wurde das Märchen in Österreich verboten.

die Königin Eilegia zu Gockel und verband ihm die Augen mit einem seidenen Tuch, und er that ihr dasselbe; ebenso verbanden sich der König Eifrasius und Frau Hinkel und der Prinz Kronovus und Gackeleia die Augen und wurden nun von den Hofmarschällen auf den Eierteppich geführt, auf welchem sie mit den zierlichsten Schritten und Sprüngen und Wendungen zwischen den Eiern herumtanzen mußten, ohne auch nur eines mit den Füßen zu berühren. Die Zuschauer sahen mit gespannter Aufmerksamkeit ganz stille zu und bewunderten die Geschicklichkeit der hohen Herrschaften. Aber nicht weit davon in einem Gebüsche saßen ein paar alte Männer, die hatten keine Freude an dem Tanz und guckten alle Augenblicke nach dem Fußsteige aus der Stadt, ob ihr Geselle, der dritte alte Mann, nicht bald komme, und ehe sie sich's versahen, stand er mitten unter ihnen.

„Hast du? hast du?" schrien sie dem Neuangekommenen mit weit vorgestreckten Hälsen entgegen und machten Finger so spitz wie Krallen gegen seine festgeschlossene Faust, und er erwiderte: „Ja, ich habe glücklich den Ring durch Gackeleias Spielsucht ertappt; ich habe ihr einen ganz ähnlichen mit einem falschen grünen Glasstein gegeben, welchen Gockel jetzt am Finger hat. Jetzt können wir uns an ihm rächen, daß er uns bei dem Hahnenkauf betrogen und uns in die Wolfsgrube hat fallen lassen, wo wir elend verhungert wären, wenn uns die Bauern nicht herausgezogen hätten."

So sprachen die drei Alten, welche niemand anderes als die naturphilosophischen Petschierstecher waren, die Gockel hatten anführen wollen, und die er angeführt hatte. Sie hatten sich nun doch mit ihrer List in den Besitz des Rings gebracht und wollten jetzt gleich seine Wunderkraft versuchen. Sie faßten alle drei an den Ring und sprachen zu gleicher Zeit die Worte:

„Salomon, du weiser König,
Dem die Geister unterthänig,
Mach' den Gockel wieder alt,
Zumpig, lumpig, mißgestalt;
Mach' Frau Hinkel wieder häßlich,
Zänkisch, ränkisch, griesgram, gräßlich;

Mach' die Gackeleia schmutzig,
Ruppig, struppig, zuppig, trutzig;
Nehme ihnen Gut und Geld,
Schloß und Roß und Hof und Feld;
Jag' sie wieder Knall und Fall
In den alten Hühnerstall!
Aber uns drei Petschaftstechern
Bau' ein Schloß mit goldnen Dächern,
Mache uns zu Hofagenten,
Hoffaktoren, Konsulenten,
Kommissären und Kommerzienräten,
Rittern und Propheten!
Gib uns Gold und Ehr' und Glanz,
Stell' uns hoch in der Finanz,
Mach' uns schön wie Davids Sohn,
Den scharmanten Absalon!
Mach' uns glücklich ganz enorm,
Orden gib und Uniform!
Ringlein! Ringlein! dreh' dich um!
Mach' es schön, wir bitten drum."

Während sie an dem Ring drehten, entstand ein lautes Murren und Lachen und Schimpfen unter dem versammelten Volke. „Ei, seht den alten Bettler, die alte schmutzige Bettlerin, das schmutzige, freche Kind! Nein, das ist unverschämt! Jagt sie fort, patsch, patsch, wie sie die Eier zertreten!" Und bald ward das Geschrei und Getümmel so allgemein, daß der König Eifrasius und die Königin Eilegia und der Prinz Kronovus ihre Binden von den Augen rissen, und wie erstaunten sie nicht, als sie den Raugrafen Gockel und die Frau Hinkel und Fräulein Gackeleia, die vorher so schön und jung und prächtig gekleidet gewesen waren, in eine alte, häßliche, zerrissene Bettlerfamilie verwandelt sahen, welche alle Eier auf dem köstlichen Teppiche zertreten hatten!

Auf ihr unwilliges Geschrei rissen nun auch diese Armen die Binden von den Augen und fingen an, bitterlich zu weinen und zu klagen über ihren verwandelten Zustand, denn sie erkannten sich kaum mehr. Gockel griff nach seinem Ring Salomonis und drehte und drehte; aber der falsche verwechselte Ring vermochte

nichts. Da sah er ihn an und erkannte, daß er ausgetauscht war, und schrie laut aus: „O weh' mir! ich bin verloren, ich bin um den Ring betrogen."

Er wollte eben dem Könige zu Füßen fallen und ihm sein Unglück klagen; aber dieser stieß ihn von sich, und Eilegia wendete der Frau Hinkel den Rücken und sprach von Bettelgesindel. Der Prinz Kronovus allein war noch menschlich gegen Gackeleia; als sie ihm weinend die Hand reichte, gab er ihr einen Thaler, den er in der Tasche hatte, und sein Taschentuch, sie solle sich das schmutzige Gesicht waschen, und bat sie, doch geschwind fortzulaufen, denn er sehe den Bettelvogt kommen. Er wolle ihr auch immer sein Taschengeld aufbewahren, und wenn sie Sonnabends am Abend hinten am Brunnen bei dem Eierschloß kommen wolle, werde sie bei dem Vergißmeinnicht immer ein Ei finden, auf dem „Vivat Gackeleia" geschrieben sei, und darin solle immer sein Wochengeld für sie stecken. Gackeleia weinte bitterlich über seine Güte und wollte ihn eben herzlich umarmen, da riß der Bettelvogt sie von ihm los und trieb das Kind mit Vater und Mutter unbarmherzig über die Grenze.

Der König und seine Familie begaben sich in das Schloß, der seltsamen Geschichte nachzudenken, und das Volk zog nach der Stadt zurück, um Gockels Palast zu plündern; aber es war schon Nacht geworden, und da sie auf dem Markte ankamen, sang ihnen der Nachtwächter entgegen:

„Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Die Glock' hat zehn Uhr geschlagen,
Aber das ist noch gar nicht viel
Gegen ein Schloß, das in Staub zerfiel;
Hier hat es gestanden lang und breit,
Ich weiß nicht, ob ich recht gescheit;
Der Markt ist leer als wie zuvor,
Die Kuh steht wieder vor dem alten Thor.
Schaut an, ihr Herrn, das große Wunder
Ging schnell, wie es entstanden, unter.
Bewahrt das Feuer und das Licht,
Daß nicht der Stadt solch Unglück geschicht,
Und lobet Gott den Herrn!"

Wirklich war auch das herrliche Schloß Gockels und alle seine Gärten und alles, was drin war, mit Mann und Maus verschwunden; auf dem Markt plätscherte der alte Stadtbrunnen, als wenn er von gar nichts wüßte. Die guten Bürger gingen nach Haus, nachdem sie lange in die leere Luft geschaut hatten, und überlegten, wo sie mit allen ihren Semmeln und Braten hin sollten, da der große Hofstaat Gockels nicht mehr bei ihnen einkaufen würde.

Der arme Gockel, die arme Hinkel, die arme Gackeleia zogen wieder wie ehedem durch den wilden Wald nach dem alten Schloß; aber sie waren viel trauriger und redeten kein Wort, ja, Frau Hinkel hatte gar die Schürze über den Kopf gehängt, weil sie sich schämte, so häßlich geworden zu sein.

Als sie auf einer Höhe angekommen waren, wo man Gelnhausen noch einmal sehen konnte, drehte sich Gockel um und sprach: „Unseliger Ort, wo ich um den köstlichen Ring Salomonis betrogen ward; abscheulicher, undankbarer Eifrasius! wie schändlich hast du mich in meinem Unglück verstoßen und hast nicht dran gedacht, mir das Geld wiederzugeben, das du in glücklicher Zeit von mir geborgt!"

Frau Hinkel aber rief aus: „O Königin Eilegia! wie manches Backwerk habe ich dir zum Geschenke gemacht; wie viele Eierspeisen habe ich dich bereiten gelehrt; wie viel hundert Ostereier habe ich dir bunt gesotten! Die schönsten Muster zu Hauben und Kleidern habe ich dir mitgeteilt, und nun, da wir den Ring verloren und arm geworden, läßt du Undankbare mich zerlumpt und hungernd über die Grenze führen!"

Nun erhob auch Gackeleia ihre Stimme und sprach: „Ach du kleines Prinzchen Kronovus! Du bist doch der Beste von allen; du hast mir deinen Thaler geschenkt und dein Taschentuch, daß ich mich abwischen soll; du willst mir dein Wochengeld alle Sonnabend an dem Brunnen in ein Ei verstecken; ach! du bist doch mein guter Kronovus geblieben und hast die arme, schmutzige Gackeleia nicht von dir weggestoßen. Ach! es thut mir recht leid, daß ich in der Angst vergessen, dir meine herrliche Puppe zum Andenken zu schenken."

Kaum hatte Gackeleia das Wort Puppe ausgesprochen, als Gockel zornig nach ihr blickte und heftig sprach: „Du unseliges Kind! Du hast eine Puppe? Welche Puppe? Woher hast du die Puppe? Ach! ich ahne die Ursache meines Verderbens!" Und da er hierauf die kleine Gackeleia ergreifen wollte, lief sie vor dem erzürnten Vater nach dem äußersten Rande eines Felsens hin, der über einen schroffen Abhang hinausragte. Frau Hinkel schrie: „Um Gotteswillen, das Kind fällt sich zu Tode!" und hielt Gockel beim Arme zurück. Gackeleia aber kniete auf dem äußersten Rande des Felsens und breitete ihre Ärmchen gegen den Vater aus und sprach:

„Vater Gockel, ach, verzeih'!
Mutter Hinkel steh' mir bei!
Oder Gackeleia klein
Springt und bricht sich Hals und Bein."

Da bat die Frau Hinkel den Gockel sehr, er solle dem Kinde verzeihen, und Gockel sagte, sie solle nur alles erzählen, was sie angestellt, er werde sie nicht umbringen. „Erzähle, Gackeleia!" sagte die Mutter, „wo hast du eine Puppe her bekommen?" Da war Gackeleia in großer Angst, denn der Vater riß während der Erzählung an einer Birke, die bei dem Felsen stand, dann und wann ein Zweiglein ab, und es sah so ziemlich aus, als wenn er, wo nicht einen Besen, doch wenigstens eine Rute binden wollte; aber was half alles? das Kind mußte sprechen:

„An mein Gärtchen kam heut' morgen
Ein alt Männchen ganz voll Sorgen,
Ließ vor mir im Tanz sich drehn,
Ach! ein Püppchen, wunderschön!"

„Da haben wir es", rief Gockel und riß ein starkes Birkenreis ab, „da haben wir es, o, es ist abscheulich!" Gackeleia aber sagte geschwind:

„Nein — kein Püppchen, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur,
Eine kleine Gärtnerin,
Jägerin und Fischerin,

Bäu'rin, Hirtin und so weiter,
Jede hat besondre Kleider."

„Ach, abscheulich!" sagte Gockel, aber Gackeleia fuhr fort:

„Allerliebst, kaum auszusprechen,
Mir wollt' schier das Herz zerbrechen
Nach dem schönen Wunderding;
Als es an zu laufen fing,
Als die Räder in ihm schnarrten,
Wollt' es zu mir in den Garten,
Lief am Gitter hin und her,
Als ob es lebendig wär';
Und ich glaubt' des Alten Schwur,
Daß es eine Kunstfigur,
Daß es keine Puppe sei,
Glaubt', daß das nicht Unrecht sei."

„Schöne Ausreden!" sagte Gockel unwillig und riß wieder ein Birkenreis ab. Gackeleia gefiel dies gar nicht, und sie sagte:

„Vater Gockel! ich bitt' schön,
Laß' das Birkenreis doch stehn,
Ach! ich bin vor Angst verwirrt,
Daß es eine Rute wird."

Da sprach Gockel ernsthaft:

„Gackeleia! glaub' du nur,
Daß es eine Kunstfigur,
Daß es keine Rute sei,
Denk' nichts Arges dir dabei."

Da sagte Gackeleia:

„Kunstfigur von Birkenreis?
Ach, du machst mir gar zu heiß!"

Und Gockel sagte:

„Kunstfigur für Kunstfigur,
Rute für die Puppe nur."

Da ward Gackeleia wieder sehr betrübt und schrie wieder ganz erbärmlich:

„Vater Gockel! ach, verzeih'!
Mutter Hinkel! steh' mir bei!
Oder Gackeleia klein
Springt und bricht sich Hals und Bein!"

Frau Hinkel bat sehr, und Gockel sagte: „Ich werde sie nicht umbringen, sie soll nur erzählen, was der Alte weiter gesagt hat und was sie ihm für die Kunstfigur gegeben hat." Da fuhr Gackeleia fort:

„Ach! der Alte weinte sehr,
Hätt' nicht Vater, Mutter mehr,
Bruder nicht, noch Schwesterlein,
Keinen Sohn, kein Töchterlein,
Keinen Vetter, keine Base,
Nichts als eine lange Nase,
Einen Bart ganz weiß und lang,
War betrübt und angst und bang'."

„Der alte Schelm!" rief da Frau Hinkel aus und riß auch ein starkes Birkenreis ab, „der alte Schelm ist schuld, daß ich auch wieder eine so häßliche lange Nase habe." Und Gockel sagte: „Schau', Frau Hinkel! jetzt merkst du auch, was wir ihm zu danken haben, du die Nase und ich den Bart. O unglückselige Kunstfigur! was sind wir für abscheuliche Figuren durch dich geworden! Aber erzähle weiter, Gackeleia, was wollte er für die Puppe?" Da erwiderte Gackeleia mit großer Angst:

„Für die schöne Kunstfigur
Wollt' in deinen Ring er nur
Einmal ein klein bißchen blicken,
Seinen Kummer zu erquicken."

„O du abscheulicher Betrüger!" rief Gockel aus, „o du unseliges, leichtsinniges, spielsüchtiges Kind! Und du zogst mir den Ring im Schlaf ab und gabst dem Schelm den Ring? sprich! sprich! Hast du das gethan? Sprich gleich, oder ich werfe dich gleich vom Felsen." Da rief Gackeleia wieder in großer Angst:

„Vater Gockel! ach, verzeih'!
Mutter Hinkel! steh' mir bei!
Ja, als Vater Gockel schlief,
Mit dem Ring ich zu ihm lief;

Doch er sah nicht lang' hinein,
Gab zurück den Edelstein,
Den ich sogleich zurückgebracht,
Eh' der Vater aufgewacht.
Ach! ich will's nicht wieder thun,
Einmal ist das Unglück nun
Durch mich böses Kind geschehn.
Werdet ihr die Puppe sehn,
Nein, nicht Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur,
Ganz natürlich nach dem Leben,
Ach, ihr müßt mir dann vergeben!"

Und nun zog sie die Puppe aus ihrer Tasche, zog das Uhrwerk auf, und die kleine Gärtnerin schnurrte so artig zwischen dem Thymian auf dem Felsen herum, daß Gackeleia ihr, in die Hände patschend, nachlief. Da erwischte der alte Gockel das Kind beim Arm und sagte: „Nun habe ich dich, ungehorsames Kind! Habe ich dir nicht tausendmal verboten, meinen Ring ohne meine Erlaubnis nicht anzurühren? Du hast ihn aber dem alten Betrüger gegeben, und der hat ihn mit einem andern vertauscht, der keinen Heller wert ist, und so hast du deine Eltern und dich in Schande und Armut gebracht durch deine Begierde nach einer elenden Puppe." Da schrie Gackeleia ganz erbärmlich:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur.
Vater, Vater, laß mich los!
Ach, sie lief durch Stein und Moos
Von dem Fels in vollem Lauf,
Mutter Hinkel, halt' sie auf,
Daß sie nicht den Hals zerbricht,
Denn sie kennt die Wege nicht!"

Die kleine Puppe lief auch ganz wie toll den Felsen hinunter, und Frau Hinkel wollte sie aufhalten, aber glitt auf dem glatten Rasen aus und rollte ein ziemlich Stück Wegs hinunter. Darüber wurde der alte Gockel noch viel ungeduldiger und sagte: „Nun sieh das Unglück! Deine Mutter bricht noch schier ein Bein über der abscheulichen Puppe. Recht muß sein, du hast unver-

zeihlich gefehlt; jetzt wähle, Gackeleia, entweder kriegst du hier recht tüchtig die Rute, oder du läßt die Puppe laufen" — und da Gackeleia wieder schrie:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur",

legte Gockel sie über das Knie und gab ihr tüchtig die Rute mit den Worten:

„Keine Rute, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur."

Und Gackeleia schrie:

„Mutter, halt'! o Jemine!
Halt' sie auf, sie thut sich weh!"

Und Gockel schlug immer zu und schrie:

„Fitze, fitze, Domine,
Thut die ganze Woche weh!"

Er hätte auch noch länger zugeschlagen, aber Frau Hinkel schrie so erbärmlich, sie könne nicht wieder herauf, daß Gockel das Kind los ließ und hinabging, ihr zu helfen. Kaum aber war Gackeleia los, so rüttelte und schüttelte sie sich über die abscheuliche Kunstfigur, die sie empfunden hatte, und lief ihrer kleinen Kunstfigur nach, die sie eben unten im Thal über den Steg eines Baches laufen sah; aber die Puppe lief, als ob sie vier Beine hätte, über den Steg und linksum in den Wald hinein, und Gackeleia immer hinter ihr drein.

Gockel hatte indessen Frau Hinkel durch einen Umweg wieder auf die Höhe gebracht, und sie klagten sich unterwegs einander, wie der Alte, der sie durch Gackeleias Spielsucht um den köstlichen Ring des Salomon gebracht, gewiß einer von den alten Petschierstechern sei, die ihn einst um den Hahn Alektryo hatten betrügen wollen. Als sie unter solchen Reden auf den Fels zurückkamen und die Gackeleia nicht mehr sahen, riefen sie nach allen Seiten nach dem Kind, aber nirgends hörten und sahen sie etwas von ihr. Da ward ihr Kummer um allen ihren Verlust in eine große Sorge um ihr Kind verwandelt; sie liefen hin und her und

schrien durch den Wald: „Gackeleia! Gackeleia!“ und wenn das Echo wieder rief: „Eia! Eia!“ glaubten sie, das Kind antworte, und so verirrten sie sich immer tiefer in der Wildnis, bis sie endlich beide, ach! aber ohne Gackeleia, sich bei ihrem alten Stammschloß wiederfanden.

Die Vögel wachten alle auf und flogen wie alte Bekannte um sie her und grüßten sie; aber Gockel und Hinkel riefen immer: „Gackeleia! liebe Gackeleia! komm doch nur! Ja, es ist eine Kunstfigur, komm! es soll dir nichts geschehn, wenn wir dich nur wiedersehn.“ Aber keine Antwort von keiner Seite.

Da saßen die zwei armen Eltern auf der Schwelle des alten Hühnerstalles nieder und weinten die ganze Nacht bitterlich, und alle Vögel weinten mit.

Am Morgen aber schnitt sich Gockel einen tüchtigen Knotenstock und gab auch der Frau Hinkel einen und sagte: „Liebe Frau! wir sind arme Leute geworden, aber es gebührt einem Raugrafen Gockel von Hanau und einer Raugräfin Hinkel von Hennegau nicht, im Unglück zu verzweifeln; lasse uns auf Gott vertrauen und unser Fräulein Tochter Gackeleia durch die weite Welt suchen, und sollten wir unterwegs Hungers sterben. Geh du links und ich geh' rechts, alle Monate kommen wir hier wieder zusammen und sagen uns, was wir entdeckt haben, dabei können wir zugleich dem Dieb unseres Ringes nachforschen. Frau Hinkel war das zufrieden; sie umarmten sich beide unter bittern Thränen und wanderten dann auf getretnen Wegen, Herr Gockel rechts, Frau Hinkel links, und wenn sie in die Dörfer oder Städte kamen, sangen sie vor allen Thüren:

„Habt ihr nicht ein Kind gesehn?
Ein klein Mägdlein, wunderschön,
Blaue Augen, rote Backen,
Zähnchen weiß zum Nüsseknacken,
Einen roten Kirschenmund,
Frisch und froh und dick und rund,
Glänzend wie ein Mandelkern,
Hüpft und spielt und singet gern.
Es hat einen blonden Zopf,

Einen Strohhut auf dem Kopf;
Trägt auch eine alte Juppe
Und läuft hinter einer Puppe
Her und schreit, es sei ja nur
Eine schöne Kunstfigur.
Barfuß läuft es ohne Schuh',
Fragt man es ‚wie heißest du?'
Sagt es gleich ganz freundlich: ‚Eija,
Ich bin Gockels Gackeleia.'
Ach! das Kind hab' ich verloren!
Habe einen Eid geschworen,
Nicht zu ruhn, bis ich das Kind
Gackeleia wiederfind'!"

Aber immer sagten die Leute:

„Wir haben so kein Kind gesehn,
Ihr armer Mensch müßt weiter gehn,
Da habet Ihr ein Stückchen Brot,
Gott helfe Euch in Eurer Not!"

Da nahmen sie dann das Brot, die armen Eltern, und aßen es mit Thränen und setzten ihren Stab traurig weiter.

So waren sie schon dreimal in dem alten Stammschlosse wieder ohne Gackeleia zusammengekommen, hatten mit großem Jammer in dem alten Hühnerstall geschlafen und sich ihre vergeblichen Nachforschungen einander mitgeteilt. „Ach Gott!" sagte Frau Hinkel, „das arme Kind ist gewiß umgekommen, hättest du es doch nicht so hart wegen der Puppe behandelt!" Da erwiderte Gockel: „Und hättest du besser auf sie acht gegeben, so hätten wir den Ring und das Kind nicht verloren; nichts ist leichter zu sagen als ‚hättest du'. Lasse uns lieber auf dem Grabe des Alektryo in der Kapelle recht herzlich beten, daß wir das Kind morgen zum viertenmal nicht vergebens suchen mögen." Hierauf gingen sie nach der Kapelle und beteten recht eifrig, legten sich dann auf ihr Mooslager und schliefen einen gar süßen Schlaf und träumten von Gackeleia.

Gegen Morgen hörte Gockel noch halb im Schlaf etwas um sich her rasseln, es war noch sehr dunkel in der Stube, aber er sah etwas an der Erde hinlaufen und verschwinden; er stieß Frau

Hinkel und sagte: „Mir war gerade, als wenn die fatale Puppe der Gackeleia vorübergelaufen wäre.“ Da sprach eine Stimme:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur.“

Gockel meinte, Frau Hinkel habe das gesagt, und verwies ihr, daß auch sie so eigensinnig wie Gackeleia spreche. Frau Hinkel hatte schlaftrunken die Worte auch gehört und behauptete, er habe es selbst gesagt. Sie wollten eben hierüber zu zanken anfangen, als sie leise an der Thür pochen hörten.

Sie fuhren ordentlich vor Schrecken zusammen, wer das wohl sein könnte, der in dem wüsten, zerstörten Schlosse so leise anpoche. Da es aber zum drittenmal anpochte, fragte Gockel laut: „Wer ist draus?“ und es antwortete eine männliche Stimme: „Ich bitte allerunterthänigst um Verzeihung, Herr Graf, daß ich so früh störe; aber die Leute lassen mir keine Ruhe, sie sagen, daß ich Ihnen drei Zentner Käse aus der gräflichen Käsefabrik abliefern soll, nun wollte ich doch den Befehl des Herrn Grafen selbst abholen.“

Gockel wußte auf diese Rede gar nicht, wo ihm der Kopf stand. „Drei Zentner Käse!“ sagte er, „aus der gräflichen Käsefabrik! hast du gehört, Hinkel?“ — „Ja“, sagte Frau Hinkel, „was kann das sein? ich weiß nicht, ob ich träume oder wache.“ Da aber der Mann immer von neuem anpochte und um die Erlaubnis bat, den Käse abzuliefern, schrie Gockel heftig: „Bist du, der da pochet, toll oder ein Spötter, der einen armen Greis zum Narren haben will? So nehme dich in acht, oder ich komme mit meinem Knotenstock über dich! Wo habe ich denn Käse oder eine Käsefabrik? Gehe von dannen und gönne den Armen ihr einziges Gut, die Ruhe und den Schlaf!“

Da antwortete die Stimme wieder: „Gnädigster Graf! vergebet mir, daß ich Euch erweckte; ich sehe wohl, daß Ihr den Leuten den Käs' nicht abliefern lassen wollet, ich werde sie abweisen.“

Nun hörte Gockel draußen auf dem Hofe sprechen und hin und wieder gehen, und seine Verwunderung, was das zu bedeuten habe, wuchs immer mehr. „Ach!“ sagte er zu seiner Frau, „ich

fürchte fast, es ist irgend eine Nachstellung von unsern Feinden, die uns ermorden wollen." — „Das wäre entsetzlich!" erwiderte Frau Hinkel und drückte sich in der Angst an ihn. Da pochte es wieder an der Thüre, und Gockel rief zwar erschrocken, doch ziemlich laut: „Wer da?"

Da antwortete eine andere Stimme: „Eurer Hochgräflichen Gnaden unterthänigster Küchenmeister fragt an, ob er einen Zentner Schinken aus der gräflichen Rauchkammer abliefern darf, welche auf drei Eseln, die vom König Sissi angekommen sind, abgezahlt werden sollen?"

Gockel wußte nicht, wo ihm der Kopf stand bei diesen Reden: „Warte, ich will dir Schinken geben, du nichtswürdiger Spötter!" rief er aus, indem er aufsprang und nach seinem Stocke suchte. Als er aber ganz klar und deutlich drei Esel vor der Thüre wiehern hörte, schrie er und Frau Hinkel zugleich: „Herr Jemine! die Esel sind wirklich da."

Es war noch dunkel in dem Stalle, der kein Fenster hatte, und dessen verschlossene Thüre nur durch einen Spalt einen Schimmer des Tags hineinfallen ließ. Gockel tappte an der Wand nach seinem Knotenstock herum, und plötzlich wurde er von ein Paar zarten Armen herzlich umschlossen, so daß er laut aufschrie: „Um Gotteswillen, wer ist das?" Aber die Unbekannte hörte nicht auf, ihn mit den zärtlichsten Küssen zu bedecken, und als Frau Hinkel auch dazu kam, ging es derselben nicht besser; und da sie sich in diese Liebkosungen gar nicht finden konnten, sagte endlich das unbekannte Wesen mit einer wohlbekannten Stimme zu ihnen: „Ach! kennt ihr denn euer Töchterlein Gackeleia gar nicht mehr?" — „Du, Gackeleia?" riefen beide aus, „nein, das ist nicht möglich, du bist ja eine erwachsene Jungfrau." — „Ach! groß oder klein", antwortete es, „ich bin doch eure Gackeleia", und da riß sie die Thür auf, und es fiel zu gleicher Zeit so viel Fremdes und Wunderbares in die Augen des alten Gockel und der Frau Hinkel, daß sie sich einander in die Arme sinken und herzlich weinen mußten.

Denn erstens sahen sie wirklich die ganze Gackeleia vor sich; aber nicht mehr als ein kleines Mädchen, sondern als eine blü-

hende, wunderschöne, allerliebst geputzte Jungfrau; und zweitens sahen sie sich selbst beide nicht mehr alt und in Lumpen, sondern als zwei schöne, wohlgekleidete Leute in den besten Jahren; und drittens sahen sie durch die Thüre nicht mehr in einen verfallenen, mit Schutt und wildem Unkraut bewachsenen Burghof hinaus, sondern in einen schön gepflasterten, reinlichen Hof, von Schloßgebäuden und allen Wohnungen und den Ställen umgeben, in der Mitte aber an einem plätschernden Springbrunnen sahen sie drei verdrießliche alte Esel mit langen Ohren angebunden, welche die Köpfe zusammendrückten, als ob sie sich schämten. Auch sahen sie allerlei Gesind' in schönen Livreen geschäftig auf und nieder gehen, die immer, so oft sie am Hühnerstall vorüberkamen, tiefe Verbeugungen machten und schönen guten Morgen wünschten.

„Ach! was ist das? es ist nicht möglich! woher alle diese Wunder?" rief Gockel aus; da reichte Gackeleia ihm ihre schöne Hand und sah ihm freundlich lächelnd in die Augen, und Gockel schrie mit lautem Jubel aus: „Ach der Ring! der köstliche Ring Salomonis ist wieder da, den du durch die Puppe verloren!" Da sagte aber Gackeleia gleich wieder:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur",

und Gockel sagte: „Meinetwegen, ich will dir die Rute nicht mehr geben, du bist auch zu groß dazu, und alles ist ja wieder gut." — „Aber wie hast du alles angefangen?" sagte Frau Hinkel, welche immer um die schöne, prächtige Jungfrau herumgegangen war, sie zu beobachten, zu küssen und zu drücken, „um Gotteswillen, Herzwunder-Gackeleia, erzähle!" — „Ja, erzähle!" rief Gockel und drückte sie herzlich an seine Brust.

Gackeleia aber erwiderte: „Lobet mich nicht zu sehr, geliebter Vater, denn all unser neues Glück haben wir allein Euch selbst zu verdanken." — „Mir?" fragte Gockel, „das müßte seltsam zugehen; ach, ich habe ja nichts thun können, als vor den Häusern nach dir suchend, bettelnd herumziehen."

Da sagte Gackeleia: „Schon gut! Ihr sollt alles hören, folgt mir nur nach einer andern Stube, wir wollen das wiederherge-

stellte Stammschloß unsrer lieben Vorfahren einmal ein wenig durchmustern, wir werden gewiß ein Plätzchen finden, wo es uns besser gefällt als in dem alten Hühnerstall, in dem wir ohnedies dem Federvieh Platz machen wollen, das gleich wieder hinein muß." Da drehte Gackeleia den Ring und sprach:

„Salomo, du weiser König,
Dem die Geister unterthänig,
Fülle gleich den Hühnerstall,
Laß die bunten Hühner all
Gackeln, scharren, glucken, brüten,
Sie vom hohen Hahn behüten,
Alle soll er übersehen,
Stolz mit Spornen einhergehen,
Kamm und Sichelschweif hoch tragen,
Streitbar mit den Flügeln schlagen,
Krähen wie ein Hoftrompeter,
Daß bei seinem Anblick jeder
Ganz mit Wahrheit sagen kann:
‚Das ist recht ein Rittersmann.'
Bringe uns auch schöne Pfauen,
Die bei ihren grauen Frauen
Goldne Augenräder schlagen,
Abends nach der Sonne klagen.
Gib uns dann auch welsche Hahnen,
Zornig schwarze Indianen[1],
Solch hoffärtige Gesellen,
Denen rot die Hälse schwellen,
Die sich kollernd neidisch blähen,
Wenn sie rote Farbe sehen,
Aufgespreizt mit Hofmanieren,
Um die Hennen her turnieren.
Schenk' uns Enten bunt und prächtig,
Weiße Gänse, die bedächtig
Nach dem Wolkenhimmel sehn
Und auf einem Beine stehn
Oder auf der Wiese gackeln,
Bis sie in das Wasser wackeln.

[1] Truthähne.

Lasse auch schneeweiße Schwäne,
Rein wie blanke Silberkähne,
Ernst und klar mit edlem Schweigen
Schwimmen in den Spiegelteichen.
Auf dem Dache laß sich drehen,
Tauben, schimmernd anzusehen,
Um den Hals mit goldnen Strahlen,
Schöner, als man sie kann malen.
Alles sei recht auserlesen,
Wie's im Paradies gewesen.
Ringlein, Ringlein, dreh' dich um!
Mach's recht schön, ich bitt' dich drum!"

Kaum hatte Gackeleia dies gesagt, als aus dem Hühnerstall, den sie verlassen hatten, ihnen eine Schar der buntesten Hühner, Pfauen, Puter, Enten, Gänse und Schwäne nachströmte und auf dem Dache alles von Tauben wimmelte. Gockel und Hinkel hatten die größte Freude an den herrlichen Tieren und begaben sich, nachdem sie alles bewundert hatten, in das Schloß.

Freudig und neugierig betrachteten sie eine Reihe von Gemächern und Sälen, welche alle mit dem prächtigsten alten Hausrat versehen waren, und setzten sich endlich in dem obersten Stockwerke auf die Galerie eines Turms, von welchem sie die Aussicht über die höchsten Gipfel des Waldes hin in die Ferne bis nach den Turmspitzen von Gelnhausen hatten.

„Hier ist es gar schön", sagte Gackeleia, „hier will ich euch alles erzählen, wie ich den Ring wiedererhalten habe; aber wir wollen auch etwas frühstücken." Kaum hatte sie dies gesagt, als ein alter Diener einen großen Korb voll Früchte mit kaltem Fleischwerk und feinem Gebackenen und Wein und Milch die Treppe heraufbrachte, und als er alles vor sie niedergesetzt hatte, nochmals fragte, ob die drei Esel mit dem Käse und den Schinken sollten bepackt werden? „Ja", sagte Gackeleia, „und daß nur alles recht gut und ausgesucht sei. Ich werde hernach das Weitere selbst befehlen."

Gockel und Hinkel waren sehr begierig nach ihrer Erzählung und baten sie, zu beginnen. Da erzählte sie folgendes:

„Als du mich so hart strafteſt, lieber Vater, fühlte ich vor Angſt um meine Puppe — nicht doch Puppe, es iſt nur eine ſchöne Kunſtfigur — alſo um meine Kunſtfigur gar nichts von der Rute; ich erwartete nur mit Sehnſucht den Moment, meiner kleinen Gärtnerin nacheilen zu können, welche bergab lief, wie ſie noch nie gelaufen war. Da rief die Mutter um Hülfe; da ließeſt du mich los, und wie ein Pfeil nach dem Ziel ſtürzte ich meiner Kunſtfigur nach.

„Sie lief über den Steg in den Wald, durch Diſtel und Dornen, und ich hatte ſie einigemal zum Greifen nahe; wie ich aber die Hand ausſtreckte, fing ſie von neuem ſo zu rennen an, daß ich ermüdet endlich niederſank und weinend ausrief: ‚Ach, ſchöne Gärtnerin! wie handelſt du ſo undankbar gegen mich; ich habe dich ſo lieb, ſo lieb, daß ich lieber die ſchimpflichſte Strafe über mich ergehen ließ, als dich zu verlaſſen, und jetzt läufſt du vor mir, als wenn ich deine ärgſte Feindin wäre.‘

„Als ich dieſe Worte geſprochen hatte, fiel mir auch erſt ein, wie ſehr weit ich von euch, liebe Eltern, fortgelaufen war; ich ſah die Sonne bereits ſinken und war außer allem Weg und Steg. Mit Verzweiflung rief ich: ‚Vater Gockel! Mutter Hinkel!‘ aber alles war vergebens.

„So ſank ich ganz erſchöpft in einen tiefen Schlaf und träumte immer von der Figur, und da ich zu ihr ſprach: ‚Nicht wahr, du biſt keine Puppe, ſondern nur eine ſchöne Kunſtfigur?‘ hörte ich ein feines Stimmchen zu mir ſprechen: ‚Eigentlich, meine liebe Gackeleia, bin ich keine Kunſtfigur und keine Puppe, ſondern ich bin‘ — hier griff ich mit beiden Händen zu und hatte ſie glücklich wieder ertappt, denn ich war über den Worten der kleinen Gärtnerin leiſe aufgewacht, hatte aber nur durch die Augen geblinzelt, um ſie unvermutet zu erwiſchen. ‚Nun ſollſt du mir nicht mehr entwiſchen‘, ſagte ich, ‚beſonders da ich weiß, daß du reden kannſt; nun habe ich dich noch einmal ſo lieb, warte, ich will dir etwas zu eſſen geben.‘ Da ſtopfte ich ihr einige Brotkrumen in den Mund und hörte ſie knuppern und beißen. Dann bat ich ſie wieder, ſie ſolle mir doch eigentlich ſagen, wer ſie ſei; aber ſie war ſo ſtumm wie zuvor und ſagte kein Wort. Ich war

schier unwillig über sie, band sie mit meinem Strumpfband an meinen Arm fest und deckte meine Schürze über mein Gesicht, betete auch zu Gott, daß er mich in dieser Nacht beschützen möge, damit ich morgen früh meine Eltern wiederfinden möge, und so schlief ich ruhig wieder ein.

„Da träumte ich wieder von der kleinen Gärtnerin, und es war, als ob sie zu mir spreche: ‚Liebe Gackeleia, wache nur nicht auf, denn nur im Traume kannst du meine Worte verstehen; siehe, ich bin dir außerordentlich gut, weil du lieber die Rute hast empfinden wollen, als dich von mir trennen. Ich bin aber eigentlich gar keine Kunstfigur, sondern bin eine arme gefangene Prinzessin und bin allein so entsetzlich vor dir gelaufen, um meinen Gemahl, den Prinzen, der gewiß ganz verzweifelt über meinen Verlust ist, wiederzusehen; denn er und meine ganze königliche Familie wohnt keine Stunde Wegs mehr von hier. Du kannst dir denken, wie lieb ich dich habe, da ich, als du einschliefest, meinen Weg nicht fortsetzte, sondern zu dir hinlief, um dir auf deine harten Vorwürfe der Undankbarkeit antworten zu können, weil du mich schlafend nur verstehen kannst.‘

„‚Eine Prinzessin wärest du?‘ antwortete ich, ‚und dein Prinz und deine ganze königliche Familie wären ebenso wunderschöne Figürchen? Ach! das möchte ich für mein Leben gern sehen, führe mich doch zu ihnen!‘

„‚Nein, solche Figürchen sind sie nicht‘, erwiderte sie, ‚denn sonst wären sie so unglücklich als ich, die niemand anders ist, als die arme kleine Mäuseprinzessin Sissi von Mandelbiß, welcher diese fatale Figur auf den Rücken geheftet ist, damit sie von mir herumgetragen werde.‘“

„Potztausend!“ rief der alte Gockel aus, „das ist ja dieselbe kleine Mäuseprinzessin, welcher ich in der ersten Nacht unseres Hierseins das Leben vor der Katze rettete, und die ich nachher nach der Heimat brachte.“

„Ganz recht!“ sagte Gackeleia, „und sie ist nicht undankbar; denn sie ist es, der wir den Wiederbesitz des Rings und somit unser ganzes neues Glück verdanken.“

„Ist nicht möglich!“ sagte Frau Hinkel.

„Schau! schau!“ sagte Gockel, „man soll doch nie versäumen, auch dem geringsten Geschöpfe Liebe zu erweisen! O die gute Mäuseprinzessin! Nun erzähle nur weiter!“

Nun fuhr Gackeleia fort:

„Sie erzählte mir nun alle Liebe, die du ihr und ihrem Gemahl einst erwiesen, und war in Verzweiflung, daß sie gegen ihren Willen in der Kunstfigur mit schuld an unserem Unglück gewesen, versprach mir aber, so ich sie aus der Figur befreien und ihr nach ihrer Residenz nachfolgen wollte, alles mögliche zu versuchen, um uns wieder zu dem Ringe zu verhelfen. Dazu aber sei es unumgänglich nötig, daß ich in ihrer Residenz, wenn sie den großen Rat versammle, mir alle Mühe geben müßte, einzuschlafen, damit ich die Sprache ihrer Nation verstehen könne. Ich versprach, mein möglichstes zu thun, und bat sie, mir doch noch zu erzählen, wie sie denn in die Kunstfigur gekommen sei.

„‚Ach!‘ erwiderte sie, ‚ich begleitete meinen Gemahl auf einer Wallfahrt, die wir wegen unserer Rettung durch deinen Vater gelobt hatten. Da ließ ich mich verführen, in der Nachtherberge, wo drei alte bärtige Männer, welche sich für Petschierstecher ausgaben, auf der Streu schliefen, dem Geruche von gebratenem Specke nachzugehen, und so war ich in der Falle gefangen. Der eine von den Alten kam am Morgen an die Falle und sagte: ‚Ei! da habe ich ja alles, was ich brauche‘, und heftete mich gleich unter den Rock der kleinen Seidenpuppe, welche er aus dem Schnappsack zog, und hatte tausend Freude, wenn ich mit der Puppe hin und her lief, welche doch zu schwer war, als daß ich mit ihr entlaufen konnte.

„‚Am Anfange rannte ich gegen Tische und Bänke; da er aber einmal sagte: ‚Wenn die kleine Maus nicht bald durch Hunger sich zähmen läßt, so werde ich sie der Katze vorwerfen‘, kriegte ich eine solche Angst vor diesem Schicksal und that von nun an alles, was er wollte, immer in der Hoffnung, bei guter Gelegenheit zu entwischen, und diese fand ich, wie du weißt. Die Liebe zur Freiheit und die Nähe meiner Heimat gab mir ungewöhnliche Kräfte, und so sind wir denn gekommen bis hierher. Jetzt aber erschrick nicht zu sehr, ich will dich ein wenig ins Ohr beißen,

damit du mich losmachen kannst; dann folge mir nach meiner Residenz, wo ich dir ein Plätzchen zum Schlafen anweisen und meinen Rat um dich versammeln will.' Kaum hatte sie dies gesagt, als sie mich ins Ohrläppchen biß, daß ich erwachte.

„Es war Nacht und heller Mondschein. Gleich untersuchte ich nun die Kunstfigur und erblickte das artigste weiße Mäuschen mit einem goldnen Krönchen auf dem Kopf, welchem die kleine Seidenpuppe mit einem Draht um den Leib befestigt war; ich löste diesen Draht mit Behutsamkeit auf, und die Mäuseprinzessin machte die lustigsten Freudensprünge vor mir her durch das Gras. Ich folgte ihr nach; aber sie eilte so sehr, daß ich sie oft aus dem Gesicht verlor; wenn ich dann ängstlich rief: ‚Mäuseprinzessin, lasse mich nicht im Stiche!' pfiff sie laut und sprang vor mir hoch aus dem Gras in die Höhe, wodurch ich mich wieder zurechtfand.

„Als wir ungefähr eine halbe Stunde gegangen waren, hörte ich ein großes Gepfeife und sah um einen Hügel herum die Residenz des Mäusekönigs im Mondschein liegen, die ich euch gleich beschreiben will.

„Kaum hatte die Prinzessin sich am Thore der Stadt gezeigt, als es aufflog und ein freudiges Gepfeife durch die ganze Stadt und das oben liegende Schloß sich verbreitete, aus welchem viele weiße Mäuse ihr entgegenstürzten und sie mit großem Jubel empfingen. Sie wollte aber nicht in das Schloß hinein, sondern drehte sich abwechselnd gegen mich und die Ihrigen, welchen sie von mir zu erzählen schien, so daß alle die Mäuse bald ihre Köpfchen gegen mich aufhoben und allerlei pfiffen, was ich nicht verstand. Da sagte ich ihnen: ‚Ihr lieben Mäuse! gleich will ich mich schlafen legen, damit ich euer Gespräch verstehen kann', und kaum hatte ich das gesagt, als sie auch zu Tausenden anströmten und das zarteste Moos an einem trocknen Ort unter einer großen Eiche zusammentrugen. Ich sah wohl, daß dies ein Bettchen für mich werden sollte, und betrachtete mir unterdessen die schöne Mäusestadt.

„Oben auf dem Hügel lag das königliche Schloß, ein weites Viereck von großen holländischen Käsen zusammengelegt, die alle

auf das reinlichste ausgenagt waren; alle Thüren und Fenster waren zwar etwas nach altem Geschmack und nicht ganz gleichförmig verteilt, doch hatte die Burg ein ehrwürdiges Ansehen. Rings um das Schloß her und selbst auf seinen Dächern waren die schönsten Gärten von Schimmel angelegt, den ich nie höher und leichter gesehen habe. Türme von Käserinden, mit Mandelschalen statt Ziegeln gedeckt, gaben dem Gebäude eine besondere Zierde. Die Häuser der Unterthanen bestanden aus hohlen Kürbissen und Melonen und Kommisbroten und Semmeln; einige wohnten auch in alten Stiefeln und Schuhen; und alle die Wohnungen lagen in Reih' und Ordnung um den Hügel herum und hatten größere und kleinere Anlagen von Schimmel um sich her. Auch bemerkte ich viele Höhlen in die Erde hinein, welches ihre Keller und Vorratskammern waren. Das Schönste war in der Mitte des Hügels, auf einem weiten freien Platze eine große gotische Kirche, von weiß gebleichten Pferdeschädeln zusammengebaut und mit tausend kleinen Knochensplittern verziert und verspitzt; um sie her war aber der Kirchhof, Grab an Grab, schön geordnet und mitten darauf ein Beinhaus[1] von lauter Mäusegerippen und Beinchen, weiß wie Elfenbein, in schönster Ordnung zusammengelegt.

„Alles das konnte ich nicht genug bewundern, und der Mond schien so hell in die kleine wimmelnde Welt, daß es eine Lust war, hineinzuschauen. Währenddessen war mein Mooslager fertig geworden, und ich war so müde, daß ich mich darauf niederlegte und entschlief. Da versammelte sich dann die ganze königliche Familie und ihr ganzer Staatsrat um meinen Kopf, und ich konnte alle ihre Gespräche vernehmen.

„Nachdem der Prinzessin Sissi nochmals von ihrem Gemahl und ihren Eltern Glück gewünscht worden war zu ihrer Rettung, sagte sie, wie man die Gelegenheit nicht versäumen müßte, der Familie des Raugrafen Gockel, welcher sie zum zweitenmal so verbindlich geworden, sich dankbar zu erzeigen. Sie erzählte, daß ich ihretwegen die Rutenschläge standhaft erlitten. Da sagte

[1] Zur Aufbewahrung der ausgegrabenen Totengebeine

ein alter Rat, die Rute hätte ich wohl verdient, weil ich einstens eine so große Katzenfreundin gewesen, und es sei überhaupt zu überlegen, ob ich nicht eine Spionin der Katzen sei. — Dieser Verdacht ängstigte mich dermaßen, daß ich mich selbst mit Thränen dagegen verteidigte und zwar so nachdrücklich, daß dem alten Rat das Maul verboten wurde.

„Prinz Pfiffi gab endlich der ganzen Sache den Ausschlag mit folgenden Worten: ‚Nach der unglücklichen Nacht, in welcher meine geliebte Sissi in die Gefangenschaft der alten Petschierstecher kam, welche sie unter die Puppe befestigten, machte ich viele Reisen durch die Welt, um sie wieder aufzusuchen. Ich hatte die alten Schelme ganz aus dem Gesicht verloren, und so kam ich einst über Nacht in ein Schloß, um da zu übernachten. Da sah ich drei junge freche Gesellen in einem Saale in heftigem Zank, und zwischen ihnen lag ein schöner Ring, von welchem sie während ihres Streits immer wieder einander zurückstießen. Sie hatten jeder eine andere seltsame Uniform und nannten sich Kommerzienrat, Hoffaktor und Hoflieferant und schrien und lärmten ganz gewaltig. Jeder warf dem andern vor, er wolle ihn übervorteilen; jeder wollte den Ring vor allen andern haben, und endlich sagte der eine: ‚Ich muß ihn von Rechtswegen statt aller tragen, und wer von euch beiden etwas gewünscht haben will, der kömmt zu mir und gibt nur einen vollwichtigen Louisdor, so wünsche ich ihm etwas. Ich muß den Ring bewahren, denn ich habe die Maus gefangen und unter die Puppe geheftet, durch welche der Ring gewonnen worden.‘ — ‚Was soll mir das?‘ sagte der andere, ‚habe ich nicht den falschen Ring gemacht, welcher für den echten ist hingegeben worden?‘ Dann schrie der dritte: ‚Was soll mir das? Habe ich nicht die Puppe mit der Maus der kleinen Gackeleia gegen den Ring aufgeschwatzt? Bin ich's nicht, der euch den Ring gebracht, durch dessen Besitz wir uns an Gockel gerächt und uns jung und schön und zu vornehmen Standespersonen gemacht haben?‘ Sie waren im Begriff, sich in die Haare zu fallen, aber ich hatte genug gehört, ich wußte, daß Sissi lebte und daß sie zu Gelnhausen bei der kleinen Gackeleia in einer Puppe stecke.

„‚Gleich begab ich mich wieder auf die Reise. Aber in Gelnhausen auf dem Markt erfuhr ich von einer Menge Mäuse, welche dort in allerlei Küchenabfall nagten, der umher lag, wo die raugräfliche Küche gestanden, daß Gockel, Hinkel und Gackeleia arm und lumpicht ins Elend gezogen seien. Nun suchte ich diese guten Leute auf und fand sie betrübt, daß Gackeleia der fatalen Puppe nachgelaufen sei. Ich machte mich nun von neuem auf den Weg, und so war ich denn endlich so glücklich, dich, liebe Sissi, und deine Freundin Gackeleia hier wiederzufinden. Jetzt aber halte ich es für das Beste, wenn wir dem Gockel den Ring wieder verschaffen, und ich glaube das in eigner Person ausführen zu können.‘

„‚Nein‘, rief da die Prinzessin Sissi, ‚ich will auch dabei sein, du bist zu ungestüm, wir wollen es zusammen versuchen, und Gackeleia soll auch mitgehen.‘

„Da sprach ich: ‚Ja, ja, das wollen wir, und ich verspreche euern königlichen Eltern, wenn ich den Ring wiedererhalte, einen Zentner der schönsten holländischen Käse und einen Sack der besten Knackmandeln zu übersenden, ihre Residenz neu erbauen zu können, und dazu noch einen Zentner der besten Schinken zu allgemeiner Belustigung der Nation, und sonst alles, was dem edlen Volk der Mäuse lieb und angenehm sein kann.“

„‚Ach!‘ rief da der alte König aus, ‚meine liebe Gemahlin sagt mir soeben, daß sie für ihr Leben gern einmal Königsberger Marzipan und Thornischen Pfefferkuchen und Hauersche Bratwürste und Spandauer Zimtbrezeln und Nürnberger Honigkuchen und Frankfurter Brenten[1] und Mainzer Bizen und Gelnhauser Bubenschenkel und Koblenzer Totenbeinchen und dergleichen patriotische Kuchen essen möge.‘

„‚Alles das sollt ihr im Übermaß erhalten‘, sagte ich, ‚wenn ich nur erst den Ring besitze.‘

„‚Wohlan!‘ sagte der König, ‚so mag Sissi und Pfiffi morgen früh gleich mit dir auf das Abenteuer ausziehen; lasset uns aber vor allem in die Kirche einziehen und den Schöpfer um einen

[1] Eine Brezelart.

glücklichen Ausgang bitten! Schlafe du indessen wohl, liebe Gackeleia, bis wir dich morgen früh erwecken!'

„Nun begaben sie sich paarweis in einer schönen Ordnung in die Kirche, und jede Maus hatte ein Stückchen leuchtendes faules Holz im Maule, welches sie im Vorübergehen aus einer hohlen Weide abbissen, so daß sie wie ein Fackelzug in die Kirche einzogen, und dazu sangen sie folgendes fromme Lied:

‚Kein Tierlein ist auf Erden,
Dir, lieber Gott, zu klein,
Du ließt sie alle werden,
Und alle sind sie dein.
Zu dir, zu dir
Ruft Mensch und Tier.
Der Vogel dir singt,
Das Fischchen dir springt,
Die Biene dir brummt,
Der Käfer dir summt,
Auch pfeift dir das Mäuslein klein:
Herr Gott, du sollst gelobet sein!

‚Das Vöglein in den Lüften
Singt dir aus voller Brust,
Die Schlange in den Klüften
Zischt dir in Lebenslust,
Zu dir, zu dir
Ruft Mensch und Tier
u. s. w.

‚Die Fischlein, die da schwimmen,
Sind, Herr, vor dir nicht stumm,
Du höreſt ihre Stimmen,
Ohn' dich kommt keines um.
Zu dir, zu dir
u. s. w.

‚Vor dir tanzt in der Sonne
Der kleinen Mücken Schwarm,
Zum Dank für Lebenswonne
Ist keins zu klein und arm.
Zu dir, zu dir
u. s. w.

‚Sonn', Mond gehn auf und unter
In deinem Gnadenreich,
Und alle deine Wunder
Sind sich an Größe gleich.
Zu dir, zu dir
u. s. w.

‚Zu dir muß jedes ringen,
Wenn es in Nöten schwebt,
Nur du kannst Hülfe bringen,
Durch den das Ganze lebt.
Zu dir, zu dir
u. s. w.

‚In starker Hand die Erde
Trägst du mit Mann und Maus,
Es ruft dein Odem: ‚Werde!'
Und bläst das Lichtlein aus.
Zu dir, zu dir
u. s. w.

‚Kein Sperling fällt vom Dache
Ohn' dich, vom Haupt kein Haar,
O teurer Vater, wache
Bei uns in der Gefahr!
Zu dir, zu dir
u. s. w.

‚Behüt' uns vor dem Falle
Und vor dem süßen Gift
Und vor der Katzenkralle,
Die gar unfehlbar trifft.
Zu dir, zu dir
u. s. w.

‚Daß unsre Fahrt gelinge,
Schütz' uns vor aller Not,
Und hilf uns zu dem Ringe
Und zu dem Zuckerbrot!
Zu dir, zu dir
u. s. w.'

„Während dieses Gesanges war ich eingeschlafen, und am andern Morgen weckte mich Prinz Pfiffi und Prinzessin Sissi.

„Ich stand auf und folgte ihnen durch den Wald über Berg und Thal einen weiten Weg. In den Dörfern und Städten befestigte ich die Prinzessin unter meine Puppe und ließ diese vor den Kindern auf dem Markte tanzen, wodurch ich für mich und meine Reisegefährten Brot gewann; denn den Thaler, welchen mir der kleine Prinz Kronovus geschenkt, hatte ich ihm zulieb' ausgegeben.

„Als ich nun einst in der Nähe einer großen Stadt bei einem kühlen Brunnen im Gebüsche wegen Müdigkeit eingeschlummert war, sagte mir Pfiffi ins Ohr: ‚Liebe Gackeleia, die Stadt, die vor uns liegt, ist der Ort unserer Bestimmung. Du sollst darin gleich in die Kirche gehen und beten, daß unser Vorhaben gelinge, wir laufen indessen in den Palast der Petschierstecher und geben dir, sobald wir alles ausgeforscht, die gehörige Nachricht.' Ich versprach, ihrem Rate zu folgen, und da wir in die Stadt kamen, begab ich mich sogleich in die Kirche und kniete mich in ein Winkelchen und betete recht herzlich zu Gott, daß ich den Ring wiedergewinnen und zu euch, liebe Eltern, zurückfinden möge. Die Mäuse aber hüpften in den Korb einer alten Köchin, die auch da betete, und ließen sich von ihr in den Palast der Petschierstecher tragen; denn Pfiffi erkannte sie als die Köchin derselben, welche er bei seinem vorigen Aufenthalt in der Speisekammer besucht hatte.

„Als ich allein war, kamen mancherlei Leute in die Kirche und beteten und klagten Gott ihre bittere Not, und da ich durch den Umgang mit den Mäusen mein Gehör sehr geschärft hatte, hörte ich das meiste, was sie in ihrer Herzensangst flüsterten, und alle beteten, Gott möge doch die Stadt von dem bösen Hoffaktor befreien, er sei schuld, daß der Fürst die Semmeln so klein backen lasse. Ein anderer betete, Gott möge doch den geizigen Kommerzienrat vertreiben, er sei schuld, daß der Fürst das Salz so teuer verkaufe. Ein dritter betete, Gott möge die Stadt doch von dem habsüchtigen Hoflieferanten befreien, er sei schuld, daß der Fürst das Fleisch so teuer werden lasse. Alle beteten um Hülfe gegen die drei Petschierstecher, und ich betete um so herzlicher, daß ich den Ring wieder von ihnen erhalten möchte, weil sie doch niemand dadurch glücklich machten.

„Da es aber in der Kirche so hübsch still und kühl war, überfiel mich ein leiser Schlummer, und ich hatte schier so lange geschlafen, daß mich der Küster fast in die Kirche eingesperrt hätte; aber Sissi kam gerade zu rechter Zeit und flüsterte mir in die Ohren: ‚Geschwind, Gackeleia! gehe mit mir aus der Kirche, hörst du? Der Küster rasselt schon mit den Schlüsseln. Gehe mit mir, du sollst selbst sehen, wie wir den Ring erwischen; wir haben die beste Hoffnung.‘

„Fröhlich nahm ich nun die kleine Maus in den Ärmel und ging mit ihr nach dem Schlosse der drei Betrüger.

„Als wir an die Gartenmauer kamen, sprang Sissi an die Erde und zeigte mir den Weg zur Thüre. Ich gelangte hinter ein kleines Gartenhaus, wo ich mich im Gebüsch versteckte und durch eine Spalte im Fensterladen alles sehen und hören konnte, was im Gartenhaus vorging.

„Die drei Betrüger saßen um einen Tisch, in dessen Mitte der köstliche Ring lag, und stritten miteinander, wer in dieser Woche den Ring am Finger tragen sollte. Da sie gar nicht einig werden konnten und lange geschrieen und geschimpft hatten, weil immer der eine fürchtete, der andere möge ihm den Tod wünschen, wenn er den Ring am Finger habe, griff endlich der eine mit solcher Heftigkeit nach dem Ring, daß er den Tisch umstieß, und das machte sich der andere zu Nutzen und ertappte den an die Erde gefallenen Ring, steckte ihn an den Finger und drehte und schrie:

‚Salomo, du weiser König,
Dem die Geister unterthänig,
Mach' zwei Esel aus den beiden,
Die in diesem Garten weiden.
Ringlein, Ringlein dreh' dich um,
Mach's geschwind, ich bitt' dich drum.‘

„Während er dieses mit der größten Eile hergeschnattert hatte, rissen die beiden andern ihn hin und her; aber es währte nicht lange, so waren sie beide zwei dicke, häßliche Esel, und er nahm einen Prügel und trieb sie aus dem Gartenhaus hinaus, das er hinter ihnen verschloß. Sie schrieen und bissen sich untereinander noch eine Weile, fingen aber bald an, sich in ihre neue

Natur zu schicken und allerlei Gras und Disteln am Wege zu fressen.

„Ich guckte wieder in das Gartenhaus, da wollte sich der, welcher den Ring hatte, schier buckelig lachen, weil er seine Gesellen endlich so sauber angeführt. ‚Gott sei Dank!‘ sagte er, ‚nun kann unsereins doch einmal ruhig ausschlafen, ohne die Gefahr, daß der andere ihm den Tod wünscht‘, und nach diesen Worten legte er sich breit in einen Sorgenstuhl und fing bald an, tüchtig zu schnarchen.

„‚Nun ist es Zeit‘, dachten Pfiffi und Sissi und schlüpften beide durch ein Loch in das Gartenhaus. Ich wandte kein Auge von dem Schlafenden und dem Ring an seinem Finger! Ach! er hatte eine Faust gemacht, und es schien, daß der Ring sehr schwer zu bekommen sei. Aber Sissi nahte sich seinem Ohre und sang mit der süßesten Stimme nichts als das Verslein:

‚Louisdore und Dukaten!
Echte Perlen! Diamant!
Ritterorden! Ihro Gnaden!
Hohe Bildung! Ordensband!
Witz und Wesen, scharf und zart!
Gänsefett und Backenbart!‘

„Kaum hatte der Schlafende diesen Vers gehört, als er die Hand so öffnete, als wollte er nach all den schönen Sachen greifen. Nun biß ihm Prinz Pfiffi in den Finger. Er wachte auf und sagte: ‚Ein scharmanter Traum, aber der Ring drückt mich und weckt mich auf; wer kann ihn mir hier nehmen? Die zwei Esel grasen draußen mit dem besten Appetit, was brauchen sie mehr? Sie haben keine andern Bedürfnisse. Ach, der schöne Traum! ich will versuchen, ob ich ihn wieder träumen kann. Der Ring soll mich nicht wieder stechen; ich lege ihn, bis ich erwache, auf den Tisch.‘ Nun zog er den Ring ab und schlief wieder ein. Kaum schnarchte er, als Sissi ihm wieder ins Ohr sang:

‚Louisdore und Dukaten!
Echte Perlen! Diamant!
Ritterorden! Ihro Gnaden!
Hohe Bildung und Verstand!

Witz und Wesen, scharf und zart!
Gänsefett und Backenbart!'

„Da lächelte er gar süß wie ein Topf voll saurer Milch, und Pfiffi brachte mir den Ring zum Loch heraus. Schnell steckte ich ihn an den Finger und sprach:

‚Salomo, du weiser König,
Dem die Geister unterthänig,
Lasse diesen wie die andern
Gleich als einen Esel wandern,
Schaff' auch einen Eseltreiber,
Der mir ihre faulen Leiber
Mit dem Prügel tüchtig rührt
Und zum Vater Gockel führt!
Ringlein, Ringlein, dreh' dich um,
Mach's recht schnell, ich bitt' dich drum!'

„Und siehe da, gleich war der Esel fertig, und der Treiber stand schon bei ihm drin und trieb ihn mit einem Prügel zum Gartenhaus hinaus und erwischte auch die beiden andern, und ich drehte den Ring und wünschte bei euch zu sein. Da war ich gleich hier auf dem Hof, und als ich euch in dem alten Hühnerstall so klagen hörte, wünschte ich, daß das Schloß wieder sein möchte, wie es einst im höchsten Glanze bei unsern Voreltern gewesen; auch wünschte ich, daß ihr wieder schön und jung werden möchtet und daß auch ich eine schöne, vernünftige Jungfrau sein möchte, damit ich meine gefährliche Spielsucht verlöre. Und da alles das so geworden war, schlich ich zu euch in den Hühnerstall und drückte mich in einen Winkel, um eure Überraschung recht zu genießen. Sissi aber wollte mit aller Gewalt unter die Puppe gebunden sein, um euch zu necken. Da lief sie über euer Stroh, und als ihr riefet: ‚Die Puppe, die Puppe!' sagte ich:

‚Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur.'

„Das andere wißt ihr alles."

Nach dieser Erzählung umarmte Gockel und Hinkel die Gackeleia unter Freudenthränen und sagten: „Dank! tausend Dank!

Liebes Kind, du sollst zum Lohne deiner Güte auch den Ring immer am Finger haben, du sollst alles wünschen, was du willst." Gackeleia sagte: „Ich nehme es an; vor allem wollen wir die drei Esel, die im Hofe stehen, mit allem beladen, was ich dem guten Mäusekönig versprochen habe, und dann sollt ihr sehen, wie vernünftig ich wünschen will."

Nun gingen sie hinab und wünschten, nachdem die Käse und die Schinken den Eseln auf den Rücken gepackt waren, auch noch den Königsberger Marzipan, den Thornischen Pfefferkuchen, die Hauerschen Bratwürste, die Spandauer Zimtbrezeln, die Nürnberger Lebkuchen, die Frankfurter Brenten, die Mainzer Vizen, die Gelnhauser Bubenschenkel und die Koblenzer Totenbeinchen dazu, welche sich ohne Verzug einstellten und die Esel so belasteten, daß sie schier niederbrachen. Als nun Prinz Pfiffi und Prinzessin Sissi ihren Freunden den zärtlichsten Abschied zugepfiffen hatten, befestigte Gockel seine Pudelmütze auf den Kopf des einen Esels und setzte die Mäuschen hinein und ließ den Treiber die drei Esel nach dem Mäuseland hintreiben und recht viele schöne Grüße ausrichten.

„Ach!" sagte Gackeleia, „jetzt wollen wir auch einmal in unsere Schloßkapelle gehen und sehen, wie sie sich verändert hat." Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als die Glocke zu läuten anfing und sie in die Kapelle rief.

Sie traten hinein und konnten sich nicht satt sehen an den schönen Bildern und Leuchtern, mit denen die Altäre geschmückt waren. Besonders aber erfreuten sie sich an einer silbernen Bildsäule des heiligen Petrus, neben welchem ein goldener Hahn saß, der mit seinem Krähen immer die Stundenzahl ansagte und dabei mit den Flügeln schlug, als wenn er lebte. Gockel und Hinkel erinnerten sich lebhaft des getreuen Alektryo dabei, denn er glich ihm über die Maßen, und kaum hatten sie den Wunsch ausgesprochen, daß er noch leben möge, als auch Gackeleia den Ring drehte und sprach:

„Salomo, du weiser König,
Dem die Geister unterthänig,

Mache meine Eltern froh
Durch den Hahn Alektryo!
Ringlein, Ringlein, dreh' dich um,
Mach's geschwind, ich bitt' dich drum!"

Gleich flog der silberne Hahn dem Gockel auf die Schulter und schlug mit den Flügeln und war Alektryo. Nun aber begann der Gottesdienst; alles Schloßgesinde füllte die Kirche, man spielte die Orgel und sang und predigte, daß es eine Lust war. Als aber am Schlusse des Gottesdienstes der Geistliche am Altare fragte, ob niemand da sei, der Hochzeit machen wolle, drehte Gackeleia ihren Ring und sprach:

„Salomo, du weiser König,
Dem die Geister unterthänig,
Bring' doch den Kronovus her,
So ganz wie von ungefähr.
Mach's geschwind, ich bitt' dich drum,
Ringlein, Ringlein, dreh' dich um!"

Da hörten sie Jagdhörner im Schloßhof; Gackeleia lief hinaus und sah den Prinzen Kronovus in einem grünen Jagdröckchen von einem kleinen Schimmel springen, und sie flogen sich einander in die Arme mit dem Ausruf: „Ach, wie bist du so klein! ach, wie bist du so groß!" Da drehte Gackeleia den Ring und wünschte, daß Kronovus so groß und verständig wie sie sei. Und das ward er auch alsogleich. Da trat sie mit ihm in die Kirche, und Gockel und Hinkel grüßten den Kronovus; der sagte ihnen, daß sein Vater Eifrasius und seine Mutter Eilegia gestorben seien, und wenn Gockel ihm Gackeleia zur Gemahlin geben wolle, solle sie seine Königin von Gelnhausen sein. Hinkel war es zufrieden und Gockel auch; sie führten die beiden vor den Altar, und der Priester legte ihre Hände zusammen, und sie wechselten die Ringe.

Im ganzen Schlosse wurde nun ein großes Fest gefeiert, nach Gelnhausen wurden Boten gesandt, um alles Volk einzuladen, und bald ward das Schloß und der Wald umher mit lustigen Leuten angefüllt.

Als nun Gockel, Hinkel und Gackeleia dem Kronovus bei Tische alles erzählten, zog dieser den Ring Salomonis, den ihm Gackeleia am Altar geschenkt hatte, vom Finger, legte ihn auf seinen Teller und betrachtete ihn sehr aufmerksam und sagte: „Den ersten Wunsch der Gackeleia soll mir der liebe Ring gleich erfüllen."

„Ach!" sagte Gackeleia, „alles ist so herrlich und so glücklich. Was bleibt zu wünschen übrig, als daß wir alle Kinder wären und die ganze Geschichte ein Märchen, und Alektryo erzählte uns die Geschichte, und wir wären ganz glücklich darüber und patschten in die Hände vor Freude?"

Kaum hatte sie dies gesagt, als Alektryo, der vor der Mitte des Tisches saß, mit dem Schnabel nach dem Ringe zuckte und ihn verschluckte, und in demselben Augenblick waren alle Anwesenden in lauter schöne, fröhliche Kinder verwandelt, die auf einer grünen Wiese um den Hahn herumsaßen, der ihnen die Geschichte erzählte, worüber sie dermaßen in die Hände patschten, daß mir meine Hände noch ganz brennen; denn ich war auch dabei, sonst hätte ich die Geschichte niemals erfahren.

Das Märchen vom Murmeltier.

Frau Lureley, die gute und schöne Wasserfrau, reiste über Land, und als sie in Hessen ins Gebirg und in den wilden Wald kam, neigte sich die Sonne schon zu ihrem Untergang, und immer hatte sie noch keinen Brunnen gefunden, in dem sie übernachten konnte. Sie war daher etwas besorgt und legte sich dann und wann auf die Erde, um zu lauschen, ob sie nicht einen Brunnen murmeln höre.

Als sie auch einmal so lauschte, hörte sie das Getrappel von einer Herde Schafe und eilte nun nach der Gegend zu, wo das Geräusch erschallte, weil sie wohl wußte, daß die Hirten sich in der Nähe der Brunnen gerne aufhalten. Nicht lange ging sie noch durch den Wald, als eine schöne Wiese vor ihr lag, worauf eine kleine Herde weidete; da sie aber hervortrat, stürzten die Schafe, durch ihre Erscheinung erschreckt, nach der andern Seite der Wiese dem Walde zu, und zugleich sah sie ein junges Hirtenmädchen der Herde nacheilen, um sie zurückzuhalten. Die Hirtin hatte ein schwarzes Röckchen an, ihr Mieder war rot, ihre Haube auch schwarz, und ihre Haare hingen ihr in zwei langen blonden Zöpfen die Schultern herab, und während sie lief, spann sie ängstlich an einem Rocken. Endlich hatte sie die Herde wieder gesammelt, und da sie nun die schöne Wasserfrau erblickte, welche einen blauen, mit Silber durchwirkten Rock an hatte, stand sie erschrocken still und warf sich dann demütig auf die Kniee. Frau Lureley aber nahte sich ihr und hob sie auf und sprach ganz freundlich zu ihr: „Mein Kind, fürchte dich nicht, ich bin ein reisendes Wasserfräulein und suche einen Brunnen, in dem ich heute übernachten kann; willst du mir einen Brunnen zeigen, so will ich dich belohnen."

„Recht gern, mein schönes Fräulein," sagte die Hirtin. „Ich muß nur noch meinen Rocken abspinnen und mein Körbchen voll Erdbeeren lesen, dann treibe ich die Herde an einen recht schönen Brunnen, der nicht weit von hier ist, um sie zu tränken, und wasche auch meine Erdbeeren dort." — „Komm, gib mir deinen Rocken", sagte das freundliche Wasserfräulein, „ich will ein Weilchen spinnen; so sammle deine Erdbeeren geschwind, damit wir eher an den Brunnen kommen."

Die Hirtin gab ihr den Rocken und suchte Erdbeeren, die sie plötzlich in solcher Menge fand, daß ihr Körbchen schnell gehäuft voll war. „Ich bin recht glücklich," sagte sie, „mein Körbchen ist schon voll, jetzt will ich Euch zum Brunnen führen." — „Gut", sagte das freundliche Wasserfräulein. Die Hirtin trieb nun ihre Herde voran und folgte an der Seite des Wasserfräuleins durch den schönen, stillen Abend.

„Wie heißt du, mein liebes Kind?" sagte Lureley. Die Hirtin erwiderte: „Ich heiße Murmeltier." — „Murmeltier?" sagte Lureley erstaunt, „Murmeltier! Wer hat dir diesen häßlichen Namen gegeben? Du bist ja so freundlich und hast hübsche, rote Wangen und ein paar helle, blaue Augen; so sieht ja kein Murmeltier aus." Als Lureley so gesprochen hatte, sah sie, daß die Hirtin weinte, und bat sie nun sehr, nicht zu weinen und ihr zu erzählen, was für ein Kummer sie betrübe.

„Ach, liebes Wasserfräulein," sagte die Hirtin, „ich weine oft hier auf der Wiese, denn es geht mir recht übel. Nicht weit von hier, im wilden Walde, wohnt meine Mutter und meine Schwester; sie lieben mich nicht, nichts kann ich recht machen; sie geben mir so viel Arbeit, daß ich sie nie ganz verrichten kann; ich soll alles thun, was zu Hause zu thun ist: waschen, Feuer machen, Stube und Stall kehren und doch auch wieder die Herde führen und pflegen und alle Abend den abgesponnenen Rocken und einen ganzen Korb voll Erdbeeren nach Hause bringen; und fehlt nur das Mindeste an diesen Aufgaben, so geben sie mir das Stückchen Brot nicht, wovon ich lebe, oder nehmen mir das Stroh, worauf ich schlafe, daß ich auf der harten Erde hungernd schlafen muß; ich sage zu allem dem auch kein Sterbenswörtchen und leide alles

mit Geduld; wenn meine Schwester aber mich schlägt, und ich weine still, so nennen sie dies murren, und so haben sie mir den Namen Murmeltier gegeben. Ach! wenn die Sonne untergeht, werde ich immer gar traurig; denn nun muß ich nach Haus, und da geht mein Kummer und Leiden an. Wenn ich so den Tag über hier im Walde bin, da habe ich doch Ruhe, da ist mir wohl; alle Vögel kennen mich und grüßen mich und hüpfen um mich herum, wenn ich Erdbeeren lese, und sitzen auf meinem Rocken, wenn ich spinne, und so bring' ich den Tag mit einiger Ruhe zu; doch sehe ich immer mit Angst nach der Sonne und zittere, wenn ich sehe, daß sie sich nach den Bäumen senkt, denn dann kommt der Abend, und ich muß nach Hause, wo mich Not und Elend erwarten."

Während dieser Erzählung hatten sie sich dem Brunnen genähert. „Mein liebes Murmeltier", sagte Lureley, „nun müssen wir scheiden; ich werde heute nacht hier bei der Brunnenfrau dieser Quelle wohnen und morgen mit Tagesanbruch weiter reisen; nun hätte ich doch gerne ein Andenken von dir und möchte auch dir etwas geben, denn ich bin dir sehr gut, mein liebes Kind!" — „Ach!" sagte Murmeltier, „was habe ich armes Mägdlein, das ich Euch geben könnte?"

„Ich will dir sagen", erwiderte Lureley, „wie wir's machen: gib du mir deine Kleider, ich gebe dir meine; denn es ist mir der silberne lange Rock doch hinderlich auf der Reise, und ich werde in deinem kurzen Röckchen viel schneller gehen können." Murmeltierchen mußte nun mit Frau Lureley die Kleider wechseln und ihr dann die Haare kämmen und flechten, wie sie es selbst trug. Aber wie wunderte sie sich, als ihr aus den Haaren der Frau Lureley lauter Perlen und Edelsteine in den Schoß fielen! „Die schenke ich dir alle", sagte Frau Lureley, „jetzt will ich mich in dem Brunnen betrachten, wie mir dein Kleid steht", und indem sie in den Brunnen sah, sagte sie: „O, allerliebst!" und sprang in den Brunnen hinab.

Murmeltier trat nun an den Brunnen und sagte: „Leb' wohl, leb' wohl, lieb Wasserfräulein! Vergiß das arme Murmeltier nicht!"

Da tauchte Frau Lureley noch einmal hervor und sprach: „Mein liebes Kind, ertrage alles mit Geduld, bleibe fromm, fleißig und demütig, und wenn du in großer Not bist, so stürze dich in diesen Brunnen, ich will der Brunnenfrau, die drin wohnt, sagen, daß sie sich deiner annehmen soll. Nun leb' wohl!" Da verschwand sie.

Murmeltier sah noch hinab, und da sie ihr eigenes Bild so schön geschmückt im Wasserspiegel sah, dachte sie nicht, daß sie es selbst sei, und sagte nur immer: „Je, die schöne, liebe Lureley!" Nun wusch sie ihre Erdbeeren in dem Wasser und ließ dann ihre Herde trinken, nahm den Rocken und das Erdbeerenkörbchen und zog nach Hause, mehr an die liebe Frau denkend als an die harte Begegnung, die sie erleiden würde.

Als sie aber den Mond über den Bäumen heraufsteigen sah, ergriff sie eine große Angst, daß es schon so spät sei, und sie eilte furchtsam in ihre Hütte, trieb die Schafe in den Stall, nahm ihren Rocken und ihre Erdbeeren und trat an die Thüre. Da hörte sie schon drin ihre Schwester zanken. „Das faule Murmeltier ist schon wieder zu spät nach Hause gekommen, Mutter!" sagte sie, „und wenn sie nicht alles fertig hat, so will ich sie recht anfahren und ihr das Brot nehmen." — „Ja", sagte die Mutter, „das häßliche, freche Mädchen weiß gar nicht mehr, was sie vor Übermut treiben soll; hat sie nicht gestern gar einen Kranz von Rosen auf dem Kopf gehabt, als sie aus dem Walde kam? Es wundert mich nicht, daß sie nie mit ihrer Arbeit fertig wird, wenn sie solche Eitelkeit treibt." — „Ich habe ihr aber den Kranz heruntergerissen und mit Füßen getreten", sagte die böse Schwester, „und ihr einen Strohkranz gegeben. Wo sie nur so lange bleibt? Ich habe doch die Schafe schon blöken hören; sie hat gewiß wieder etwas angestellt und fürchtet sich hereinzugehen; aber ich will sie schon bei den Ohren hereinziehen." Nach diesen Worten riß Murxa (so hieß die böse Schwester) die Thüre auf, um das Murmeltier zu holen. Aber wie erstaunte sie und die Mutter, als sie die glänzende, von Silber schimmernde Jungfrau auf der Schwelle stehen sahen! Die Frau Wirx, so hieß die alte Frau, und Murxa erkannten sie nicht und warfen sich vor ihr auf die Kniee, denn sie

hielten sie für eine Königin. Murmeltier aber sagte: „Liebe Mutter, liebe Schwester, ach, kennt ihr mich denn nicht mehr? Ich bin ja Murmeltier, eure Tochter."

Nun erkannten sie das arme Kind an der Stimme und kamen auch gleich in den größten Zorn. „Ei! sieh da! das garstige Murmeltier läßt sich auf den Knieen verehren", schrie Murxa. „Wo hast du die prächtigen Kleider gestohlen?" sagte Wirx. „Herunter mit den Kleidern!" schrie die Schwester, „ich will sie anziehen" — und so ging es in einem Zanken fort.

Murmeltier ließ sich richtig die Kleider ausziehen, gab der Mutter die Erdbeeren; die waren aber lauter Goldkörner, und dabei lagen die Perlen, die sie der Lureley aus den Haaren gekämmt hatte; darüber war die Mutter von neuem erstaunt, und als sie ihr den Rocken gab, war das Gespinst reines Silber. Aber alles war nicht recht; bei allem wurde sie gezankt, und da sie von Frau Lureley erzählte, sagte Murxa: „Morgen werde ich hingehen und werde ganz anders beschenkt werden; die Frau Lureley muß nicht recht gescheit sein, daß sie sich so lang mit dir, häßliches Murmeltier, abgegeben" — und nun kniff sie dem armen Mädchen aus Bosheit in den Arm, daß sie laut weinte. „Fort auf dein Stroh, Murmeltier!" sagte Frau Wirx, „schreie uns hier die Ohren nicht voll!" — und Murmeltier wünschte freundlich gute Nacht und ging auf ihr dürftiges Lager.

Aber sie konnte vor Traurigkeit nicht schlafen und weinte immerfort und sagte: „Ach! so ist denn, solange ich lebe, noch kein Mensch freundlich mit mir gewesen als die gute Frau Lureley, und alles, was sie mir geschenkt, habe ich hingegeben, und doch werde ich geschimpft und geschlagen; gibt es ein größeres Leid als meins? Nein, ich will nicht schlafen heute nacht; ich will zum Brunnen laufen, ehe die Frau Lureley abreist, und ihr mein Elend klagen, vielleicht gibt sie mir Trost und Rat."

Geschwind stand sie auf und lief in den Wald an den Brunnen; sie hatte nichts an als ihren Unterrock und ihr Hemd von grober Leinwand, denn die Schwester, die ihr das Kleid genommen, hatte ihr kein anderes dafür gegeben.

Es war heller Mondenschein, und sie lief in Angst an den

Brunnen und kniete weinend dabei nieder. Anfangs scheute sie sich, der Frau Lureley zu rufen, weil sie fürchtete, sie möge sie aus dem Schlafe erwecken; da aber die Nachtigall sie sah, die sie gar wohl kannte, flog sie nieder zu ihr und setzte sich zu ihr auf den Rand des Brunnens und mischte ihren Gesang mit ihren Klagen. Die Nachtigall aber sang:

„Viele, viele, liebe, süße
Mägdlein kenne ich;
Wenn ich sie sehe, gehen
Im Taue auf der Aue, ich sie anschaue
Und sie freundlich begrüße,
Wenn sie sich bücken und pflücken, sich zu schmücken,
Und drücken mit Entzücken
Die lieben Blumen ans kindische Herz
Und sehen in die stillen blauen Augen,
Mit denen der schüchterne März
Die junge Wärme der Sonne
In sich will saugen,
In die kleinen blauen Violen;
Wenn sie auf leichten Sohlen
Bisweilen eilen zum Strauche
Und in duftendem Hauche
Des Sommers sich brechen
Die Rosen und sich stechen,
Dann ruf' ich: ‚weh'! weh'! weh'!
Auf die Dornen seh'!'
Und sie setzen sich nieder
Beim duftenden, berauschenden Flieder,
Singen Lieder und schmücken das Mieder
Mit süßen Primeln, Aurikeln, Lilien, Basilien,
Hyazinthen und winden sich Kränze,
Daß ihr Haupt glänze im Lenze,
Dann sende ich süße Grüße, über die Wiese
Weiß ich zu locken die blumengeschmückten, entzückten Docken',
Die Frühlingsgesellen, zu hellen Waldquellen,
Wo in die Wellen sie stellen
Die rosigen Füße, zu kühlen im Schwülen;

' Puppen (niederdeutsch).

Da grüß' ich sie alle mit ihres Namens Schalle:
‚Grüß' dich Gott, lieb', lieb' Ludmilla!
Lilla! Sibylla! Kamilla!
Grüß' dich Gott, lieb', lieb' Agneta!
Margareta! Elisabetha! Ameleya!
Sophia! Dora! Leonora!
Rieke! Fieke[1]! Anna! Johanna!
Marianna! Susanna!
Grüß' dich Gott und das Himmelblau,
Süße Jungfrau! Aber alle, alle,
Wie auch ihr Name süß schalle,
Sind mir nicht so lieb, lieb, lieb, lieb
Als du lieb, du süß, du zart, mild Bild,
Du still, fromm, blond, lind Kind,
Du schön, gut, treugemut
Murmeltierchen!'"

Murmeltierchen hörte zu, aber sie verstand nicht, was die liebe Frau Nachtigall sang, und sang ihr ganz leise wieder:

„Schweig', liebe Nachtigall!
Daß der laute Widerhall
Nicht Frau Lureley erwecke,
Die hier in dem Brunnen ruht.
Ach! sie ist so lieb, so gut!
Laß sie schlummern und verstecke
Dich hier in der Rosenhecke;
Still, still, still, schweige, schweige,
Rauscht nicht so ihr Eichenzweige,
Morgenwind zieh' still vorbei,
Wecke nicht Frau Lureley!
Sieh, wie ich so stille weine
Hier im lieben Mondenscheine,
Lasse mich alleine, alleine!"

Als aber Frau Nachtigall den Namen Lureley hörte, gefiel er ihr so gut, daß sie laut zu singen begann:

„Lureley! Lureley —
Klingt süß wie Ameley —

[1] Plattdeutsch s. v. w. Sophie.

Alle Töne geb' ich frei,
Lureley! Lureley!
Komm herbei, herbei, herbei!
Daß das Kind getröstet sei,
Ruf' ich immer einerlei:
Lureley! Lureley!" —

Nun erschallte aus dem Brunnen eine Stimme:

„Wer wecket mich?
Das ist nicht fein!
Noch decket mich
Der Mondenschein;
Ich strecke mich
Und schlafe ein."

„Da hast du's gehört, Frau Nachtigall, jetzt sei still und verstecke dich!" Frau Nachtigall begab sich hinweg in die Rosenhecke und war ganz mäuschenstille.

Auch Murmeltier regte sich nicht, und, mit dem Haupt an den Brunnen gelehnt, sah das arme Mägdlein in den Mond, bis es entschlummerte und nicht eher erwachte, bis der Schwalbe über dem Brunnen am Fels ihr graues Köpfchen zum Nest herausguckte und dem Morgenstern allerlei vorschwätzte:

„I wie ziehn die Winde
So geschwind durch Linde,
Daß die Blätter zwitschern
Und die Grasspitzen glitzern
Vom Tau, schau!
Da ruht die Jungfrau —
Sie ist gewiß von der Schwester
Gestern wieder geschimpft und gezwickt,
Aus dem Zimmer vertrieben, immer
Ist sie in Zwist, die List
Der bösen Frau Wirz
Quält sie, o die verschiedenen Geschwister!
Die Schwester lästert und hetzet
Und schwätzet, bis sie das liebe Herz
Mit Schmerz verletzet.
Ach! hätte ich Kisten und Kasten voll

Silber, Perlen und Edelstein,
Dir, Murmeltier, wär' alles allein;
Aber ich bin arm, daß Gott erbarm',
Alles ist leer, leer, leer, leer."

Über diesem Geschwätz der Schwalbe erwachte Murmeltier, und da sie in der kühlen Morgenluft fror, weil ihr die böse Schwester ihr Kleid genommen hatte, ward sie sehr traurig und sah in den Brunnen und konnte nicht widerstehen, sie stürzte sich hinab. Sie sank leise hinunter in eine Kammer ganz von reinem Glas, wo Frau Lureley und Frau Else, die Bewohnerin dieses Brunnens, auf dem Bette saßen.

Murmeltier umarmte weinend die Füße der Frau Lureley und küßte der Frau Else den Rock. Diese aber hoben sie auf und setzten sie neben sich, und Frau Else sagte zu ihr: „Mein liebes Mägdlein, soeben hat mir Frau Lureley viel Gutes von dir erzählt, und da sie jetzt abreist, will ich, die hier immer im Brunnen wohnt, deine Freundin sein." Dann sprach Frau Lureley: „Warum hast du denn kein Kleid an?" — „Ach!" klagte Murmeltier, „alles hat mir die Mutter und die Schwester genommen, was Ihr mir geschenkt habt, und hat mich noch dazu in den Arm gezwickt, daß ich habe weinen müssen, da bin ich denn in meiner Angst hierher geflohen."

„Wohlan, mein Kind!" sagte Frau Else, „ich will dir ein anderes Röckchen geben" — und nun gab sie ihr ein schönes, einfaches, grünes Kleid, dann schenkte sie ihr einen Spinnrocken, der immer von selbst spann, wenn sie allein war, und einen Schäferstab, der alle Wölfe verscheuchte, wenn sie ihn auf der Wiese aufsteckte. Nachdem Murmeltier herzlich für diese Geschenke gedankt hatte, sagte Frau Else: „Nun, mein Kind, kämme mir und Frau Lureley die Haare, wir wollen die deinigen dann auch kämmen" — dann gab sie ihr einen goldnen Kamm, und Murmeltier kämmte beiden die Haare und flocht sie so schön, daß die Wasserfrauen sehr zufrieden mit ihr waren.

Frau Else kämmte ihr hierauf ihre Haare auch und sagte zu ihr: „Mein Kind, so du nun deine Haare schüttelst und kämmst, sollen dir die schönsten und glänzendsten Blumen herausfallen.

Nun aber gehe nach Haus, besorge alles und führe dann deine Herde auf die Weide, damit die böse Frau Wirz und die Murza dich nicht zanken." Frau Lureley machte sich nun auch auf die Reise und stieg, nachdem sie von ihrer Wirtin, der Frau Else, Abschied genommen, mit dem Murmeltier aus dem Brunnen. „Liebes Murmeltier!" sagte sie, „jetzt führe mich noch den rechten Weg, es soll dich nicht gereuen." Murmeltier that es von Herzen, sie ging mit ihr bis wo das Bächlein einen Teich bildete, da sah sie einen Biber, der sich in einer Falle gefangen hatte, und schnell machte sie ihn frei, wofür ihr der Biber die Füße küßte und freundlich murrte. Da sprach Frau Lureley zu dem Biber:

„Lieber Biber!
Kannst nicht,
Wie du möchtest, dankbar sein.
Weil die Falle sie zerschlagen,
Sollst du ihr das Wasser tragen,
Sollst ihr Stall und Stub' ausfegen
Und ihr dienen allerwegen;
Lieber Biber,
Kannst nicht sagen,
Wie du möchtest dankbar sein."

Nach diesen Worten umarmte Frau Lureley das gute Murmeltier und trennte sich von ihr. Murmeltier aber eilte nach Hause, und der Biber hinter ihr her, und während sie die Schafe schnell aus dem Stall trieb, hatte er ihr schon das nötige Wasser getragen und mit seinem Schwanze alles rein und sauber gekehrt, worauf er sich nach seiner Wohnung zurück begab.

Als Frau Wirz und Murza die Schafe blöken hörten, standen sie auf und traten an die Thüre. „Wer hat dir gesagt die Schafe auszutreiben?" schrie Frau Wirz, „hast du nicht gehört, daß Murza heute auf die Wiese will?" — „Die Schafe mag sie immer treiben", sagte Murza, „aber nicht nach der Wiese; da geh' ich allein hin; aber wo hat sie das grüne Kleid schon wieder her? Sie muß gewiß stehlen." Nun näherte sich Murmeltier und erzählte alles, was ihr im Brunnen begegnet. „Sieh!" schrie die Murza, „wie sie sich die Haare in so zierliche Flechten gelegt!" —

und riß ihr die Zöpfe herunter; da schüttelte Murmeltier ihre Locken, und es fielen die schönsten Blumen heraus, worüber Frau Wirx und Murxa sehr erstaunten und letztere sagte: „Gleich will ich zum Brunnen laufen und mit eben solchen Gaben zurückkehren."

Frau Wirx befahl nun dem Murmeltier, ihre Herde nach der andern Seite des Waldes zu treiben und zugleich einen Korb voll Birnen am Abend mitzubringen von dem Baume, der dort stand. Murxa aber ging ganz hoffärtig in dem schönen Kleide der Frau Lureley nach dem Brunnen. Als Murmeltier mit der Herde zum Birnbaum gekommen war, steckte sie ihren Schäferstab in die Erde, zierte ihn mit Blumen und sprach:

„Hüte, frommer Hirtenstab,
Den die gute Else gab,
Meine Herde!
Halte mir die Wölfe ab,
Laß die Lämmer nicht verlaufen,
Daß sie all' auf einem Haufen
Hier im Gras beisammen bleiben,
Bis ich sie nach Haus will treiben!
In die Erde
Hab' ich dich darum gesteckt
Und mit Blumen dich geziert,
Wie's gebührt."

Dann steckte sie ihren Rocken neben den Birnbaum und sprach:

„Spinne, lieber Rocken, spinne
Fein und klar nach meinem Sinne,
Daß ich Fäden viel gewinne
Fein und klar, wie das Haar
Der Frau Else im Brunnen war."

Und sieh da! der Stab hütete die Lämmer, sie verließen ihn nicht, und der Rocken spann den klarsten und reinsten Faden wie das goldne Haar der Brunnenfrau. Traurig aber sah Murmeltier den Birnbaum an, er war hoch und steil; sie hatten ihr zwar eine Leiter mitgegeben, aber sie war viel zu kurz, und indem Murmeltier mit Sehnsucht hinauf nach den gelben Birnen sah, sprach sie:

„Lieber Birnbaum auf der Wiesen,
Kann ich dein gleich nicht genießen,
Will ich dich doch frisch begießen
Aus den Quellen, die hier fließen."

Und nun grub sie mit einem spitzigen Stein eine Rinne aus der Quelle bis zu dem Birnbaum, so daß das Wasser an seine Wurzel floß und den Baum erquickte. Als sie freudig so zusah, wie die durstige Erde rund um den Baum das Wasser einschluckte, fühlte der alte Birnbaum seine Wurzeln erfrischt, er sah mit freudigem Geräusch nieder zu dem Kinde und sprach, indem er die Äste niederbeugte, mit einer Stimme, die wie eine Säge zischte:

„Quellen führst du mir zum Herzen,
Linderst mir des Durstes Schmerzen,
Meine Blätter nicht mehr ächzen,
Zungen, die nach Wasser lechzen,
Und ich senke meine Äste
Niederschwenkend, meine besten
Birnen kannst du so erreichen,
Ohne erst heraufzusteigen."

Murmeltier dankte dem Birnbaum und brach ganz leise, um ihm nicht weh zu thun, die schönsten gelben Birnen ab und legte sie schonend in ihren Korb, worauf der Baum seine Zweige wieder emporhob und freundlich über ihr rauschte.

Als der Abend kam, nahm sie den Schäferstab und den Rocken in die Hand, hob sich den Korb voll Birnen auf den Kopf und zog hinter ihrer Herde nach Haus.

Unterwegs begegnete ihr ein schöner Jäger zu Pferd, er sah die schönen Birnen in ihrem Korb und kaufte sie ihr alle um mehrere Goldstücke ab, so daß sie ganz vergnügt nach Hause kam. Aber da erwartete sie wieder Zank und Verdruß, wenn sie gleich alles, was ihr aufgetragen war, wohl verrichtet hatte.

Murxa war an dem Brunnen gewesen und hatte der Frau Else grob und unhöflich gerufen. Da sie darauf nicht hören wollte, hatte sie einen schweren Stein hinabgeworfen und war selbst hintendrein gefallen; da fand sie denn keine gläserne Kammer, sondern ein trübes, sumpfiges Wasser, und Frau Else erschien

ihr und sprach: „Du böse, neidische Schwester! so oft du deine roten Haare schüttelst, soll lauter faules Schilf und Stroh herausfallen." Wütend vor Zorn fiel sie daher das arme Murmeltier an, die sich kaum vor ihren Mißhandlungen retten konnte. Da Murxa, vor Zank und Zorn müde, sich in eine Ecke setzte und weinte, legte Murmeltier der Mutter das Gold auf den Tisch und erzählte, wie es mit dem Birnbaum und dem Jäger gegangen war; aber sie hatte schlechten Dank, und wurde ihr gesagt: „Daß du mir heute nacht das Haus noch kehrst und den Stall reinigest und Wasser zuträgst, sonst gibt's Schläge! Denn morgen früh mußt du den Esel mit einem Sack Korn in die Unglücksmühle treiben. Geschwind, packe dich, Faulenzerin, und arbeite!"

Ruhig ging Murmeltier nach dem Hof, um zu kehren; aber da schlüpfte ihr Freund, der Biber, aus der Hecke hervor und fegte alles rein und trug ihr das Wasser, und gerührt nahm sie ihn in die Arme und gab ihm einen Kuß und sprach: „Lieber Biber! du bist mein einziger Trost, ohne deine Hülfe müßte ich vor Kummer und Not sterben."

Da konnte der Biber auf einmal reden und sprach: „Sei zufrieden, mein gutes Kind, und lege dich zu Bett und schlafe ruhig; ich verdanke dir das Leben und nun auch die Sprache, weil du mich geküßt hast. Wenn du morgen an meinem Bau am Teiche vorübergehst, so will ich dir wegen der Unglücksmühle guten Rat geben. Gute Nacht, lieb Murmeltier!" — sprach er und ging fort — „Gute Nacht, lieber Biber!" sagte sie und ging, sich aufs Stroh zu legen.

Kaum daß der Tag graute, stand sie wieder auf, legte den Sack mit Korn auf den Esel und zog nach dem Teiche hin. Es war ihr angst und bang, nach der Mühle zu gehen; denn wenngleich der Müller das feinste Mehl mahlte, so waren doch wenige Menschen wieder aus seiner Mühle herausgekommen, und wußte niemand, was aus ihnen dort geworden. Da sie nun an dem Teiche bei ihrem Freund Biber angekommen, rief sie ihm

„Lieber Biber,
Komm heraus
Aus dem Haus!"

Der Biber ließ sie nicht lange warten, kam hervor, grüßte sie und setzte sich neben sie ins Gras, wo er also zu ihr sprach:

„Liebes Murmeltier, sie haben dich nach der Unglücksmühle geschickt, damit du zu Grunde gehst; kein Mensch geht mehr in die Mühle, ohne umzukommen; aber ich will dir raten, wie du sicher hingelangen kannst."

„Ach! ist denn der Müller ein so grausamer Mann?" sagte Murmeltierchen, „daß er mich umbringen wird?" — „Das eben nicht", sagte der Biber, „aber er ist ein sehr wunderlicher Mensch und gerät leicht in den bittersten Zorn; ich selbst habe es erfahren. Laß dir erzählen. Sein Vater, der alte Kampe[1], bemerkt plötzlich ein wunderbares Glück in seinem Haus; Gold, Silber, Getreid', Mehl, Gut und Geld mehrte sich unbegreiflich unter seinen Händen, und er wußte gar nicht, wo ihm all der Segen herwuchs. Als er nun einmal mit der Hacke im Garten stand und den vollen Segen seines Feldes und der Bäume anschaute, sprach er traurig: ‚Lieber Himmel! was soll mir all das Glück, da ich den nicht kenne, der mir es geschenkt, um ihm zu danken? Lieber wollt' ich arm sein und den Freund umarmen, der mir diesen Segen bringt, als so allein hier in Hülle und Fülle sitzen.' Kaum hatte er diese Worte von ganzer Seele gesprochen, als die Erde vor ihm erwühlt wurde und er, der einen Maulwurf zu sehen erwartete, schon die Hacke aufhob', um ihn zu erschlagen; aber sieh da! es war kein Maulwurf, es war ein kleines, braunes, freundliches Erdfräulein, das ihm die Arme entgegenstreckte und zu ihm sagte: ‚Ich halte dich beim Wort, mein lieber Kampe! umarme mich, ich bin das deutsche Erdfräulein und heiße Wurzelwörtchen; immer hab' ich dich geliebt, wegen dem schönen, reinen und richtigen Deutsch, das du sprichst, und habe dich deswegen mit Segen überschüttet; werde mein Gemahl, so soll dein Glück sich immer mehren.' Meister Kampe zögerte nicht lange, er schlug ein, und sie heirateten sich. Nach einem Jahr schenkte Wurzelwörtchen dem guten Müller Kampe einen Sohn, der Voß[2] hieß

[1] Joachim Heinrich Campe (1746—1818), strebte durch sein „Wörterbuch der deutschen Sprache" (1807—11) die Fremdwörter zu beseitigen.

[2] Johann Heinrich Voß (1751—1826), der Übersetzer des Homer, der Verfasser der „Luise" und erbitterte Gegner der Romantik.

und sehr bald sprechen, aber wie sprechen lernte: so schön, so richtig, so rein, daß auch kaum ein Härchen fehlte, daß man ihn gar nicht verstanden hätte.

„Dieser Sohn wuchs heran; er war ungemein tiefsinnig und still; er spintisierte bald alles aus und richtete die Mühle besser ein, daß die Räder auch so richtig klapperten, daß nicht eine Sekunde am Schlag fehlte. Sein Vater wollte, er sollte sich ganz allein mit der Mühle abgeben, damit er selbst studieren könne, aber das ging nicht. Voß hatte einen viel größeren Trieb zum Studieren als sein Vater und wartete nur eine Gelegenheit ab, diesem zu zeigen, daß er gegen seinen Sohn doch nur ein dummer Müller sei.

„Als nun Kampe mit seiner Frau Wurzelwörtchen einstens im Garten saß und neue Worte machte, trat Voßchen auf einmal hervor und las ihnen dreimal hunderttausend neue deutsche Wörter vor, an die der gute Meister Kampe nie gedacht hatte; und der Vater ward durch diese Gelehrsamkeit seines Sohnes so bestürzt, daß er in den Armen der Frau Wurzelwörtchen auf der Stelle verblich. ‚Lebe wohl, mein Sohn!‘ sagte nun die Ehefrau, ‚dein Vater ist durch dich gestorben, drum muß ich von dir scheiden; aber weil du unschuldig daran bist, so sollen dir meine Geister doch immer dienen.‘ Somit nahm sie ihren Gatten in die Arme und sank mit ihm in die Erde.

„Voß machte sich nicht viel daraus; er arbeitete immer darauf los und ward täglich finsterer und menschenscheuer; ja, je weiter er in der Sprache kam, je mehr hütete er sich, sie zu sprechen, um sie nicht zu verderben oder zu beschmutzen. Nun wurde ihm der große Zulauf zu seiner Mühle immer lästiger, weil der Mehlstaub ihm alle die schönen neuen Wörter und Redensarten bestaubte, die er täglich ausdachte, und er machte sich dran, den Zugang zu seiner Mühle auf alle mögliche Weise zu erschweren, was er auch mit Hülfe seiner Erdgeister so zu stande brachte, daß fast niemand mehr zu ihm gelangt. Ich selbst habe seinen Zorn bitter erfahren, denn er ist es, der mich in einen Biber verwandelt hat.“

„Ach! was warst du denn, lieber Biber?“ fragte Murmeltier neugierig.

„Ich war ein Fischer und hieß Biber[1]“, sagte der Erzähler, „und lebte still hier am Teiche. Da nun einstens der Müller Voß eine Menge neue Wörter und Redensarten, die ihm unter die Kleien gekommen waren, hier am Teiche waschen wollte, schnappten sie ihm meine Hechte und Karpfen weg, und so kamen alle diese wunderlichen Worte mit den Fischen nach und nach in meinen Netzen zu mir. Ich aber trieb einen frommen Handel damit; denn da ich wußte, daß der Müller alle Leute in Kornsäcke steckte und so in den Rauch hängte, die zu seiner Mühle kamen, ohne ein neues Wort zu haben, so warnte ich hier die Vorübergehenden und gab ihnen für kleine Münze neue Wörter, womit sie den Müller bezahlen konnten. Endlich merkte der Müller ihre Quelle; zornig kam er zu mir, nahm meinen ganzen Vorrat als sein Eigentum in Besitz und verwandelte mich zur Strafe in das, was mein Name bedeutete, in einen Biber, und nahm mir die Sprache; denn umbringen durfte er mich nicht, weil seine Mutter mir wohlwollte. Als er mich so verwandelt hatte, sagte er: ‚So lange sollst du die Sprache verlieren, bis ein Murmeltier dich umarmt und zu dir spricht: lieber Biber!‘ Daß du es sein könntest, wußte er nicht. So hast du mir die Sprache wieder gegeben und mir früher das Leben gerettet aus der Falle, die er mir gestellt, und nun will ich dir sagen, wie du zu der Mühle kommen kannst, und wie du dich bei ihm benehmen mußt. — Nehme hier nicht den kurzen Weg, sondern gehe dort droben auf dem Umweg durch die Felsen. Mische dich in keinen Streit, keinen Handel, der dir auf dem Weg aufstoßen könnte; stellen sich dir wilde Tiere entgegen, so berühre sie nur mit deinem Schäferstab; triffst du jemand in Not, so helfe von ganzem Herzen; fährt dich jemand grob an, so antworte ihm höflich; des Müllers bösen Hunden gebe dein Brot. An die Thüre klopfe nicht, sondern sage nur: ‚Ins Heu, ins Heu, ins Heuderlei!‘ Erlaubt er dir, einen Strauß zu binden, so breche die Blumen nicht selber, sondern gehe lieber ohne Strauß heim; vor allem hüte dich, ein undeutsches Wort zu

[1] Vielleicht ist Georg Friedrich Creuzer (1771—1858) gemeint, der gleiche Studien wie Voß trieb, aber seines Hanges zur Romantik wegen von letzterm so gehaßt wurde, daß ihm sogar der Aufenthalt in Heidelberg streitig gemacht wurde.

sagen, und statt Sack sage Beutel. — Nun gehe in Gottes Namen, ich will immer in der Nähe sein."

Das Murmeltier dankte dem Biber und trat nun ihre Reise an. Das erste, was ihr begegnete, war ein sehr lächerlicher Zank jenseits des Zaunes, der ihren schmalen Fußsteig begleitete. Zwei Männer stritten sich, ob die Luise oder die Dorothea[1] schöner sei. Der eine schrie: „Luise hat schönere Füße", der andere sagte: „Dorothea hat eine schönere Seele." Da schrie der andere: „Aber man geht nicht auf der Seele, man geht auf den Füßen", und darauf sagte der zweite: „Man denkt auch nicht mit den Füßen, man denkt mit der Seele. Luise hat immer mit den Hühnern zu thun! — Und Dorothea läuft immer an den Brunnen." So zankten sie lange, und Murmeltier wollte eben durch den Busch gucken, als der Biber vor die Lücke trat und sie warnte.

Als sie weiter kam, stellte sich ihr ein Wolf[2] entgegen; er hatte sich eine Schafshaut umgehängt und Kamaschen angezogen und stellte sich ganz galant. Aber Murmeltier kannte ihn gleich, sie zeigte ihm nur den Schäferstab, und er zog sich zurück. So machte sie es auch mit einem Bären und einem Auerochsen; schon sah sie die Mühle am Ende einer Wiese liegen, als sie plötzlich neben sich an einem Brunnen eine weinende Stimme hörte. Sie eilte hinzu und sieht ein wunderschönes Kind in dem Brunnen liegen, das sich kaum mehr über dem Wasser erhalten kann. Ohne sich zu besinnen, springt Murmeltier hinab und wirft das Kind heraus ins weiche Gras. Als sie sich aber kaum selbst wieder auf den Rand des Brunnens geschwungen hatte, erblickt sie einen närrischen Affen in einer bunten Jacke, der das Kind aufpacken und davonlaufen will. Schnell springt nun Murmeltier herzu, rührt den Affen mit dem Schäferstab an, und er fällt auf den Rücken tot nieder. Nun naht sie sich, das Kind auf den Armen, der Thüre der Mühle. Große Hunde nahen sich ihr; sie bellten nicht, denn der Müller, der das Hundegebell nicht leiden konnte, hatte ihnen die Zungen ausgeschnitten; aber grimmig fletschten

[1] Vgl. die Einleitung zu „Gockel und Hinkel".

[2] Vielleicht ist Voß' späterer Gegner Friedrich August Wolf (1759–1824), der Kritiker, der hier vor dem Schäferstab der Naturpoesie zurückweicht, gemeint

sie die Zähne. Da gab ihnen Murmeltier ihr Brot, und sie legten sich ruhig wie Lämmer nieder und fraßen. Nun war zwar ein schöner brillantener Klopfer an der Thüre, aber Murmeltier rührte ihn nicht an und sagte nur: „Ins Heu, ins Heu, ins Heuderlei!" — da sprang die Thüre vor ihr auf, sie ging mit dem Kinde hinein.

„Wer hat dich gelehrt, unangemeldet zu treten ins gastfreie Haus? glänzt der Hammer doch blank gescheuert am reinlichen Thor!" — schrie der Müller ihr entgegen. Murmeltier erwiderte: „Ich wollte nicht stören die Ruhe des heiligen Denkers mit lautem Gespräche." Da sagte der Müller: „Immer wißt Ihr mit edler Entschuldigung zu mehren die Schuld; schweiget und tretet herzu, weil Ihr nun einmal listig gelangt in das Haus."

Nun eilte Murmeltier mit dem Kind ans Kaminfeuer, um es zu trocknen, und da sah der Müller, daß es Abraham[1], sein Söhnchen, war, dem sie das Leben gerettet; er brachte es gleich seiner Frau, die auch erfreut war. Als er aber hörte, daß Murmeltier auch den Affen totgeschlagen, ging er ganz froh hinaus und holte ihn herein und sagte ihr: „Herzlichen Dank verdienst du, o Freundin! du schlugst meinen Feind, den Affen Sonneto[2], den lumpengeflickten, und ich nagle den Schelm nun an den Baum des Gartens, daß er mir scheuche die Vögel, die Diebe der lachenden Kirschen."[3]

Nun nahm er Murmeltier mit in den Garten und nagelte den Affen an den Baum unter den bittersten Verwünschungen. Es war nicht zu sagen, wie schön der Garten war: da standen nichts als Lorbeer und Olivenbäume und Rosen und Weinreben und eine Menge der schönsten Blumen. Der Müller sagte ihr, sie möge sich einen Strauß brechen; aber sie dankte. Da brach er ihr selbst einen und einen für ihre Mutter und sprach dann zu ihr: „Nehme den Strauß, o Mägdlein, bewahre ihn, beschaue ihn täglich, und bemerkest du traurig, daß er verliere den Glanz und den Duft der schimmernden Blätter, dann besorge Gefahr

[1] Abraham Voß (1785—1847), Johann Heinrich Voß' jüngster Sohn.
[2] Das Sonett.
[3] Müller Voß spricht vielfach in Hexametern.

und lege die zierlichen Blumen in Milch, so senkt der Schlaf sich bleiern hernieder und Wirx, die Mutter, wird schlummern mit Murxa, der zänkischen Schwester; dann aber schreite und suche in Kisten und Kasten der Mutter, du findest ein Lichtlein, der Docht ist gewunden aus roter und schwarzer Wolle; dies aber nimm und lege an dessen Stelle dies ähnliche Kerzlein, das ich dir gebe, mein Kind, zum Danke der Rettung."

Murmeltier dankte dem Müller herzlich, und schon wollte sie scheiden, als er ihr sagte: „Aber wo hast du das Korn, das zu mahlen du brachtest auf rüstigem Esel?"

Da erwiderte Murmeltier: „Draußen im leinenen Beutel trägt es fest gefüllt das Tier und seufzt der Entladung."

„Gut ist die Sprache, mein Kind!" versetzte der Müller, „doch sage, wer lehrt dich zu meiden ausländisches Wort und den Sack nicht zu nennen, dem doch die sprechenden Völker alle gegeben das Recht der Heimat bei sich?[1]" — „Ach!" sagte Murmeltier ängstlich und kniete nieder, „ach! teurer, bester Herr, verzeiht mir, ich habe einen Freund, einen guten braven Mann, den Biber, der hat es mich gelehrt; ach! wenn Ihr mir eine Liebe anthuen wollet und wollet ihn wieder zum Menschen machen! Sprechen kann er schon, er hat mir sein Unglück, Euch zu mißfallen, erzählt, ich bin ihm viel Dank schuldig." — „Wohlan", versetzte gerührt der Müller, „die Bitte gewähre ich; Murmeltier heißt du, so ward denn mein Fluch erfüllet, und gehe, berühre mit den Blumen den Freund, so wird ihm geholfen. Aber er meide das Land und ziehe hinab an den Rheinstrom, nicht mehr sich mengend in sprachliche Forschung." Nun gab er dem Murmeltier einen Sack voll Mehl statt dem Korn und entließ sie, die voll Freuden nach dem Teiche zog, um den guten Biber zu erlösen.

Als Murmeltier bei dem Biberbau am Wege anlangte, kam ihr der gute Biber mit den Worten entgegen: „Nun, mein liebes Kind, wie ist es dir gegangen?" — „Über alle Erwartung gut", sagte Murmeltier, „und dir selbst bringe ich die freudigste Bot-

[1] Das Wort „Sack" ist ein sogenanntes internationales Wort, es hat sich in fast alle europäischen Sprachen eingebürgert, natürlich entsprechend verändert. Z. B. neugriechisch *σάκος*, französisch sac, englisch sack, italienisch sacco, spanisch saco, dänisch sæk, schwedisch säck.

schaft. Wenn du an den Rhein ziehen und dich gar nicht mehr mit neuen Wörtern abgeben willst, so darf ich dich nur mit diesem Blumenstrauß berühren, und du bist wieder der Fischer, der du warst." — „Mein Kind", sagte Biber, „das ist ein hoher Preis. Ich soll dich verlassen, ich soll dir die Stube nicht mehr auskehren, das Wasser nicht mehr tragen, ich soll dich in Kummer und Not wissen und dafür nur ein Mensch sein? Nein, mein liebes Murmeltier, mute mir das nicht zu! Lieber bleibe ich bei dir und ein ehrlicher Biber, als daß ich dich verlasse und wieder ein Mensch werde." Murmeltier war über die große Güte des Bibers tief gerührt und sprach zu ihm, indem sie ihn zärtlich an ihr Herz drückte: „Lieber Biber, du bist das edelste, liebste Wesen auf Erden, das ich kenne, und es verdient meine innigste Liebe, daß du mir ein so großes Gut aufopferst; aber ich will es dir ewig gedenken, und es steht von nun an in deiner Gewalt, ein Mensch zu werden, wenn du es begehrst." Da sprach der Biber: „Nie werd' ich es begehren, wenn ich dich darum verlassen soll." In solchen Gesprächen nun zogen sie miteinander nach Haus.

Der Biber schlich in den Hof und den Stall und brachte alles in Ordnung. Murmeltier aber lud ihren Esel ab, stellte den Mehlsack in die Küche und trat freundlich mit ihren zwei Blumensträußen in die Stube zur Mutter; doch verbarg sie den ihrigen auf ihrer Brust, weil sie fürchtete, er möge ihr von Murxa genommen werden. „Seht, da hat sie der Kuckuck schon wieder!" schrie Murxa, „wir dachten schon, wir wären sie los." — „Unkraut verdirbt nicht", schrie Frau Wirx, „wo hast du das Mehl? du warst gewiß nicht in der Mühle." — „Liebe Frau Mutter!" sprach Murmeltier, „in der Küche steht ein großer Sack des feinsten Mehls, und hier habt Ihr einen Strauß von lauter Edelsteinen, den mir der gütige Müller für Euch gegeben" — und nun erzählte sie von der Schönheit der Mühle und der Freundlichkeit des Müllers. Aber Murxa sagte: „Es ist gewiß alles erlogen, wie von dem abscheulichen Birnbaum; ich war dort, er hat mir die Zweige nicht niedergesenkt, ich habe ihn geschüttelt, er hat sich nicht gerührt, ich habe mit Prügeln nach ihm geworfen, da hat der boshafte Baum einen solchen Regen von Birnen auf mich

herabfallen lassen, daß sie mich voller Beulen geschlagen, und als ich sie sammelte, waren sie alle voller Flecken. Dein schöner Herr Jäger, der mir begegnete, wollte sie nicht kaufen; da sagte ich ihm, er sei ein Schlingel; da gab er mir eine Ohrfeige, und die sollst du wieder haben, du Falsche, du Lügnerin, die mich in den Verdruß gebracht." Und nun schlug sie der armen Murmeltier ins Gesicht, die weinend entfliehen wollte, aber Murxa, die häßliche, böse hielt sie zurück und sprach: „So kömmst du nicht davon, erst kämme mir die Haare, und wenn nur ein bißchen Stroh oder Schilf herausfällt, so ermorde ich dich." Weinend nahm Murmeltier ihren eigenen Kamm und kämmte der bösen Murxa die Haare, und siehe da! der Kamm hatte die glückliche Wirkung, daß die roten Haare sich wie gewöhnliche Haare kämmen ließen. „Nun sage mir nochmals alles von dem Müller", sprach Murxa, „und lüge nicht, sonst soll es dir übel gehen! Denn morgen in aller Früh' will ich auch zu dem Narren, dem Müller gehen und mir Edelsteinblumen holen." Nun sagte ihr Murmeltier nochmals alles, was nötig sei, glücklich in die Mühle zu kommen, und ging dann ruhig mit einem Stückchen Brot auf ihr Stroh, das ihr der gute Biber recht reinlich aufgeschüttelt und mit Blumen bestreut hatte. Sie sagte ihm freundlich Dank und gute Nacht, und dann trennten sie sich.

Am folgenden Morgen ging sie zur Mutter und fragte, ob sie vielleicht heute backen sollte, weil sie das Mehl gebracht. „Ist das eine Frage, dummes Murmeltier!" schrie Frau Wirx, „wozu habe ich denn das Mehl holen lassen? Ich dachte, du hättest den Teig schon fertig geknetet, den Ofen schon geheizt; fort, du Faule! an die Arbeit und lasse mich schlafen!" Nun eilte Murmeltier an den Backtrog, da war aber Freund Biber schon da und hatte Wasser hineingethan. „Heize den Ofen nur geschwind", sagte er, „ich will den Teig währenddem kneten" — und beide arbeiteten so schnell, daß das Brot schon im Ofen war, ehe Frau Wirx aufstand, wo sich der Biber geschwind zurückzog, um nicht von ihr gesehen zu werden. Nun mußte Murmeltier der Murxa den Esel zäumen und beladen. Nun stand Frau Wirx auf und sah nach dem edelsteinernen Blumenstrauß, den ihr Murmeltier mitge-

bracht; aber er war in der Nacht an ihrer Brust schwarz wie Kohlen geworden. Zornig eilte sie auf Murmeltier zu, die vor dem glühenden Backofen stand, und wollte sie hineinwerfen; aber der gute Biber sah sie kommen und schlug ihr mit dem Schwanz, der vom Kneten noch voll Mehlbrei war, ins Gesicht, daß sie nichts sehen konnte, worauf er wieder davonlief. Frau Wirz wurde nun bitterböse und warf den Strauß auf die Erde; aber kaum hatte ihn Murmeltier, die ihn aufhob, berührt, so war er so glänzend als vorher. „Liebe Mutter", sagte sie, „steckt den Strauß ins Wasser, bis ihr ihn verkauft, so wird er immer schön bleiben." Frau Wirz wurde durch den erneuten Strauß wieder etwas zufrieden und ging nach ihrer Stube zurück. Nun mußte Murmeltier, die der Murza den Esel gezäumt, ihm den Kornsack aufladen, dann gab sie ihrer Schwester einen frischgebackenen Kuchen für die Hunde des Müllers, und die faule Murza setzte sich noch zu dem schweren Sack auf den Esel, so daß das arme Tier kaum fort konnte.

Das erste, was sie unterwegs that, war, daß sie den Kuchen rein auffaß, den sie den Hunden hätte mitbringen sollen. Als sie auf die Wiese kam, sah sie einen Hirten schlummern, der sich das Gesicht gegen die Fliegen zugedeckt hatte, und eben raubte ihm der Wolf einige Schafe. Sie weckte ihn nicht und hatte ihre Freude dran, und als der Wolf mit den Schafen weg war, nahm sie ihm leise das Tuch vom Gesichte, daß die Fliegen ihn recht stechen sollten. Sodann kam sie in ein Wäldchen, da saß eine Jungfrau bei einem Feuer und einer schönen Quelle und wollte Kaffee kochen; schnell sprang Murza vom Esel und trank ihr den ganzen Topf aus und schlug ihr den blinkenden Kessel am Baume voll Beulen und trieb ihren Esel in die Quelle, die sie mit ihren schmutzigen Füßen verunreinigte. Das Flehen der reinlichen Jungfrau machte sie nur lachen. Sie zog nun weiter; da sah sie eine große buntscheckige Katze sitzen, die mit dem Schwanze in einem Baume eingeklemmt gewaltig lamentierte und zu ihr schrie: „Murza! mache mich los, der vermaledeite Müller hat mich hier eingeklemmt, weil er meinen schönen Gesang nicht leiden kann, ich heiße Canzone und bin eine italienische Katze und fresse nichts

als süße Orangen, und er möchte sie gerne allein essen. Mache mich los, ich helfe dir auch in die Mühle." Sogleich machte Murxa die Katze los, die nun hinter sie auf den Esel sprang.

Als sie zur Mühle kam, kamen die Hunde auf sie los und würden sie gewiß zerrissen haben, wenn die Katze nicht von dem Esel herabgesprungen und, von ihnen verfolgt, über die Hecke in des Müllers Garten gesprungen wäre. Währenddem schlug Murxa mit dem Hammer an die Thüre; aber sie verbrannte sich die Finger, denn der Müller hielt ihn immer sehr heiß, damit sich die Fliegen nicht darauf setzen sollten, die er nicht leiden konnte.

Die Mühle ging auf, Murxa schrie den Müller, der an einem Pulte stand und mit den Fingern die Schläge seiner Mühle mit den Worten: „dalderal, dalderal, dalderal" nachtrommelte, an: „Was klappert Ihr da? Ich wollte Euch besser sagen, wie es lautet: ‚Es ist ein Dieb da, es ist ein Dieb da. Wer ist er? wer ist er? wer ist er? Der Müller, der Müller, der Mahler, der Dieb.'" Höflich fragte sie der Müller: „Schelmisches Mägdelein, du scherzest! Sage, was führt dich her auf beschwerlichem Wege zur klappernden Mühle?" — „Was mich herführt? Das ist kurios gefragt. Mehl will ich haben, ennuyanter Kleienfresser! Ihr gebt Euch ein so dummes Air und wollt immer die Miene eines honnête homme annehmen, und dahinter steckt nichts als Intrige und Filouterie." — „Komme, mein Töchterlein!" sagte geduldig der gütige Müller, „komm, ich tausche dein Korn dir mit zartem, wohlschmeckendem Mehle und geleite zum Garten dich, Jungfrau, daß du dir brechest ein Sträußlein von edlem Gestein, zu Haus die freundliche Mutter mit köstlicher Gab' zu erfreuen." — „Allons, fortgemacht!" sagte Murxa und folgte ihm in den Garten. Aber kaum war der Müller drin, als er die Katze sah, die auf dem Baume saß und einen zahmen Vogel fraß, den er sehr liebte. Zürnend lief er der Katze nach, die von Baum zu Baum sprang, wozu Murxa nur immer lachte und währenddem sich die Taschen voll Edelsteinblumen brach und die übrigen mit ihren plumpen Füßen zertrat und verwüstete. Endlich war die Katze entflohen, und als der Müller seinen Vogel beklagte und über den fluchte, der die Katze befreit, lachte ihn Murxa aus

und sagte ihm, daß sie es gethan, worüber der Müller sehr erbittert wurde. Nun trat auch der Hirt mit ganz zerstochenem Gesicht auf und klagte über sein Leid und das geraubte Vieh. Es war des Müllers Sohn. Auch Luise, seine Tochter, kam weinend und klagte, daß Murxa ihren Kessel verdorben, den Kaffee getrunken, die Quelle getrübt habe, und da Murxa sie zu allem diesem auslachte, wurde der Müller erzürnt und warf sie zur Mühle hinaus. Sie kümmerte sich aber um nichts. Das Mehl war schon auf den Esel geladen, mit Edelsteinen war sie bepackt, und hohnlachend ritt sie nach Hause. Am Ende der Mühle sah sie zwei Männer, die sich um einen gefundenen Ring schlugen; da der Ring an der Erde lag, stieg sie ab und wollte ihn für sich stehlen. Aber die zwei Männer fielen nun über sie her und prügelsie braun und blau, legten sie dann ohnmächtig auf den Esel, der seinen Weg nach Hause verfolgte.

Indessen war Murmeltier mit ihrer Herde schon nach Hause gekommen und stand mit ihrem Spinnrocken unter der Thüre im Abendschein. Da kam der Jäger, der ihr die Birnen abgekauft, zu Pferde angeritten, stieg ab und band sein Pferd an das Fenstergitter. Geschwind lief Murmeltier hinein und sagte der Frau Wirx, wer da sei. Sie kam mürrisch heraus; aber der Gedanke, daß der Mann, der die Birnen so gut bezahlt, viel Geld haben müsse, machte sie kriechend und freundlich. „Was verlangt der gnädige Herr Ritter?“ sagte sie, „wer ist er? womit kann ich dienen?“ Er sprach:

„Ich bin Konrad, der müde Mann,
Und sprech' Euch um Nachtherberg' an.“

Da sagte Frau Wirx:

„Um Silber und um Gold
Könnt Ihr haben, was Ihr wollt.“

Da stieg der Jäger ab und sprach zum Murmeltier: „Nun Jungfrau, liebste Jungfrau mein, schenkt mir einen Becher kühlen Wein ein.“ Da sagte Frau Wirx das Murmeltier zankend in den Keller nach Wein, den sie bald brachte und dem Jäger mit den Worten darreichte:

„Ach, Ritter, liebster Ritter mein,
Hier nehmt von mir den kühlen Wein.“

Der Ritter aber wollte nicht zuerst trinken und reichte ihr den Becher mit den Worten zurück:

„Trink' erstlich ab, du roter Mund!
Dann leer' ich's Glas bis auf den Grund."

Murmeltier trank ein wenig ab und gab ihm den Becher freundlich wieder, den er austrank. Die Frau Wirt aber jagte sie in die Küche und sagte, sie solle nicht so frech sein. Als der Ritter mit ihr allein war, sprach er zu Frau Wirt: „Frau Wirtin, liebe Frau Wirtin! Ist das fürwahr Euer Töchterlein?" Sie sagte: „Es ist nicht sowohl mein Töchterlein, als mein Küchenfudel, mein schmutzig Schwein." — „Nun", sagte der Ritter, „wollt Ihr mir sie heute nacht auf meine Kammer geben, so sollt Ihr Geld und Gut haben, so viel Ihr wollt." — „Ihr könnt thun, was Ihr wollt", sagte die böse Frau Wirt. „Nun, so laßt sie mir ein Fußbad machen und heraufbringen", sprach der Ritter Konrad und ging nach seiner Stube.

Frau Wirt nahm nun eine hübsche kleine Badwanne aus dem Schrank und gab sie dem Murmeltier mit dem Befehl, sogleich ein Fußbad mit Kräutern für den Ritter zu machen und ihm zu bringen. Als sie nun in den Garten ging, Majoran zu brechen, setzte sich auf einmal eine Amsel, die zahm im Grase herumzufliegen pflegte, vor sie auf einen Baum und sang:

„In dem Badwännlein bist du hergetragen
Darin mußt du ihm die Füße zwagen[1];
Dein Vater starb in Leid und Not,
Deine Mutter grämet sich zu Tod,
O weh'! du armes Findelkind!
Weißt nicht, wer Vater und Mutter sind."

Aber sie verstand seine Sprache nicht und wunderte sich nur, daß der Vogel, der sonst immer geschwiegen hatte, so gesprächig geworden war; denn er wiederholte ohne Unterlaß die nämliche Weise. Nun kam der gute Biber und sagte ihr, was die Amsel gesungen, und sie verwunderten sich beide darüber, denn sie verstanden es nicht. Murmeltier aber ward sehr traurig über den Gesang und machte sich allerlei wunderliche Gedanken.

[1] Mundartlich s. v. w. waschen.

Als sie nun das heiße Wasser über die Kräuter in der Küche ins Badwännlein goß, kam die Mutter Wirx und sagte ihr: „Marsch! packe dich hinauf zu dem Gast, und daß du mir nicht wieder herunterkömmst; du mußt mir heute nacht bei ihm bleiben; er will es haben und gibt mir hundert Goldstücke dafür." — „Ach!" weinte Murmeltier, „er wird mich doch nicht kränken und beleidigen? Er war so freundlich gegen mich!" Da flog die Amsel wieder her und sang ihr Lied, worüber sie in große Sorge geriet und nach ihrem Strauß sah, den ihr der Müller gegeben, ob er ihr irgend eine Gefahr andeute; aber der Strauß war frisch und blühend, und sie fürchtete sich nun nicht mehr; aber weinen mußte sie doch aus einer geheimen inneren Schwermut.

Als sie das Bad hinaustragen wollte, zupfte sie der Biber nochmals am Rock und sprach: „Liebes Murmeltier! vergiß mich nicht, vergiß mich nicht, es steht etwas Großes bevor, denn die Amsel singt noch immer." Sie nahm Abschied von ihm und trug nun das Badwännlein wohl in des Herren Kämmerlein; sie fühlt hinein, ob's nicht zu warm, und weint dazu, daß Gott erbarm'. Der Ritter sprach: „Warum weinst du denn, schein' ich dir nicht ein guter Mann?" Sie sprach: „Ihr scheint ein frommer Mann, ich wein' über unserer Amsel Sang; ich war im Garten und brach das Kraut, da sang die Amsel hell und laut:

„In dem Badwännlein ist sie hergetragen,
Darin muß sie ihm die Füße zwagen;
Der Vater starb in Leid und Not,
Die Mutter grämte sich schier zu Tod.
Weh'! Murmeltier, du Findelkind!
Weißt nicht, wer Vater und Mutter sind."

Da sah der Ritter das Badwännlein an
Und sah das burgundische Wappen dran,
Er sprach: „Das ist mein Wappen allein,
Wie kommt die Wanne ins Wirtshaus herein?"
Da sang die Amsel am Fensterladen:
„In dem Wännelein ist sie hergetragen,
Weh'! Murmeltier, du Findelkind!
Weißt nicht, wer Vater und Mutter sind."

Da sah Herr Konrad ihr an den Hals
Und sah da wohl ein Muttermal.
„Gott grüß'", sprach er, „du roter Mund!
Dein Vater war König von Burgund,
Christina heißt deine treue Mutter,
Ich, Konrad, bin dein Zwillingsbruder."
Nun knieten sie beide auf ihre Knie
Und dankten Gott bis morgens früh.
Und als nun morgens kräht der Hahn,
Fängt schon Frau Wirz zu rufen an:
„Steh' auf, steh' auf, du faule Haut,
Kehr' deiner Mutter die Stuben aus!"
Da schrie Herr Konrad überlaut:
„Sie kehrt nicht, ist keine faule Haut,
Herein, Frau Wirz, kommt nur herein
Und bringt mir meinen Morgenwein!"
Und als Frau Wirz herein nun trat,
Herr Konrad sie gefraget hat:
„Woher habt Ihr das Jungfräulein,
Die Königstochter, mein Schwesterlein?"
Frau Wirz ward bleich gleich wie die Wand,
Die Amsel verriet da ihre Schand':

„In dem Lustgarten, im grünen Gras
Das Kind in dem Badwännlein saß,
Auf einem grünen Rainelein,
Spielt' mit den bunten Steinelein;
Da kam die böse Wirz ins Land
Und warf ihr hin ein seidnes Band,
So hat die böse Zigeunerin
Gestohlen das zarte Kindelin."

Herr Konrad ward da hoch entrüst',
Sein Schwert er durch der Frau Wirz Ohrläppchen stieß
Und spießte sie fest da an die Wand
Und nahm die Schwester an der Hand
Und nahm sie an dem Gürtelschloß
Und schwang sie auf sein hohes Roß.
Das Badwännlein hing am Sattelknopf,
Die Amsel saß auf des Rosses Kopf.

So ritten sie wohl manche Stund'
Bis in das Schloß, ins Land Burgund,
Und als er in das Thor einritt,
Die Mutter ihm entgegenschritt:
„Konrad, lieber Konrad mein!
Was bringst du mir für eine Braut herein?" —
„Ich bringe keine Braut herein,
Ich bring' Euch Euer Töchterlein."
Die Tochter da vom Rosse sprang,
Die Mutter in eine Ohnmacht sank,
Und als sie wieder zu sich kam,
Ihr Kind sie in die Arme nahm.
„O laßt mir das eine Freude sein,
Ich bin Euer armes Töchterlein;
Heut' sind es fürwahr achtzehn Jahr,
Daß ich der Frau Mutter gestohlen war;
Frau Wirz, die böse Zigeunerin,
Trug mich in dem Badwännlein hin."
Und als sie sprach, die Amsel sang,
Daß laut die Stimm' im Schloß erklang:

„Frau Wirz schreit jetzt: ‚Mein Ohr thut weh!'
Sie will keine Kinder stehlen meh;
Nun laßt vom Goldschmied klar und rein
Mir schmieden ein goldenes Gitterlein,
Da schmieden vor das Badwännlein,
Es soll der Amsel Wohnung sein."

So schnell und wunderbar hatte sich das Unglück des armen Murmeltiers gewendet. Sie war nun eine Prinzessin von Burgund und hatte alles vollauf; die Amsel saß in der kleinen Badwanne, die ihr der Goldschmied in einen Vogelbauer verwandelt hatte; aber Murmeltier war doch nicht ganz glücklich. Immer dachte sie an die letzten Worte des guten Bibers: „Vergiß mich nicht! vergiß mich nicht!" Und wenn sie nun gedachte, daß er aus Liebe zu ihr ein Biber geblieben war, so weinte sie oft im stillen, daß sie seinen Bitten nachgegeben und ihn nicht zum Menschen verwandelt hatte. Hierauf kam noch ein trauriger Fall: ihre Mutter, die Königin von Burgund, war durch die plötzliche

Freude des Wiedersehens so erschüttert worden, daß sie krank ward und nach wenigen Wochen starb. Ihr Bruder Konrad, der nun der Herr des Landes war, fragte sie oft um ihren Kummer, sie sagte ihm endlich die Geschichte des Bibers, und er machte sich nun auf den Weg, den Biber zu suchen, und that einen Eid, nicht eher zurückzukommen, bis er den Biber gefunden.

So war sie nun allein und betrübt auf dem Schlosse und sah alle Augenblicke zum Fenster hinaus, ob ihr Bruder nicht bald zurückkommen würde.

Ich will nun erzählen, wie's unterdessen der bösen Frau Wirx und der Murxa gegangen.

Murxa lag, wie ihr euch erinnern werdet, tüchtig abgeprügelt nebst dem Mehlsack auf dem Esel, der so langsam unter seiner Last nach Haus schritt, daß er erst vor der Hütte ankam, als Frau Wirx schon mit dem Ohrläppchen an die Wand gespießt und Ritter Konrad mit Murmeltier davongeritten war. Dem Meister Langohr ward es zu lang, bis das Thor aufgemacht und ihm seine Last abgenommen wurde, er schüttelte sich daher aus Leibeskräften und warf die ohnmächtige Murxa mit samt dem Mehlsack nieder. Da diese in die Brennesseln fiel, kam sie wieder zu sich und hörte nun ihre Mutter lamentieren. So schnell sie konnte, lief sie nun die Treppe hinauf und zog den Degen heraus, womit die Mutter angespießt war. Nun erzählten sich beide ihr Unglück unter beständigem Schimpfen auf Murmeltier.

Jetzt will sie der Mutter das schöne Mehl zeigen, aber kaum hat sie den Sack geöffnet, als lauter häßliche Stechfliegen herausfummen und sich ihr und der Mutter ins Gesicht setzen und sie zerstechen. Nun konnten sie sie nicht wieder los werden, bis sie sich beide in ein Faß Wasser setzten und die Fliegen ersäuften. Nun wollte sich Murxa mit ihren Edelsteinen trösten und schmückte sich mit ihnen von oben bis unten und legte sich, so auszuruhen, ins Bett. Kaum aber war sie eingeschlummert, als sich alle die Edelsteine in Hornisse und Wespen verwandelten und sie so zerstachen, daß sie das eine Auge drüber verlor. Die Mutter kam auf ihr entsetzliches Geschrei und wußte sich keine andere Hülfe, da die Wespen sie auch zerstachen, als daß sie ein großes

Feuer auf dem Herd machten und sich beide auf den Schornstein in den Rauch setzten, wodurch sie, nachdem sie ganz schwarz geräuchert waren, endlich die beschwerlichen Tiere los wurden. Da oben im Rauchfang sagte nun Frau Wirx: „Warte, mein Kind, jetzt fällt mir ein Mittel ein, wie wir uns an dem falschen Murmeltier rächen. Laß uns unser Haus hier verbrennen und zu ihr nach Burgund ziehen. Wir erzählen ihr unser Unglück und flehen sie höflich an; sie ist eine so dumme Gans, sie kann keinem Menschen etwas abschlagen." Nun begaben sich Frau Wirx und Murxa herab und verbrannten das Haus, machten ihre besten Sachen zusammen, nahmen den Rocken und den Schäferstab des Murmeltiers und das seidene Kleid, das ihr Frau Lureley gegeben, und schlugen den Weg nach Burgund ein.

Unterwegs kamen sie abends zu einer alten Base der Frau Wirx, die in einem abgebrannten Dorf auf dem Kirchhof wohnte; bei der übernachteten sie und erzählten ihr ihr Vorhaben. Da schenkte ihnen die Alte eine Wachskerze von Menschenfett mit einem roten und einem weißen Docht und sagte ihnen, wenn sie die anstecken würden, so müßte Murmeltier sterben. Vergnügt über dies Geschenk setzten sie ihren Weg fort und kamen, nachdem sie bei drei Monaten[1] unterwegs gewesen, endlich nach Burgund vors Schloß.

Es war gerade der Ort im Lustgarten, wo Frau Wirx vor achtzehn Jahren die Prinzessin geraubt hatte, und heute war gerade der Tag und die Stunde. „Hier", sagte Frau Wirx „laß uns unsere Heuchelei anfangen" — und nun setzten sie sich beide in das Gras und weinten. Murmeltier wollte zum Andenken den Ort besuchen und ihr trauriges Geschick beweinen, denn immer war ihr Bruder mit dem Biber noch nicht zurückgekehrt. Als sie nun zu der Stelle im Garten kam, sah sie Frau Wirx und Murxa an der Erde liegen und weinen. Sie stellten sich, als wenn sie Murmeltier nicht bemerkten und schrieen immerfort: „Ach! wir Unglücklichen! Ach! daß wir die arme Prinzessin so gekränkt! Gott hat uns gestraft, wir sind um alles gekommen,

[1] Etwa drei Monate.

das Feuer hat uns alles geraubt." Murmeltier konnte sich der Thränen nicht enthalten. Die Frau und die Tochter, die sie so lange für Schwester und Mutter gehalten, rührten sie. „Stehet auf", sprach sie, „ich verzeihe euch von Herzen." — „Ach!" schrie Frau Wirz, „ist es möglich? Siehe, hier haben wir auch deinen Hirtenstab und Spinnrocken und dein schönes Kleid mitgebracht; alles andere ist uns verbrannt! Das haben wir allein gerettet!" Murmeltier dankte herzlich, umarmte beide und nahm sie in das Schloß, kleidete sie neu an, machte sie zur Oberfthofmeisterin und Murza zur ersten Hofdame.

Da die zwei bösen Weiber allein in ihrer Stube waren, lachten sie herzlich über die Dummheit des guten Murmeltieres, so nannten sie ihre Güte, und Frau Wirz sagte: „Nur nichts merken lassen, Murza! Wir wollen unser Glück hier noch aufs Höchste treiben." So mißbrauchten sie heuchelnd und schmeichelnd mehrere Wochen die Güte der frommen Murmeltier.

Eines Abends ging sie allein am Rhein spazieren und spann an ihrem Rocken und dachte an ihren Bruder, als sich auf einmal auf der entgegengesetzten Seite ein Ritter auf einem weißen Rosse ins Wasser stürzte. Murmeltier eilte mit ausgebreiteten Armen gegen den Strom und schrie: „Ach! Konrad! Konrad! bringst du meinen Biber mit?" Aber der Biber konnte den langsamen Schritt des Rosses nicht abwarten und schwamm ihm voraus und lag zu den Füßen der jubelnden Prinzessin, die nicht länger zögern wollte und ihn mit ihrem Strauß berührte, worauf er sogleich als ein schöner, junger Fischer zu ihren Füßen lag. „Gnädige Prinzessin!" rief er aus, „ach! hättet Ihr mich einen Biber bleiben lassen; ein Biber darf wohl um Euch sein, ein armer, niedriger Fischer ist zu geringen Standes für Eure Würde." — „Ei was Würde!" schrie Murmeltier, „Ihr seid mir der Liebste auf der Welt!" und umarmte ihn. Nun kam auch Konrad auf seinem Rosse ans Land und umarmte seine Schwester und fragte: „Ei! wo ist denn der Biber?" — „Hier ist er", sagte Murmeltier, „hier dieser Fischer, ich habe ihn gleich wieder zum Menschen gemacht." Konrad ließ sich alles erzählen und erzählte auch, wie er den Biber in der ganzen Welt gesucht und ihn endlich bei

Biberich am Rhein gefunden. „Ja", sagte der Biber, „als Murmeltier fort war, wollte ich auch nicht mehr in jenem Lande bleiben und zog, nachdem ich lange vergebens sie suchend herumgeirrt war, endlich in die Gegend von Mainz und legte mir dort einen Bau an, wo er mich vor drei Tagen gefunden hat."

Nun begaben sie sich in das Schloß, denn Konrad klagte über Frost und Nässe, weil er über den Rhein geschwommen. Sie brachten ihn auf seine Stube und pflegten ihn, der Fischer Biber blieb bei ihm. Auf einmal in der Nacht pochte etwas an Murmeltiers Stube: „Wer ist draus?" rief sie. „Geschwind, geschwind, liebe Prinzessin!" rief der Biber, „kommt zu Eurem Bruder!" Murmeltier warf schnell einen goldnen Schlafrock um und eilte in Konrads Kammer, aber der war dem Tode schon nahe. „Ach!" sagte er, „liebe Schwester! ich habe mich gestern im Rhein erkältet nach dem heftigen Ritt und muß nun sterben." Murmeltier weinte sehr, aber Konrad nahm ihre Hand und legte sie in des Fischers Hand und sprach: „Ich gebe Euch einander, seid glücklich und regiert das Land!" Und somit starb er in ihren Armen. Man begrub ihn zu der Mutter; beide hatte sie die Freude getötet.

Murmeltier ließ am folgenden Morgen dem Fischer prächtige Kleider anlegen, versammelte das Volk und kündete ihnen ihr Glück und Unglück an. Alles brachte seine Glückwünsche und Beileidsbezeugungen, auch Frau Wirx und Murxa heucheln und bringen ihre Wünsche dar.

Nun war die Trauerzeit verflossen, man machte Anstalt zur Hochzeit, und als der Hochzeitsabend kam, sagte Murmeltier zum Fischer: „Lieber Biber! Wir wollen heute nacht nicht in die Brautkammer gehen, wir wollen jeder in seiner Stube beten."

„Ja", sagte der Biber, und beide gingen nach ihrer Kammer.

Frau Wirx hatte indes die garstige Murxa angeputzt und verschleiert und legte sie heimlich ins Hochzeitsbett mit der Absicht, das arme Murmeltier nachher mit ihrem Zauberlichte zu töten und so ihre häßliche Tochter zur Königin zu machen.

Während sie dies aber that, sah Murmeltier, an ihrem Betstuhl knieend, ihren Edelsteinstrauß plötzlich welk und blaß wer-

den. Schnell fielen ihr die Worte des Müllers ein, sie lief und holte das Licht, das er ihr gegeben, und ging damit nach der Frau Wirx Kammer, wo sie das ähnliche Licht schon auf dem Leuchter stecken sah. Sie verwechselte nun die beiden Lichter und ging nach ihrem Betstuhl zurück. Da sah sie ihre Blumen wieder frisch und gesund, wofür sie Gott herzlich dankte.

Kaum hatte Frau Wirx die häßliche Murxa in das Brautbett gelegt, als sie nun das Zauberlicht ansteckte und sich zu Bett legte. Auf einmal hörte sie im Schlafe eine Stimme:

„Weh'! Weh'! ich vergeh',
Weh'! ich sterbe,
Ich verderbe.
Ganz in Schmerzen
Brenne ich gleich einer Kerzen."

Da wachte Frau Wirx auf. Als sie aber das Zauberlicht noch brennen sah, sagte sie: „Schon gut, schon gut, bald wird es aus mit dem Murmeltier sein." Dann schlief sie ein, und nach einer Stunde hörte sie wieder:

„Weh'! Weh'! ich vergeh',
Weh'! ich sterbe,
Ich verderbe.
Schon im Herzen
Zehret mir die Zauberkerzen."

Da wachte sie wieder auf, und als sie das Zauberlicht bis auf den letzten Docht herabgebrannt sah, sprang sie auf, warf es an die Erde und trat das Licht aus mit den Worten:

„Sterbe, Licht,
Das Herz bricht
Zu dieser Frist,
Wider das du gemacht bist."

Nun war sie versichert, daß Murmeltier tot sei.

Am Morgen war große Versammlung am Hofe angesagt, das Ehepaar zu begrüßen. Sie als Oberstthofmeisterin mußte die Herrschaft empfangen. Sie legte sich in den größten Staat und trat mit der hoffärtigsten Miene in den Audienzsaal, fest versichert, nun ihre Tochter als Königin hereintreten zu sehen.

Alles war versammelt, die Thüre öffnete sich: Biber führte nach der Sitte des Landes seine Frau verschleiert herein. Die Oberstthofmeisterin Wirx mußte ihr den Schleier abnehmen. Sie ging triumphierend auf sie los, und, fest überzeugt, ihre Tochter als Königin zu präsentieren, hob sie den Schleier weg — und that einen lauten Schrei, als sie Murmeltier heil und gesund fand. Wütend lief sie nach der Brautkammer, riß die Vorhänge des Brautbettes auseinander, und, als sie da ihre Tochter zu Kohlen verbrannt sah, gestand sie ihre gräßliche That. Vor der ganzen Versammlung, die ihr gefolgt war, sprang sie rasend, ehe man sie halten konnte, von dem Schloßfenster hinab in den Rhein.

Nun ging der König und die Königin und der ganze Hofstaat in die Kirche, Gott für die abgewendete Gefahr zu danken, und regierten ein Jahr lang ihr Volk ruhig.

Doch währte das nicht lange. Ein benachbarter König wollte den Biber nicht als Regenten über Burgund anerkennen und zog mit einem großen Kriegsheer ins Land, wo er eine große Partei unter dem Adel hatte. Der Aufstand war allgemein, der Biber sagte da zu Murmeltier: „Wenn du nicht wärst, so wüßte ich wohl, was ich thäte." — „Was würdest du thun?" — „Ei! ich würde", erwiderte Biber, „zu dem närrischen Volke sagen: ‚Laßt euch regieren von wem ihr Lust habt', und würde ein Fischer sein nach wie vor." — „Von Herzen bin ich das zufrieden", sagte Murmeltier und umarmte ihn und nahm ihre Spindel und ihren Schäferstab und die Amsel in dem Badwännlein und was sie sonst hatte, und trat mit ihrem Fischer vor das Volk und sagte: „Lebt wohl, allerliebste Unterthanen! Laßt euch regieren von wem ihr wollt", und verließ mit ihm das Land.

Anfangs bauten sie ihre Fischerhütte, wo der Biber am Rhein war wiedergefunden worden, und nannten den Ort Biberich; dann zogen sie hierher nach Mainz und lebten glücklich; der Himmel schenkte ihnen ein Töchterlein, das hieß Ameleychen.[1]

[1] Die in den „Märchen" noch folgenden Seiten dienen nur zur Überleitung auf den „Schneider Siebentot auf einen Schlag" und sind deshalb von uns in die „Lesarten" verwiesen worden.

Das Märchen

von dem

Schulmeister Klopfstock

und

seinen fünf Söhnen.

Es war einmal ein Mann, der hieß Klopfstock und hatte fünf Söhne: der erste hieß Gripsgraps, der zweite hieß Pitschpatsch, der dritte hieß Piffpaff, der vierte hieß Pinkepank, der fünfte hieß Trilltrall.

Der gute Klopfstock hatte seine Söhne sehr lieb und wollte sie gerne etwas Recht's lernen lassen; aber bei ihm war Not in allen Ecken, das Dorf, wo er Schulmeister war, war abgebrannt und die Schule auch und die Bauern auch und die Schuljungen auch; er war mit seinen fünf Söhnen allein übriggeblieben.

Er setzte sich also auf einen Stein mitten in dem abgebrannten Dorf, und seine fünf Söhne traten um ihn her, und er sprach zu ihnen: „Herzliebe Jungen! Ich bin plötzlich ein armer Mann geworden, und so gern ich euch auch zu gelehrten Leuten aufziehen wollte, fehlen mir doch alle Mittel dazu; denn erstens kann ein leerer Magen nicht viel Gelehrtes sagen, und zweitens sind mir alle meine ABC-Bücher in der Schule verbrannt. Ich muß euch daher in alle Welt schicken, daß ihr euch selbst etwas versucht; ihr seid schon große Burschе und müßt sehen, wo ihr Herrn findet, denen ihr dienen und bei denen ihr etwas lernen könnt. So lebet denn wohl, ein jeder folge seinem Beruf, und nach einem Jahr besucht mich wieder, da will ich euch examinieren, ob ihr etwas gelernt habt. Bis dahin will ich sehen, ob ich aus dem herumliegenden Holz mir wieder eine Hütte zusammengebaut habe, damit ich euch beherbergen kann." Da sagten die Söhne: „Wir wollen treulich thun, was du uns befohlen, aber, du hast gesprochen: ein jeder folge seinem Beruf — was ist nun dann der Beruf?" Da wußte der Schulmeister nicht gleich, was er sagen sollte, was Beruf sei, und rieb sich die lange Stirne. Endlich sagte

er: „Beruf kommt her von rufen; was euch ruft, das ist euer Beruf.“ Da fragten die Söhne wieder: „Aber Vater, was ruft uns denn?“ — und der Schulmeister sagte: „Euer Namen ruft euch.“ Da sagten die Söhne wieder: „Ihr, Vater, heißt Klopfstock, Euer Name ist Klopfstock, was ist nun Euer Beruf?“ Da wurde der Vater ungeduldig und sagte: „Ein Narr kann mehr fragen, als zehn gelehrte Leute beantworten können; ja, mein Name ist Klopfstock und mein Beruf ist Klopfstock, nämlich ich soll so dumme Narren mit dem Stocke recht ausklopfen“. Und da nahm er seinen Stock und wollte seinen Söhnen einen Denkzettel mitgeben; aber sie nahmen die Beine auf die Schultern und liefen, so schnell sie konnten, davon.

Als sie ein Stück Wegs zurückgelegt hatten, war es Abend, und sie legten sich in einem Walde nieder und redeten davon, was doch jeder für einen Beruf haben möchte. Da hörten sie auf einmal Leute sprechen, die vorbeigingen. Einer sagte zum andern: „Viele Mühe hat es gekostet, bis wir hinauf kamen, dann ging es aber auch lustig, gripsgraps.“ Kaum hatte Gripsgraps seinen Namen nennen hören, als er von seinen Brüdern aufsprang und zu ihnen sagte: „Gripsgraps heiß' ich, Gripsgraps ruft's mich, Gripsgraps ist mein Beruf, zu dem mich Gott im Himmel schuf; übers Jahr sehen wir uns wieder beim Vater.“ Da sagten sie sich Lebewohl, und er eilte den Leuten nach, die von Gripsgraps gesprochen hatten.

Gegen Morgen hörte der jüngste Bruder Trilltrall die Vögel im Wald so trillern und trallern, da sagte er zu den andern: „Lebt wohl, lieben Brüder! Trilltrall heiß' ich, Trilltrall ruft's mich, Trilltrall ist mein Beruf, wozu Gott mich im Himmel schuf.“ Und da nahm er Abschied und lief tiefer in den Wald.

Als sie noch weiter kamen, gingen sie auf eine Wiese, da stand eine Menge Volks und schoß mit der Büchse nach der Scheibe, und das ging immer: piff paff. Da sagte der eine Bruder: „Piffpaff heiß' ich, Piffpaff ruft's mich, Piffpaff ist mein Beruf, zu dem mich Gott im Himmel schuf.“ Und da nahm er auch Abschied und ging zu den Schützen.

Die zwei andern gingen durch die Stadt, da hörten sie auf

einmal „pinke pank, pinke pank" klingen und guckten sich um. Da stand ein Apotheker und stieß im Mörser pinke pank, pinke pank.

Da nahm der eine Bruder Abschied vom andern mit den Worten: „Pinkepank heiß' ich, Pinkepank ruft's mich, Pinkepank ist mein Beruf, zu dem mich Gott im Himmel schuf," und ging zum Apotheker.

Da war nun der Bruder Pitschpatsch allein, und da kam er an einen Fluß und wollte überfahren und rief den Schiffleuten jenseits zu: „Hol' über! hol' über!" Die setzten sich in den Kahn, und die Ruder gingen pitsch patsch, pitsch patsch, und da sprang er freudig in den Kahn und sagte: „Pitschpatsch heiß' ich, Pitschpatsch ruft's mich, Pitschpatsch ist mein Beruf, zu dem mich Gott im Himmel schuf", und blieb bei den Schiffleuten.

Als das Jahr herum war, hatte sich der Schulmeister Klopfstock seine Hütte bereits wieder aufgebaut bei einem großen, schattigen Baum, und als der Tag herankam, an welchem seine Söhne wieder aus der Fremde kommen sollten, setzte er eine Schüssel voll Kartoffeln auf den Tisch und Bänke drum herum; da pochte es an der Thüre, und vier seiner Söhne kamen anständig und wohlgekleidet herein, nur Trilltrall fehlte noch.

Klopfstock umarmte sie alle vier und fragte, wo denn Trilltrall sei? Da sprachen sie: „Der steht vor der Thür und schämt sich, weil er so häßlich aussieht." Da ging der Vater hinaus und sah den Trilltrall unter einem Baum stehen. Er sah ganz wild und lumpig aus, die Haare waren ihm so lang gewachsen, und er war ganz braun im Gesicht und redete kein Wort als „st! st! still! horch! still!" wozu er den Finger auf den Mund legte. Da sagte der Vater: „Laßt den armen Schelm stehen, er ist ein Narr geworden, wir wollen ihm hernach ein paar Kartoffeln hinausbringen, kommt und eßt!" Da setzten sie sich zu Tisch und aßen, und der Vater fragte den ältesten: „Gripsgraps, was hast du gelernt in der Fremde?" Da sagte dieser:

„Gripsgraps heiß' ich,
Gripsgraps rief's mich,
Gripsgraps ist mein Beruf,
Zu dem mich Gott im Himmel schuf.

„Vater! ich habe gelernt Gripsgraps machen und bin ein so geschickter Dieb, daß ich alles zu stehlen weiß, und läge es unter hundert Schlössern verschlossen. Auch kann ich mit zwei Dolchen an einem steilen Turm hinaufklettern wie auf einer Leiter."

„O du unglücklicher Sohn!" rief der Vater aus, „was für eine gottlose Kunst hast du gelernt! Ich bitte dich um Gotteswillen, lege dich beizeiten auf etwas anderes, sonst mußt du lernen, ohne deine zwei Dolche an den lichten Galgen hinaufsteigen! Aber was hast du gelernt?" sagte er zu dem zweiten, und dieser sagte:

„Piffpaff heiß' ich,
Piffpaff rief's mich,
Piffpaff ist mein Beruf,
Zu dem mich Gott im Himmel schuf.

„Ich bin zu den Schützen gekommen und habe so vortrefflich schießen gelernt, daß ich einer fliegenden Schwalbe das Aug' aus dem Kopfe herausschießen kann."

„Das läßt sich hören", sagte der Vater, „das ist ein herrliches Handwerk, da kannst du uns manchen Braten auf der Jagd schießen; Gott segne dich dafür." Dann sagte er zu dem dritten: „Was hast du denn erlernt?" Der antwortete:

„Pinkepank heiß' ich,
Pinkepank rief's mich,
Pinkepank ist mein Beruf,
Zu dem mich Gott im Himmel schuf.

„Ich habe den Apotheker hören im Mörser pinkepank stoßen und bin ein Apotheker geworden und kenne ein Kräutchen Steh' auf! — damit kann ich die Toten lebendig machen."

„Gelobt sei der Herr!" sagte der Vater, „du hast etwas Herrliches gelernt; du kannst uns allen helfen, und wenn dein Kräutchen Steh' auf! Wort hält, sehen wir einem Aufstand entgegen, der uns zu den reichsten Leuten auf der Welt machen wird." Nun fragte er den vierten: „Was hast denn du gelernt?" Der sagte:

„Pitschpatsch heiß' ich,
Pitschpatsch rief's mich,
Pitschpatsch ist mein Beruf,
Zu dem mich Gott im Himmel schuf.

„Ich habe die Ruder der Schiffleute hören pitschpatsch im Wasser machen, und da bin ich ein Schiffer und Schiffbaumeister geworden und habe gelernt ein Schifflein zu bauen, welches so geschwind fährt wie eine Schwalbe, die über das Wasser hinstreicht."

„Vortrefflich!" sagte der Schulmeister, „du hast eine ehrbare, gute Kunst gelernt, und wir können einmal auf deinem Schiffe um die ganze alte Welt herumreisen und eine ganz neue Welt entdecken."

Nun rief der Schulmeister zur Thüre hinaus: „Trilltrall! komm herein und esse und erzähle, was du Gutes in der Fremde gelernt hast. Ich glaube schier, du hast dich auf die Bärenhäuterei gelegt, weil du so wild und zottig aussiehst."

Der gute Trilltrall aber sagte nichts und winkte immer mit der Hand, st! st! sie sollten kein Geräusch machen. Darüber ärgerte sich der Vater und sagte zu seinen andern Söhnen: „Wir wollen nur fertig essen, der närrische Kerl weiß nicht, was er will." Nun aßen sie lustig auf, was da war, und erzählten sich, was sie alles mit ihren Künsten erringen wollten. Da patschte Trilltrall unter dem Baum auf einmal in die Hände und schrie aus: „Juchheisa! Viktoria! nun ist alles richtig", und kam vergnügt in die Stube gesprungen.

„Was ist richtig? ich glaube, in deinem Kopf ist es nicht richtig", sagte der alte Klopfstock. „Pfui! wie siehst du aus? — wie die Erde so schwarz, man könnte auf dir ackern und säen, zu essen ist auch nichts mehr da, warum bist du nicht gekommen, als ich dich gerufen?" — „Seid nicht böse, Vater", erwiderte Trilltrall, „aber es ist doch alles richtig." — „Nun, womit ist es denn richtig?" fragte der Schulmeister ungeduldig. „Das will ich Euch hernach erzählen", erwiderte Trilltrall, „erst muß ich essen; aber ich sehe, es ist nichts mehr da; nun muß ich mich selbst umsehen." Da lief er zur Thüre hinaus in des Schulmeisters Garten und kam mit einem großen Kohlkopf wieder, in den er wie in einen Apfel biß.

Der Vater und die Brüder mußten recht über ihn lachen, daß ihm der rohe Kohl so schmeckte. „Ja du mein Gott!" sprach

Trilltrall, „man muß viel lernen auf der Welt, — ländlich, sittlich", und auf einmal schnappte er mit dem Maule so heftig nach einer dicken Fliege, die durch die Stube schnurrte, daß er beinahe den Tisch umgestoßen hätte. „Delikat!" sprach er, „es war eine spanische, die erhitzt mir den Magen; da kann ich den Kohl besser vertragen. Habt ihr denn gar keine Spinnen hier, Vater?"

„O du Abscheu!" sprach der Schulmeister, „willst du gar Spinnen essen?" — „Ihr wißt nicht, was gut ist, lieber Vater, weil Ihr es noch nicht versucht habt. Hat der heilige Johannes[1] Heuschrecken in der Wüste gegessen, so wüßte ich nicht, warum ich so stolz sein sollte, die Spinnen zu verschmähen." Da sprach Klopfstock: „Nun, ich bin recht begierig, was du magst erlernt haben, ich glaube gar, das Einsiedlerhandwerk."

„Du hast es beinahe getroffen, lieber Vater," erwiderte Trilltrall, „aber das lernt sich sehr leicht. Nun höre: Du sagtest, wir sollten unserm Beruf nachgehen, und ich fragte, was der sei; da sagtest du, was euch ruft, das ist euer Beruf. Wie ich nun durch den Wald ging und die tausend Vögel so trillern und trallern hörte, dachte ich:

‚Trilltrall heiß' ich,
Trilltrall ruft's mich,
Trilltrall ist mein Beruf,
Zu dem mich Gott im Himmel schuf',

und ging dem Gesang der Vögel immer weiter nach bis in den tiefen, tiefen Wald; und je dunkler und dichter der Wald ward und je höher die Felsen, je lauter rief es mich, und je stärker ward mein Beruf; denn die Vögel trillerten und trallerten immer lebendiger, und so kam ich endlich an einen ganz einsamen, stillen Fleck, und da war ein hoher Fels und ein schöner Quell und ein recht angenehmer Rasenplatz, und ringsum standen die schönsten Eichen, Buchen, Birken, Linden, Tannen und Fichten durcheinander; und da es schon Abend war und die Sonne unterging, setzte ich mich an einen Eichenstamm dem Felsen gegenüber und zog das Stück

[1] Johannes der Täufer; vgl. Ev. Matth. Kap 3, V. 4.

Brot aus der Tasche, welches ich noch von dem übrig hatte, das Ihr jedem von uns mitgegeben, und aß.

„Nun kamen auf einmal eine ganz erstaunliche Menge Vögel scharenweise von allen Seiten angeflogen und nahmen von den großen Bäumen Besitz und fingen ein solches Trillern und Trallern an, daß man hätte denken sollen, jedes Blättchen auf allen Bäumen fange an zu singen. Auf einmal aber geschah ein lautes Pfeifen dazwischen, und alle waren so plötzlich still, als wäre ihnen die Pfeiferei allen vor dem Schnabel auf einmal mit einem scharfen Messer abgeschnitten, gerade so, als wenn du sonst in der Schule mit dem Bakel[1] auf den Tisch schlugst und ‚silentium!' riefst, liebster Vater! Und nun fing einer allein an zu pfeifen und dann alle mit, aber gar nicht durcheinander, sondern alle das Nämliche und sehr schön im Takt, und nach den verschiedenen Stimmen pfiffen sie die Melodie des Abendliedes: ‚Nun ruhen alle Wälder,' worüber ich in das größte Erstaunen geriet und endlich leise anfing mitzupfeifen. Da sie den letzten Vers gepfiffen hatten, waren sie ein paar Minuten still, als beteten sie für sich, und dann war wieder ein ganz außerordentliches Gezwitscher durcheinander, als wünschten sich die Vögel gute Nacht, worauf sie auseinander in die verschiedenen Bäume nach ihren Nestern flogen.

„Ich war durch diese wunderschöne und verständige Musik der Vögel ganz nachdenklich geworden und faßte schon den Entschluß, dort wohnen zu bleiben, bis ich ihren Gesang recht verstehen gelernt. Weil aber die Gegend sehr wild war, so wollte ich doch die Nacht nicht an der Erde zubringen, denn ich hörte manchmal in den Büschen rasseln, als wenn allerlei wilde Tiere da herumstreiften. Kaum war ich nun auf den Baum gestiegen, als ich von einem benachbarten Baume ein großes Tier herunterkommen sah, welches ich aber wegen der Nacht nicht recht erkennen konnte; es kroch auf allen vieren nach der Quelle und trank. Nun kam auch noch ein großes wildes Schwein, welches ich an seinem Grunzen erkannte, an das Wasser, und da es sich in den Bach wälzen wollte, ärgerte sich das andere Tier und grunzte auch ein wenig,

[1] Stock (von lateinisch: baculus).

gerade als wenn es mit ihm zanke, daß es ihm das Bächlein trübe machte. Das Schwein aber ließ sich nicht stören, da gab ihm das andere Tier eine ganz gewaltige Ohrfeige, so daß dies Schwein mit großem Klagegeschrei in den Wald fortlief.

„Mit großem Erstaunen hatte ich das angesehen und war nicht wenig erschrocken, als das Tier gegen meinen Baum herkam und auf ihn hinaufzuklettern begann. Ich zitterte am ganzen Leibe und dachte: ‚Ach du mein Gott! was wird es mir erst für Ohrfeigen geben!‘ In dieser Angst fing ich an, höher im Baum hinaufzuklettern; als das Tier nun meine Bewegung hörte, begann es zu bellen wie ein Hund und kroch immer hinter mir drein. Das Tier schien die Zweige des Baumes besser zu kennen als ich; denn es that keinen Fehltritt und bellte immer hinter mir drein; ich aber kam immer auf dünnere Zweige, und auf einmal sah ich vor mir ein Paar großer feuriger Augen; es knappte eine Eule mit ihrem Schnabel gegen mich und schlug mit den Flügeln, und dicht hinter mir war das große bellende Tier. Ich wußte nicht mehr wohin, um mich zu retten; der Ast brach unter mir, und plumps fiel ich mit großem Gepraffel von Zweig zu Zweig hinab an die Erde.

„Zum guten Glück hatte ich mir keinen besonderen Schaden gethan; aber meine Angst war ganz entsetzlich, und ich hatte den Mut nicht, mich im mindesten zu rühren oder einen Laut von mir zu geben. Ich blieb ruhig liegen, wo ich hingefallen war, und lauerte ganz scharf, ob das schreckliche Tier mir nachkommen würde. Es kam aber nicht, bellte nur noch eine Zeitlang hinter mir her und wurde hernach ganz ruhig. Da aber durch das Herumkriechen in dem Baume die Vögel aufrührerisch geworden waren, so hörte ich hie und da ein Gepfeife in den Bäumen und einen, der sehr seltsam pfiff, wie ich noch nie etwas gehört. Sodann wurden sie alle nach und nach stille.

„Ich rührte mich nicht und hörte nach einer Weile ein ganz entsetzliches Schnarchen, als wenn man Holz säge. ‚Ach‘, dachte ich, ‚was muß das Tier für ein abscheuliches Maul haben, daß es so gewaltig schnarchen kann!‘ Nun ging der Mond über dem Walde auf und goß seinen wunderbaren Glanz durch die Bäume; da blickte ich mit Angst in das Gelaube des Baumes hinein, von dem

ich gefallen war, um etwa zu erkennen, wie das Tier aussähe, weil ich in meinem Leben nichts von einem Tiere gehört hatte, das einem Wildschweine eine Ohrfeige gäbe und dann wie ein Hund bellend in den Bäumen herumlaufe. Bald sah ich seinen schwarzen Schatten in einem Astwinkel liegen, wo es schnarchte; aber es wehten so lange Haare herum, daß ich es nicht erkennen konnte. Indem ich so hinaufsah, hatte ich einen neuen Schrecken: das Tier streckte sich und gähnte ganz entsetzlich: ‚Uah, uah', und nieste so heftig, daß die Eicheln wie ein Hagelwetter mir auf die Nase rasselten. Aber ich wagte nicht, mich zu rühren, und wie groß war mein Erstaunen, als ich das Tier auf einmal mit lauter und heller Stimme folgendes schöne Lied singen hörte:

[1]‚Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm' mit Freudenschall
Aufs lieblichste erklingen!
Komm, komm und lob' den Schöpfer dein,
Weil andre Vöglein schlafen sein
Und nicht mehr mögen singen;
Laß dein Stimmlein laut erschallen,
Denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

‚Obschon ist hin der Sonnenschein
Und wir im Finstern müssen sein,
So können wir doch singen
Von Gottes Güt' und seiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Nacht,
Sein Lobe zu vollbringen.
Drum dein Stimmlein laß erschallen,
Denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

‚Echo, der wilde Widerhall,
Will sein bei diesem Freudenschall
Und lässet sich auch hören,

[1] Aus Grimmelshausens „Simplicissimus", 1. Buch, 7. Kap; abgedruckt im „Wunderhorn".

Verweist uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben alle Zeit,
Lehrt uns den Schlaf bethören.
Drum dein Stimmlein laß erschallen,
Denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

‚Die Sterne, die am Himmel stehn,
Sich lassen zum Lobe Gottes sehn
Und Ehre ihm beweisen;
Die Eul' auch, die nicht singen kann,
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Daß sie Gott auch thu' preisen.
Drum dein Stimmlein laß erschallen,
Denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

‚Nur her, mein liebstes Vögelein!
Wir wollen nicht die Faulsten sein
Und schlafend liegen bleiben,
Vielmehr, bis daß die Morgenröt'
Erfreuet diese Wälder öd'
In Gottes Lob[1] vertreiben.
Laß dein Stimmlein laut erschallen,
Denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.'"

„Ei, das war sein Lebtag kein wildes Tier, welches dieses Lied sang!" rief der Schulmeister Klopfstock aus, und Trilltrall sagte: „Ihr habt gut reden, lieber Vater! Ihr habt es nicht gesehen auf allen vieren ans Wasser kriechen, dem Wildschweine die Ohrfeige geben und dann auf dem Baum herumbellen; freilich, als es das schöne, fromme Lied so recht aus Herzensgrund durch den Baum sang, in welchen der Mond hineinschien wie in eine schöne Kirche, und als Echo, der wilde Widerhall, und die liebe Frau Nachtigall auch sangen zu diesem Freudenschall und

[1] Ergänze: unsere Zeit.

der Quell lieblicher rauschte und der Wald andächtiger lauschte, da zogen die Wölkchen am Himmel nicht mehr so schnell, und der Mond ward noch einmal so hell, und alle meine Angst besänftigte sich, meine Seele, welche gewesen war wie ein Meer, in welches ein großer Felsen hineinstürzte, verwirrt und betrübt voll niederschlagender Wellen, wurde nach dem ersten Verse schon wie ein See, in den ein Fisch, den ein Geier herausgeraubt, frisch und gesund wieder hineinfällt, und nach dem zweiten Vers wie ein See, auf welchen ein singender Schwan niederfliegt und schimmernde Gleise zieht, und nach dem dritten Vers wie ein See, in welchen eine vorüberreisende Taube ein Zweiglein von dem friedlichen Ölbaum fallen läßt, und nach dem vierten Vers wie ein See, in den ein vorüberziehendes Lüftlein ein Rosenblatt weht, und nach dem fünften Vers war es mir, als sei ich wie ein müdes Bienlein, das über den See fliegen wollte und gar nicht weiter konnte und in großer Angst war, da es zum Wasser herabfiel, auf dieses Rosenblatt gefallen, und als schiffe ich sicher und ruhig auf dem Rosenblättlein hinüber und lande jenseits in einem blumenvollen Garten, aus dem mir die Nachtigallen entgegenschmetterten. Mein Herz war so ruhig wie ein Spiegel, in dem sich der Mond anschaut, und vor dem der Friede sang:

‚Ach, hört das süße Lallen
Der kleinen Nachtigallen!‘“

Nach diesen Worten sagte Gripsgraps: „Du bist doch ein recht närrischer Kerl, mein lieber Trilltrall! Du siehst so zottig aus wie ein Zeiselbär und sprichst dabei wie Honig so süß; warum sagst du nicht, daß es dir so ängstlich gewesen als mir, da ich zum erstenmal Gripsgraps machte?“ — „So war es mir nicht“, sagte Trilltrall, „denn ich hatte nichts Böses gethan; ach, lieber Gripsgraps, du hast ein schlimmes Handwerk; aber ich hoffe, wir werden es bald nicht mehr nötig haben.“ — „Gott geb’ es!“ sagte Gripsgraps und ward ganz ernsthaft.

„Ich kann mir recht denken“, sagte Piffpaff, „wie dir am Anfange bange war; es war dir gewiß so wie mir damals, als ich mich verschworen hatte, einem schlafenden Kinde einen Apfel

aus der Hand zu schießen, den ihm seine Mutter geschenkt hatte. Der Apfel hatte so rote Bäckchen wie es selbst, und es hatte ihn darum an sein Herz gedrückt. Ach, wie war ich in Ängsten! Aber ich konnte es nicht lassen, ich mußte schießen; ich zitterte am ganzen Leibe; ich drückte los — paff — da lag das Kind, und ich stürzte auch mit dem Bogen zusammen. Es war mir, als falle ein Berg auf mich; aber wie war mir, da das Kind mich an den Locken zupfte und vor mir stand und weinend sagte: ‚Nun mußt du mir einen andern Apfel geben, du hast einen Pfeil meinem Apfel durch die roten Bäckchen geschossen; ach, mein Apfel! mein Apfel!‘ O, so selig war da niemand als ich, als es mir den von dem Pfeil durchspießten Apfel reichte! Seht, da trag' ich ihn zum ewigen Andenken in meinem Köcher.“ Piffpaff zog den Apfel mit dem Pfeile aus dem Köcher, und die Thränen standen ihm dabei in den Augen. Trilltrall umarmte ihn und sprach: „Es freut mich sehr, lieber Bruder, daß deine frevelhafte Kühnheit dich so reut; aber es war mir nicht wie dir damals, denn du hattest dich zu einem abscheulichen Wagnisse entschlossen. Ach! du treibst ein sehr gefährliches Handwerk, wenn du solchen bösen Gelüsten nachgibst; aber ich hoffe, du wirst es bald nicht mehr nötig haben.“ Da wurde Piffpaff ganz rot und sprach: „Ich will so etwas nie wieder thun, darum trage ich diesen Pfeil mit dem Apfel immer in meinem Köcher“. Und nun schob er diesen Pfeil wieder zu den andern Pfeilen.

„Ich kann mir deine Angst recht denken“, sagte Pinkepank, „es muß dir gerade gewesen sein wie mir in der Apotheke. Da sollte ich einmal Pillen machen für eine kranke Mutter, deren Kind zu mir kam und sprach: ‚Ach lieber Herr Subjekt, gebe Er mir etwas recht Gutes und Süßes für die Mutter, das ihr gut schmeckt und sie recht bald gesund macht; denn wenn sie nicht bald gesund wird, so kann sie nicht spinnen, und wenn sie nicht spinnt, kriegt sie kein Garn, und wenn sie kein Garn kriegt, kann ich und die Schwestern keine Strümpfe stricken, und können wir keine Strümpfe stricken, so können wir keine verkaufen, und können wir keine Strümpfe verkaufen, so kriegen wir kein Geld, und kriegen wir kein Geld, so kann die Mutter kein Brot kaufen und müssen

wir alle verhungern.' Da wollte ich dem Kind etwas recht Gutes geben und griff unter den Arzneibüchsen hin und her und holte Zucker aus einer Büchse, in dem rollte ich die Pillen hin und her und gab sie dem Kind und ließ es selbst eine Messerspitze voll ablecken, worauf es sagte: ‚Ach! das ist süß, das wird der Mutter sehr gut schmecken. Wenn sie gesund wird, Herr Subjekt, will ich Ihm ein paar Strümpfe mit roten Blumenzwickeln[1] und oben einen Sternenrand darum stricken', worauf es fröhlich die Apotheke hinauslief. Als ich die Büchsen wieder an ihre Stellen ordnen wollte: — o du allmächtiger Gott! in welches Elend kam ich! Ich las, daß auf der Büchse, aus der ich geglaubt hatte, weißen Zucker zu nehmen, mit großen Buchstaben stand, ‚Bleizucker', welcher ein weißes Gift ist, das ganz wie Zucker aussieht. Wie ein Rasender stürzte ich die Thür hinaus und rannte durch alle Straßen nach dem Kinde und fragte überall nach dem Kinde, denn ich wußte nicht, wo es wohnte, ach! und niemand hatte es gesehen; ich konnte es nicht finden. ‚Jetzt wird die Mutter die Pillen schon gegessen haben und gestorben sein von dem Gift', dachte ich, ‚und das Kind wird auch gestorben sein, dem ich eine Messerspitze voll davon gab.' In solcher Verzweiflung rannte ich zur Thüre hinaus und kam an eine kleine, verfallene Kapelle. Allerlei wilde Kräuter wuchsen um den kleinen, zerbrochenen Altar, der drin vor einem Kreuze stand; wie ein Verzweifelter kniete ich da nieder und rang die Hände und betete zu Gott, er möge sich meiner erbarmen und möge die arme Mutter und das Kind am Leben erhalten. Indem ich so betete, raschelte neben mir etwas in den Kräutern, und ich sah da eine Eidechse, die auf einem Stein lag und sich hin und her wand, als habe sie große Schmerzen, und andere kleine Eidechschen saßen um sie herum, als wären sie sehr traurig. Ach! da fiel mir die Mutter mit den Kindern wieder recht in die Seele, und als die kranke Eidechse auf einmal ganz still wurde und tot von dem Stein herabfiel, schrie ich: ‚Weh'! weh'! jetzt ist sie tot, ach! die gute Mutter, der ich aus Unachtsamkeit Gift statt Zucker geschickt — ist jetzt gewiß tot!' Und da betete ich wieder recht innig zu Gott.

[1] Zwickel ist der Keil über der Ferse, oft mit besonderm Muster.

Sieh! da raschelte es an der andern Seite, und ich sah die kleinen Eidechschen Blätter von einem Kraute abbeißen, welches da in großer Menge wuchs, und sah, daß sie mit den Blättern zu der toten Eidechse hinliefen und ihr Saft davon in den Mund flößten, und sah, daß die tote Eidechse davon wieder lebendig wurde und frisch und gesund davon lief und die Jugend hinter ihr drein. Wie ein Blitz lief's mir durch die Seele, ich wollte die Mutter aufsuchen, und wenn sie auch schon begraben wäre, so wollte ich sie mit diesem Kraut lebendig machen. Ich nahm viel von dem Kraut und lief schnell in die Stadt zurück und fragte von Haus zu Haus, konnte sie aber nirgend finden. Als ich am andern Thor endlich bei dem Thorwärter fragte, sagte er mir, daß heute morgen ein solches Kind, wie ich gesagt, vom Lande in die Stadt gekommen sei und ihn nach der Apotheke gefragt habe, daß es auch bald wieder hinausgegangen sei, aber daß er nicht wisse, wohin. Da war meine Angst wieder so groß als vorher, und ich lief nach der Apotheke zurück und wollte nun auch von dem nämlichen Gift essen, um zu sterben. Ich stürzte nach der Büchse hin und riß sie auf und aß in der Verzweiflung alles, was darin war. Aber auf einmal kam der Apotheker heraus mit einer großen Süßholzwurzel in der Hand und kriegte mich beim Schopfe zu fassen und prügelte mich ganz abscheulich und rief immer dabei: ‚O du naschhafter Zuckerschlecker! da hast du auch Süßholz dazu, du Bengel! Erst läufst du den ganzen Tag auf der Straße herum und kömmst abends nach Haus und schleckst mir noch dazu die Zuckerbüchse aus, da, nimm Süßholz, Süßholz dazu!' — und dabei prügelte er immer darauf los. Ich aber rief immer dazu: ‚O, Herr Prinzipal! schlagen Sie mich tot, um Gotteswillen, schlagen Sie mich tot, wenn das Gift mich nicht schon umbringt.' — Der Herr Prinzipal aber war schon ganz müd' und sprach: ‚Was redest du von Gift, du Narr?' — ‚Ei!' sagte ich, ‚war denn kein Bleizucker in der Büchse? Es steht ja darauf geschrieben!' — ‚Nein, es war Zucker darin,' sagte der Prinzipal, ‚ich werde dir Bleizucker dahin stellen, du unachtsames Naschmaul, daß du mir die Leute vergiftest! Ich habe alle solche Sachen unter Schloß und Riegel liegen, damit kein Unglück geschieht, und in allen Büchsen, wo hier

Gift darauf geschrieben steht, ist nichts als weißer Zucker, damit ihr mir das Naschen sein lasset.'

„Ihr könnt euch mein Entzücken denken bei dieser Nachricht; ich kriegte meinen Prinzipal bei den Ohren zu fassen und küßte und drückte ihn viel tausendmal und tanzte wie ein Narr mit ihm in der Apotheke herum, so daß er anfing, um Hülfe zu rufen, weil er glaubte, ich sei rasend geworden. Da kam die Apothekerin herzugelaufen und schlug die Hände über dem Kopf zusammen über den Spektakel, und der Mann schrie zu ihr: ‚O Quassia![1] liebe Quassia! gib ihm Süßholz!' Da nahm die Frau Quassia die Süßholzwurzel wieder und prügelte auf mich los ganz erbärmlich, daß ich den Prinzipal fahren ließ und in der Apotheke herumsprang, daß alle Büchsen auf den Brettern tanzten und die Mörser zu klingeln anfingen. Bratsch fiel eine große Flasche mit Jalap[2] an die Erde und eine andre mit Oxymel simplex[3] hintennach; sie ließen mich los und eilten, ferneres Unglück zu verhüten. Ich aber rannte so gegen die Thüre, daß ich alle Fenster einstieß und den König Salomon, der als Schild an der Thüre stand, über den Haufen rannte. Wie unsinnig flog ich der Stadt hinaus nach der kleinen Kapelle und kniete nieder vor dem kleinen Altar und betete die ganze Nacht, bis ich vor Müdigkeit einschlief.

„Am andern Morgen konnte ich von dem vielen genossenen Süßholz meinen Rücken kaum bewegen; da nahm ich von dem Kraut, was neben mir wuchs, und rieb mir den Rücken mit, und auf einmal war ich frisch und gesund. Da betrachtete ich das Kraut sehr genau, nahm mir Samen davon mit und Blätter und spazierte fort, in die Welt hinein.

„Als ich einige Tage fortgezogen war, kam ich in einen Wald. Da hörte ich ein Kind außerordentlich weinen; ich ging nach der Gegend hin, und da sah ich dasselbe kleine Mägdlein an der Erde sitzen und an einem großen Strumpfe stricken und immer dazu weinen. Ich trat näher und sah, daß es einen kleinen Hund im Schoße liegen hatte und bitterlich auf ihn niederweinte. ‚Liebes Kind!'

[1] Bitterholz.
[2] Trichterwinde.
[3] Sauerhonig

sagte ich, ‚ach, die Mutter ist gewiß gestorben, weil du so weinst?‘ Da sprang aber das Mägdlein auf und sprach: ‚Ach nein, lieber Herr Subjekt, die Mutter ist frisch und gesund von Seinen guten Pillen, und die Strümpfe für Ihn sind auch gleich fertig; ich habe Tag und Nacht gestrickt; seh' Er die schönen roten Zwickel!‘ — und da breitete sie einen schönen fertigen Strumpf vor mir aus. ‚Ziehe Er den nur gleich an, indes stricke ich den andern fertig.‘ Ich setzte mich hin, den Strumpf anzuziehen, und während ich meine Schuhe auszog und den Sand herausschüttelte, fragte ich: ‚Aber Kind, warum hast du denn so geweint?‘ Da fing die Kleine, die über meine Ankunft ihren Kummer vergessen hatte, wieder an zu weinen und sagte: ‚Ach lieber Herr Subjekt, ich wollte zu Ihm in die Stadt und wollt' Ihm danken und Ihm die Strümpfe bringen — den einen wollt' ich unterwegs fertig machen — da nahm ich auch unser treues Hündchen Wackerlos mit, das krank war, und wollte Ihn bitten, Er solle dem Hündchen doch eine von seinen Pillen geben, ich wollte Ihm ein Paar Winterhandschuhe von Seidenhasenhaaren dafür stricken — ach, und denke Er sich, als ich bis hierher kam, wollte das treue Hündchen Wackerlos nicht mehr fort! Ich nahm es auf meinen Schoß und setzte mich hier hin, und da sah es mich traurig an und wedelte ein bißchen mit dem Schwanz und streckte sich, ach, und jetzt ist es still und ist tot. Ach! wäre Er nur eher gekommen, da hätte Er ihm vielleicht helfen können; aber jetzt geht es wohl nicht mehr?‘ Dabei sah mich das gute Mäuslein in großen Sorgen an; ich aber hatte den einen Strumpf schon angezogen und sprach: ‚Wir wollen es versuchen, liebes Kind!‘ Da brachte sie mir das Hündlein Wackerlos geschwind herbei; ich nahm von meinen Kräutern und drückte ihm Saft davon in den Mund, da that es die Augen auf; noch ein wenig Saft, da wedelte es ein bißchen mit dem Schwanz; noch ein wenig Saft, da leckte es mir die Hände und sprang an dem guten Mägdlein freudig in die Höhe, welches gar nicht aufhören konnte, mir zu danken. Aber schnell setzte es sich hin und strickte den Strumpf aus, während das Hündchen Wackerlos mir alle seine Künste vormachte: Apportieren, Suchverloren, Aufwarten, Bitten, Schildwachstehen, über den Stock springen, wie spricht der Hund, Tan-

zen, sich tot stellen, nach welchem letzten Kunststück das Hündchen immer zu mir kam und mir die Hände leckte, um mir zu danken, daß ich es lebendig gemacht. ‚Nun bin ich fertig‘, sprach das Mägdlein und rief den Wackerlos, und der mußte mir den Strumpf bringen. Ich zog diesen Strumpf auch an, und diese Strümpfe stehen mir recht hübsch, an Sonn- und Feiertagen werdet ihr sie an meinen Beinen sehen. Darauf brachte mich das Mägdlein zu seiner Mutter, die mir nochmals sehr dankte; den andern Tag aber machte ich mich auf die Reise hieher und habe unterwegs noch einige Menschen lebendig gemacht mit meinem Kraut.“

„Nun“, sprach Trilltrall, „deine Geschichte, lieber Pinkepank, war sehr rührend, aber meine Angst und Überraschung war doch ganz anders als die deinige in der Apotheke; denn du hattest ein böses Gewissen und glaubtest durch Unachtsamkeit jemand vergiftet zu haben, der Hülfe bei dir suchte. Aber ich bin versichert, so etwas wird dir nie mehr geschehen.“ — „Gewiß nicht“, sagte Pinkepank, „die große Angst und das viele Süßholz haben mich auf ewig gewarnt.“

„Alle die Brüder“, begann nun Pitschpatsch, „haben von großer Angst geredet, um sie mit deinem Schrecken vor dem vermeinten wilden Tiere zu vergleichen. So muß ich denn auch einmal einen rechten Schrecken von mir erzählen. Ich fuhr einstens in einem kleinen Boote auf das Meer hinaus, zu fischen, und ein anderer Fischer, ein sehr rauher und harter Mann, den ich kannte, war auch ausgefahren; ich konnte sein Boot von weitem erkennen. Ich warf mein Netz aus und that einen guten Fang; besonders war ein großer Fisch dabei, der sich wehrte und heftig mit dem Schwanz um sich schlug; ich gab ihm deswegen eins mit dem Ruder auf den Kopf und schnitt ihm den Bauch auf. Stellt euch meine Verwunderung vor, als ich einen schönen Goldring in seinem Magen fand! Ich steckte ihn freudig an den Finger und wollte eben mein Netz zum zweiten Male auswerfen, als ich zwischen meinem Schiffchen und dem des andern Fischers das Meer große Wellen hervorwerfen sah, aus welchem Strudel ein Meerfräulein hervortauchte, das schöne, lange, grüne Haare hatte und ein goldenes Perlenkrönlein auf dem Kopf und eine Menge Muscheln

und Korallen um den Hals. Es rang die Hände und weinte sehr beweglich; ich sah, daß es sich dem Boote des bösen Schiffers näherte, und weil ich schon ahnte, daß das arme Meerfräulein nichts Gutes bei ihm zu erwarten habe, ruderte ich gegen jenen Schiffer zu. Aber ich hatte ihn noch nicht erreicht, als er dem Meerfräulein, welches weinend gegen sein Schiff schwamm, einen kleinen Spieß, den er, um Walfische zu töten, bei sich führte, in die Seite warf. Das arme Meerfräulein stieß einen herzzerreißenden Schrei aus und wollte untertauchen; aber sie konnte nicht mehr recht schwimmen, weil sie verwundet war, und wendete sich nun nach meinem Boote, das ich ihr mit angestrengtem Ruderschlage entgegentrieb. Der böse Schiffer fuhr mit ebenso großer Gewalt hinter ihr drein. Schon war sie meinem Schifflein nah und streckte die Arme, um Rettung flehend, gegen mich aus, und ich sah das rote Blut aus ihrer Wunde rieseln und sich mit dem Meerwasser vermischen, da rief sie aus: ‚Ach! um des allmächtigen Gottes willen, vor welchem auch du mein Bruder bist, flehe ich dich an, rette mir mein junges Leben!‘ Da that sie mir so leid, daß ich sie in mein Boot hereinzog und sie zu meinen Füßen bettete; aber nun war mir der böse Schiffer auch so nahe gekommen, daß ich ihm nicht mehr entfliehen konnte. ‚Pitschpatsch!‘ rief er aus, ‚gib mir mein Meerfräulein, oder ich schlage dich mit dem Ruder tot!‘ — ‚Ich kann sie dir nicht geben‘, antwortete ich, ‚denn sie hat eine Zuflucht im Namen Gottes bei mir gesucht, und ich habe ihr meinen Schutz im Namen Gottes versprochen; auch hast du kein Recht an sie, da du sie nur verwundet, ich aber sie gefangen.‘ Hier kamen wir in einen heftigen Streit, während welchem unsere aneinander gehakten Schiffe von einem heftigen Sturme in die offene See getrieben wurden. Ich bot dem bösen Schiffer meinen ganzen Fischzug für das Meerweib, er verlangte immer mehr; er wollte auch mein Netz und endlich mein Boot, und wenn ich sagte: ‚Ach! das kann ich nicht‘, so wimmerte das Meerfräulein immer zu meinen Füßen: ‚Gib! gib! um Gotteswillen, gib!‘ So gestand ich auch dies zu. Nun trieb uns der Wind gegen eine Sandbank, und da stieß mich der böse Schiffer aus meinem Boot hinaus und warf mir das arme Meerfräulein nach. Ich flehte ihn um Gotteswillen

an, er möge mich hier nicht zurücklassen, ohne Fahrzeug mitten im weiten Meer, auf der wüsten Sandbank; er wollte mich aber nicht mitnehmen, es sei denn, daß ich ihm den Ring geben wolle, den er an meinem Finger glänzen sah. Es war derselbe, den ich in dem Fische gefunden. Schon war ich im Begriff, ihm den Ring zu übergeben, als das Meerfräulein heftig ausschrie: ‚Mein Ring! mein Ring! um Gotteswillen mein Ring!‘ und sich nach mir aufrichtete und mir den Ring entriß. Da wollte der böse Schiffer nach ihr schlagen, aber ich trat ihm entgegen, und wir rangen miteinander. Er war viel stärker als ich und warf mich zu Boden. Da rieb das Meerfräulein den Ring heftig und schrie in den See hinaus mit einer Stimme, scharf wie die Waffe eines Schwertfisches:

‚Korali hilf, Mord und Weh!
Margaris stirbt über See!‘

„Da hoben sich die Wellen haushoch und schlugen über die Sandbank hin, und eine Welle riß den bösen Schiffer, der mir eben mit seinem Ruder die Brust einstoßen wollte, von mir weg und schleuderte ihn weit in die Wogen hinaus. Auch beide Boote wurden fortgerissen, und die See beruhigte sich wieder. Nun saß ich mit dem verwundeten Meerfräulein einsam und allein auf der Sandbank; keine Hülfe nah und fern; die Nacht kam heran, ich sah kein Land ringsumher, und mein Tod war gewiß. ‚Unglückseliges Meerfräulein‘, sprach ich, ‚in welches Elend hast du mich gebracht! Ohne Boot muß ich hier verhungern oder von den Wellen verschlungen werden um deinetwillen, und wenn du noch ein Mensch wärest! Aber dein Leib, der sich von den Hüften hinab in einen schuppichten Fischschwanz verwandelt, macht mich schaudern, wenn ich dich ansehe.‘ — ‚O du armer Pitschpatsch‘, sagte sie, ‚ärgere dich nicht, daß du menschlich an mir gehandelt hast; und was meinen Leib angeht, so bedenke, daß mir deine gespaltenen nackten Beine, die in der Mitte geknickt sind, auch eben nicht sehr schön vorkommen; thue lieber das Gute, was du mir erwiesen, ganz: ziehe mir den Speer aus der Wunde und sauge mir das Blut aus und verbinde mich‘ — Ich fand ihre Worte

recht vernünftig und that, was sie von mir begehrte. Während ich das Blut aus ihrer Wunde sog und sie verband, sang sie mit einer bezaubernd lieblichen Stimme:

‚Süß ist mein Blut, süß ist mein Blut,
Nun wird dir das Meer nicht mehr bitter sein;
Auf stiller und auf wilder Flut
Wirst du nun der seligste Ritter sein;
Du wirst schwimmen, segeln, tauchen,
Wirst kein Schiff, kein Ruder brauchen;
Zu Füßen dir der Sturm sich schmiegt,
Und deinen Winken folgt Welle und Wind,
Das weite Meer so treu dich wiegt,
Als eine Mutter je wieget ihr Kind.
Wer aus Meerweibs Wunden trinket,
Nimmer dem sein Schifflein sinket.‘

„Ihr Gesang war so lieblich und rann mir wie ein süßes Bächlein durch das Ohr, und ums Herz ward mir so kühl, als wenn man im heißen Sommer in klaren Wellen sich badet. Da zerrannen mir alle Gedanken, und mir war, als sänke ich immer tiefer und tiefer hinab. Ich war entschlafen, und das Meerfräulein zog mich durch die Wellen hinab, und ich konnte darin atmen wie in blauer Himmelsluft; da sah ich den Leib des bösen Schiffers in den Zweigen eines roten Korallenbaumes hängen, und häßliche Meerungeheuer fraßen sein Herz. Als wir auf den Grund des Meeres kamen, pochte das Meerfräulein an einer Thüre von Perlmutter an und rief:

‚Korali, auf! thu’ auf die Thür!
Margaris, deine Braut, ist hier.‘

„Da antwortete der Meermann:

‚Ich thu’ nicht auf das Perlenthor,
Margaris meinen Ring verlor.‘

Meerfräulein:

‚Ich bringe den Ring, den Schiffer auch,
Der ihn gefunden in Fisches Bauch.‘

Meermann:

‚Den Fischer schlag' ich mit Steinen tot
Und häng' ihn in die Korallen rot.'

Meerfräulein:

‚Er hat gegeben sein Ruder und Netz,
Daß er mich wieder in Freiheit setz'.'

Meermann:

‚So geb' ich ihm Ruder und Netz so gut,
Das Fehlschlag nie, noch Fehlzug thut.'

Meerfräulein:

‚Er hat gegeben sein Fischerboot,
Zu retten mich aus Todesnot.'

Meermann:

‚So lehr' ich ihn bauen ein solches Schiff,
Das führet über Sand und Felsenriff.'

Meerfräulein:

‚Aus meiner Wunde saugte sein Mund
Das süße Blut, da ward ich gesund.'

Meermann:

‚So soll er nun atmen im bittern Meer,
Als ob es die lichtblaue Himmelsluft wär'.'

„Nun machte der Meermann das Perlmutterthor auf und umarmte seine Braut sehr freundlich; aber sie mußte ihm vorher den Ring zeigen, den sie nachlässig von jenem Fisch hatte verschlingen lassen, in dessen Leib ich ihn wiederfand. Der Meermann verwies ihr ihre Nachlässigkeit und sagte: ‚Dieser Ring ist bezaubert, und hättest du mir ihn nicht wieder gebracht, so wäre ich gestorben.' Als ich ihm aber erzählte, welche große Schmerzen und Angst sie ausgestanden, mußte der gute Meermann vor großer Teilnahme weinen und erwies ihr tausend Gutes. Mir dankte er nun recht von Herzen und gab mir alles, was er mir versprochen, erstens: ein Ruder ganz von Fisch, Schildkrot und Perlmutter, das einen nie müde macht, sondern je mehr man rudert, desto kräftiger; zweitens: ein Netz von grünen Meerfräuleinshaaren,

in das die Fische mit der größten Freude hineinspringen; dann baute er mir ein Schiff aus Binsen, mit Fischhaut überzogen und mit beweglichen Floßfedern wie ein Fisch, so leicht, daß es wie eine Schwalbe über das Wasser streift. Die Gabe aber, unter dem Wasser wie auf der Erde zu leben, habe ich, seitdem ich die Wunden des Meerfräuleins aussog.

„Als er mir alles das geschenkt hatte, wollte er, ich sollte auf seiner Hochzeit bleiben; aber ich sagte ihm, daß der Tag herannahe, an dem ich meinen Vater besuchen müsse, und da sagte er: ‚Das geht freilich vor' und legte mir noch die schönsten Muscheln, Perlen und Korallen in das Schiff, und ich mußte mich hineinsetzen, er aber und das Meerfräulein faßten es an den Seiten, und so stieg es leise, leise mit mir dem lieben Sonnenlichte entgegen; das Schifflein kam an einem ganz einsamen, von Gebüschen versteckten Felswinkel an die Oberfläche des Wassers, der Meermann und seine Braut umarmten mich mit Thränen und baten mich, wenn ihnen Gott ein kleines Meersöhnchen schenke, sein Taufpate zu werden. Ich versprach es ihnen von Herzen, wenn sie es mir anzeigen wollten, worauf sie unter den freundlichsten Versicherungen ewiger Dankbarkeit in den Wogen verschwanden. Mein herrliches Schifflein, voll der größten Kostbarkeiten, habe ich in der einsamen Bucht ganz im Schilf versteckt, daß es kein Mensch finden kann als ich, und so bin ich hieher gereist, Euch, lieber Vater, und die Brüder wiederzusehen."

„Deine Geschichte, lieber Pitschpatsch, war recht schön", sagte Trilltrall, „und deine Angst vor dem bösen Schiffer ging schnell vorüber und ward reichlich belohnt, weil du einem armen Geschöpfe Hülfe geleistet."

„Aber", sagte der Schulmeister, „ich dächte, Trilltrall, du erzähltest weiter; noch immer wissen wir nicht, was für ein wildes Tier es war, welches das schöne Lied an die Nachtigall sang, das dich so sehr erfreut." Da fuhr Trilltrall fort:

„Ich war von dem schönen Lied und der Nachtigall und dem Widerhall so sehr erfreut, daß, als sie aufhörten, ich mich aufrichtete und auf den Baum losging, um den Sänger zu bitten, er möge wieder anheben; aber kaum machte ich einiges Geräusch, so

fing es auch gleich an, wieder wie ein Hund zu bellen, und warf noch dazu mit abgebrochenen dicken Zweigen nach mir, deren mir einer so stark auf die Nase schlug, daß ich laut zu schreien anfing: ‚Ach Gott! ach Gott! meine Nase!‘ und auf dieses mein Geschrei war das Wesen wie der Blitz von dem Baume herunter, und ich konnte so geschwind nicht entlaufen, daß es mich nicht mit beiden Armen umfaßte und ausrief: ‚Ach, ich bitte tausendmal um Verzeihung, ich habe es nicht gern gethan!‘ Und dabei tappte es mit so harten, knöchernen Fingern, an welchen lange krumme Nägel waren, mir an der Nase herum, daß es mich nicht weniger schmerzte als der niederfallende Zweig. ‚Wer bist du denn?‘ fragte ich, ‚daß du so ganz voller Haare bist und bald wie ein Vogel pfeifst, bald wie ein Hund bellst, auf den Bäumen herumkletterst wie eine wilde Katze, auf allen vieren zum Bächlein trinken gehst und dann wieder so schöne Lieder singst? Bist du denn ein ordentlicher Christenmensch und kein wildes Tier?‘ — ‚Ich bin‘, erwiderte er mir, ‚der Holzapfelklausner und lebe seit 80 Jahren hier allein im Walde und bin ein Vogelsprachforscher und habe hier eine hohe Schule der Vogelsprache, welche mein eigentliches Hauptfach ist; auch beschäftige ich mich nebenbei mit der Sprache der wilden Schweine und Katzen und habe hier in der Einsamkeit alle Sitten und Gebräuche der wilden Tiere angenommen, um mich in ihrer Gesellschaft als ein Mann von Anstand und Erziehung aufführen zu können; da nun, seit ich hier lebe, kein Mensch sich hier hat sehen lassen, so habe ich, da du auf dem Baume herumkrochst, geglaubt, du wärest eine wilde Katze, welche mir meine Studenten, die Vögel, wegfressen wollte, und drum bellte ich wie ein Hund, um dich zu verjagen.‘ — Nun sagte ich ihm, wer ich sei, und daß ich Trilltrall heiße, und daß Trilltrall mein Beruf sei, und daß ich eben deswegen mich in den wilden Wald begeben hätte, um die Vogelsprache zu erlernen. ‚Brav‘, sagte er, ‚sehr brav, da bist du nun gerade an den rechten Mann gekommen, und ich freue mich auch recht sehr, daß ich einen Menschen gefunden, welchem ich meine große Gelehrsamkeit überlassen kann; denn ich bin schon sehr alt und werde nicht lange mehr leben. Du kannst dann nach meinem Tode die Schule hier fort-

setzen und besonders darauf wachen, daß die Vögel hier reines Vogeldeutsch reden und keine französischen Wörter hineinmischen[1].' — Mir war das alles sehr angenehm; der Morgen kam heran, und ich besah mir nun den Klausner bei Tage. Da wunderte ich mich nicht, daß ich ihn für ein wildes Tier gehalten, denn er sah aus wie ein uralter Affe und war ganz von seinen weißen Haupt- und Barthaaren bedeckt. Da er mit den Vögeln ein schönes Morgenlied gesungen, sagte er ihnen lebewohl. ‚Sie haben jetzt Ferien', sprach er zu mir, ‚weil sie Nester bauen, Eier legen und Junge ausbrüten müssen; da kann ich dich einstweilen im ABC unterrichten.'

„So lebte ich denn eine Zeitlang mit dem Klausner ruhig und lernte fleißig. Vieles Essen und Trinken hinderte uns nicht, wir aßen nichts als Wurzeln und Kräuter, besonders aber Vogelfutter: Mücken, Spinnen, Käferchen, Ameiseneier, Wacholderbeeren u. s. f., und ich mußte besonders immer das Lieblingsfutter des Vogels essen, dessen Mundart und Sprache ich gerade lernte, wie mir denn die Wiedehopfssprache am schwersten fiel, weil sie sehr schmutzige Küche halten[2]. Wir waren bis zu der Krametsvogelsprache gekommen, und ich steckte eben in einem dichten Wacholderbusch und aß Beeren, um mich vorzubereiten, als ich in der Nähe folgendermaßen sprechen hörte: ‚Ach! warum bin ich von der Seite meines königlichen Herrn Vaters weg hier in das Gebüsch gegangen!' klagte eine sehr liebliche Prinzessinnenstimme, ‚ach! jetzt bin ich verirrt und Ihro Majestät, mein Vater, der König Pumpam, wird mich nicht wiederfinden!'

„Da antwortete eine plumpe Stimme: ‚Allergehorsamste, unterthänigste Prinzessin Pimperlein! Der schwarze Feldprediger, welcher mit der Kuhglocke, als sie Ihnen von Ihrem kohlrabenweißen Hals herabfiel, auf und davon ging, ist nach dieser Seite der unvernünftigen Wildnis entflohen; Sie haben mir befohlen, den Dieb mit Ihnen zu verfolgen; anfangs ging das gut, solange wir den Klang der Glocke hörten, die er trug, aber nun stehen die Ochsen am Berg; ich höre nichts und sehe nichts, ich weiß keinen

[1] Leiser Spott auf Joachim Heinrich Campe; vgl. die Anmerkung 1 auf S. 252
[2] Die Wiedehopfe fressen besonders gern Engerlinge.

Weg als den in Küche und Keller und Bett, und hier ist nichts von solchen angenehmen Anlagen zu sehen.'

„Nach diesen Worten kamen sie an mir vorüber, und ich sah die allerschönste Prinzessin von der Welt. Sie hatte ein graues Reisekleid, mit Gold gestickt, an, das bis auf die Kniee aufgeschürzt war, und dazu rotsaffianene Stiefel mit goldenen Spornen, und auf dem Kopfe hatte sie einen grünen Hut, auf welchem eine kleine goldene Krone blinkte; mit ihr ging ein untersetzter Mann mit Jacke und Beinkleidern von allen möglichen Farben, einen weißen trichterförmigen Hut und eine Pritsche in der Hand; er sah so närrisch aus, daß man ihn ohne Lachen nicht ansehen konnte. Aber ich kümmerte mich gar nicht um ihn, denn ich konnte gar kein Auge von der allerschönsten Prinzessin Pimperlein wenden.

„Als die Prinzessin die vielen kleinen Glockenblumen sah, die an diesem Orte der Wildnis wuchsen, rief sie aus: ‚Ach! wie viele schöne blaue Glöckchen, welche artige Pimperlein! Aber sie geben keinen Klang; so was habe ich nie gesehen; hier will ich mich hinsetzen und mir einen Kranz flechten. Gehe du, lieber Hanswurst, und sieh dich um, ob du niemand findest, der uns den Weg zu der Landstraße zurück zeigen kann.' — ‚Prinzessin Pimperlein', sagte der närrische Hans, ‚wenn hier ein Bär kommt und frißt Sie wie einen Honigfladen auf, so müssen Sie es selbst verantworten, daß ich Sie verlasse.' — ‚Gehe und folge meinem Befehl', sprach sie, ‚und störe mich nicht in meinen Betrachtungen!' Da sagte er: ‚Ich bin kein Stör, ich bin der Reisemarschall und wollte gerne Pimperleins Befehlen folgen; aber ich weiß nicht, wo sie hingegangen sind, sie mögen sich auch verirrt haben, wie wir.' Da sagte Pimperlein: ‚Gehe dort nach jenen alten Eichen, ich sehe Fußstapfen im Sand, die dahin führen, und suche dort einen Wegweiser!' Da sagte der Narr: ‚Wenn Sie sich so auf Schuhlappen verstehen, Prinzessin, so ist uns geholfen.' — ‚Wieso?' sagte Pimperlein, und er antwortete: ‚Wir wollen dann hier wohnen bleiben und Schuhflickerei treiben und den wilden Tieren die Schuhe flicken. Das nährt seinen Mann, denn wenn ich auf meine fünf Zehen trauen darf, sind dies hier Bärenpfoten und keine Menschentritte.' Nun ward Prinzessin Pimperlein unge-

duldig und befahl ihm, kein Wort mehr zu sprechen und hinzugehen, wie sie befohlen. Da wusch sich der Narr seine Hände im Bach, machte eine tiefe Verbeugung und ging den Fußtritten nach. Die Prinzessin aber machte sich einen Kranz von Glockenblumen und sang dazu:

‚Silberglöckchen klingen schön,
Wenn sie spielen in dem Wind:
Pim pim Pimperlein.
Aber schöner anzusehen
Doch die Glockenblümchen sind,
Läuten sie den Frühling ein.

‚Rabe fliege immer hin,
Der mein Glöckchen mir geraubt,
Pim pim Pimperlein;
Glockenblümchen sollen blühn
Künftig um mein blondes Haupt,
Friede läuten sie mir ein.

‚Eh' das Glöckchen ich verlor,
Tönt' ich, wo ich stand und ging,
Pim pim Pimperlein;
Und jetzt hört kein menschlich Ohr,
Wenn ich durch die Wiese spring',
Glockenblümchen schweigen fein.

‚Die Prinzessin gehet dort,
Sprach gleich jeder, wenn es klang
Pim pim Pimperlein;
Jetzt kann ich an stillem Ort
Lauschen auf der Vögel Sang,
Glockenblümchen klingt nicht drein.

‚Ach! wie war die Welt so kalt,
Als ich immer hören mußt':
Pim pim Pimperlein;
Vöglein singt im stillen Wald,
Herzchen pocht in sel'ger Brust,
Seit die Glockenblümchen mein.'

„Dies Liedchen sang die liebe Jungfrau mit so süßer Stimme, daß alle Vöglein schwiegen und lauschten, daß der Quell leiser

murmelte und horchte, und die kleinen Glockenblümchen neigten sich freundlich zu ihr, um gebrochen zu werden.

„Der närrische Hans war mit furchtsamen Schritten bis an eine alte hohle Eiche gegangen, in welcher der Holzapfelklausner ganz zusammengedrückt saß, so daß nur sein weißer Bart wie ein Wasserfall heraushing und seine lange Nase hervorsah, worüber der Hanswurst vor Schrecken mit einem lauten Geschrei sechs Purzelbäume bis zu den Füßen der Prinzessin zurück schlug. ‚Ach!‘ rief er aus, ‚dort der Eichbaum hat einen Ziegenbock gefressen, der Bart hängt ihm noch aus dem Maule; nun wird er uns beide auch verzehren.‘ Da sah die Prinzessin nach der Eiche und sprach: ‚O du furchtsamer Diener! ich sehe an der langen Nase, daß es ein Mensch ist; gehe hin und frage ihn, wer er ist.‘ Da ging der Hans hin und machte einen langen Hals gegen den Klausner und sprach:

‚Nase groß und Bart nicht klein!
Einen schönen Gruß von Pimperlein
Bringe ich und frag' euch beide,
Ob ihr ordentliche Menschenleute?‘

„Da brummte der Klausner mit dunkler Stimme und zog die Worte gewaltig lang:

‚Ich bin ein alter Waldbrudererere.‘

„Hans lachte und sagte zu Pimperlein, indem er die Worte auch sehr lang zog:

‚Er sagt, er sei ein kalter Stallbrudererere.‘

„Da sprach Pimperlein:

‚Geh hin und frage noch einmal:
Was soll in diesem Felsenthal
Wohl ein alter Stallbruder machen?
Das ist gesprochen, um zu lachen.‘

„Hans ging wieder hin und sprach:

‚Nase groß und Bart nicht klein!
Der Prinzessin Pimperlein
Ein Stallbruder zum Lachen ist.
Ich soll fragen, wer du bist?‘

„Da brummte der Klausner wieder sehr lange:

‚Ich bin ein alter Eremitetete.‘

„Da sprach Hans zu Pimperlein:

‚Er sagt, er sei ein alter Scherenschmiedete.‘

„Da sprach Pimperlein:

‚Geh hin und frage noch einmal:
Was soll in diesem Felsenthal
Wohl thun ein alter Scherenschmied?
Die Krebse bringen ihre Scheren mit.‘

„Hans fragte nun wieder:

‚Nase groß und Bart nicht klein!
Die Prinzessin Pimperlein
Glaubet nicht an Scherenschmied.
Sag' mir, wer du bist, ich bitt'.‘

„Da schnurrte der Klausner wieder:

‚Ich bin ein alter Einsiedlererere.‘

„Und Hans sagte wieder zu Pimperlein:

‚Er sagt, er sei ein kalter Leimsiedererere.‘

„Da sprach Pimperlein:

‚Geh hin und frage noch einmal:
Was soll in diesem Felsenthal
Ein alter Leimsieder wohl machen?
Das ist gesprochen, um zu lachen.‘

„Da fragte Hans wieder, und der Einsiedler sprach:

‚Ich bin ein alter Anachoretetete.‘

„Da fragte Hans wieder, und der Klausner sprach:

‚Ich bin ein alter Einödererere.‘

„Hans sprach, er sagt:

‚Er ist ein alter Neuntötererere.‘

„Die Prinzessin ließ fragen, wovon er hier lebe, und der Klausner sprach:

‚Ich esse Blätter und Gräslein.‘

„Hans sagte:

‚Er ißt Vetter und Bäslein.‘

„Der Klausner sagte ungeduldig nochmals:

‚Ich esse Blätter und Gras,
Wurzeln und Kräuter,
Pilze, Schwämme und Beeren,
Käfer, Grillen, Mücken.‘

„Und Hans schnatterte ihm nach:

„Er ißt Bretter und Glas,
Schurzfell und Schneider,
Filze, Kämme und Bären,
Schäfer, Brillen und Krücken.‘

„Da ward der Klausner und ich und die Prinzessin Pimperlein sehr unwillig gegen den Hanswurst, der alle Worte verdrehte, und wir traten alle zugleich hervor: der Klausner aus der hohlen Eiche, ich aus dem Wacholderbusch und Pimperlein von ihren Glockenblumen, um ihn auszuprügeln; aber er sprang wie ein Hase über den Bach und lief in den Wald, und wir selbst waren so übereinander erstaunt, daß wir ihn laufen ließen. Als der Klausner der Prinzessin nun erzählt hatte, daß er Doktor der Vogelsprache und ich sein Student sei, faßte sie einen guten Mut und sprach: ‚Ich bin die Prinzessin Pimperlein und zog mit meinem Vater Pumpam, dem König von Glockotonia, hier durch den Wald; wir waren ausgereist, um den großen goldenen Glockenschwengel zu suchen, der neulich bei einem großen Wettgeläute aus der Hofglocke losriß und über die Stadt hinaus in die weite Welt flog. Ich war mit dem Hanswurst hinter dem Zug des Königs etwas zurückgeblieben, da stieß ich mit meiner Krone gegen einen Zweig und riß mir die kleine goldene Klingel von der Krone, welche immer die Kronprinzessin von Glockotonia tragen muß und darum Pimperlein heißt. Das Glöckchen blieb am Baume hängen, und während wir es mit Steinen herabwerfen wollten, kam ein Rabe geflogen und trug dies Glöckchen im Schnabel weg. Da wir es immer klingeln hörten, sind wir dem Klang nachgezogen bis

hierher, wo der Ton auf einmal verschwand. Nun habe ich mich von meinem Vater Pumpam verirrt und weiß nicht, wo hinaus in diesem wilden Wald. Kannst du wohl, lieber Einsiedler, da du die Vogelsprache verstehst, von den Vögeln erfragen, ob sie den Raben nicht mit meinem Silberglöckchen gesehen haben, und ob sie den Weg wohl wissen, wo mein Vater hingezogen?' — ‚Ich will sie gleich zusammenrufen, teuerste Prinzessin!' sagte der Einsiedler und winkte mir, ihm zu helfen; da stiegen wir auf zwei Bäume und fingen an mit allen Vogelstimmen zu locken, und da kamen die Vögel heran von allen Seiten, worüber Pimperlein sich sehr freute. Der Einsiedler fragte nun die Vögel, ob sie den Raben nicht gesehen hätten mit dem Glöckchen, und wo der König hingezogen sei? Da wußten die Vögel alle nichts, außer ein Rabe, der erzählte, sein Kamerad, der andere Rabe, sei mit dem Glöckchen auf das Schloß des Nachtwächter-Königs Knarratschki geflogen, das auf einem hohen Felsen im Meere liege, und auf dem sich auch der goldene Glockenschwengel befinde, der bei dem Geläute zu Glockotonia aus der Glocke gerissen und dort hingeflogen sei. Der König Pumpam sei auch dahin unterwegs, und wenn ihm die Prinzessin Pimperlein folgen wolle, so sei er bereit, ihr den Weg zu zeigen.

„Der Einsiedler machte der Prinzessin diese guten Nachrichten bekannt, worüber sie sehr erfreut war und sich gleich entschloß, dem Raben zu folgen. Sie rief darum den Hanswurst, sich fertig zu halten; der kam nun mit großem Geklapper aus den Büschen gelaufen, denn er hatte sich alle Taschen mit Haselnüssen gefüllt, und seine Finger und sein Mund waren schwarz von Heidelbeeren, die er gegessen. Die Prinzessin Pimperlein dankte dem Einsiedler, der ihr eine frische Honigwabe auf die Reise mitgab, sehr; ich gab ihr noch eine Menge der schönsten Glockenblumen mit, die ich mitsamt der Wurzel und Erde dem Hanswurst in seinen trichterförmigen Hut legte, worüber sie sich sehr freute; sie schenkte darauf dem Einsiedler eine goldene Schnupftabaksdose, worauf ihr Porträt mit Brillanten besetzt war, und mir schenkte sie einen brillantenen Ring mit ihrem Namenszug von ihren Haaren. Wir küßten ihr beide mit Thränen den Saum ihres Rockes. Da schrie der Rabe:

‚Marsch! marsch! es ist Zeit, wir haben gar weit.' Sie reichte uns die Hände, und wir weinten bitterlich, da sie fortging.

„Ich aber lief noch ein gutes Stück Wegs mit und bog ihr die verwachsenen Zweige auseinander, daß sie bequemer gehen sollte. Ich hatte mich schon sehr weit von unserer Heimat entfernt, als auf einmal eine Schnepfe geflogen kam und mir sagte, ich sollte geschwind zurückkommen, der Klausner sei nicht gar wohl; da empfahl ich mich der Pimperlein nochmals unterthänig, wünschte Glück auf die Reise; sie erlaubte mir, ihr die Hand zu küssen, und lud mich ein, sie einmal in Glockotonia zu besuchen, worauf wir uns trennten.

„Ich weinte bis nach Haus, so lieb hatte ich die freundliche Pimperlein gewonnen. Da ich bei dem Klausner ankam, fand ich ihn mit Hacke und Spaten beschäftigt, eine Grube zu machen. Er rief mir zu: ‚Hilf, Trilltrall, hilf!' und gab mir den Spaten; ich gehorchte ihm stillschweigend, denn wir sprachen selten miteinander; aber dann und wann unter dem Graben sah ich traurig fragend nach ihm, da legte er die Finger auf den Mund und winkte mir, auf die Stimmen der Vögel achtzugeben. Da schrie ein Käuzlein sehr betrübt einige Male auf der hohlen Eiche, das schauerte dem Klausner durch Mark und Bein und ging mir wie ein Messer durchs Herz. Die Vöglein auf den Bäumen wurden ganz still und verkrochen sich und drückten sich ängstlich zusammen und flüsterten sich einander in die Ohren. Da streckte auf einmal der Specht den Kopf aus seinem Nest hervor und fragte:

‚Sagt mir, was der Kauz so schreit?'

„Da guckte die Turteltaube aus dem Nest und sprach:

‚Kauz schreit: Klausner, es ist Zeit!'

„Und nun schrie der Dompfaff:

‚Kauz schreit: grab' dein Grab bereit!'

„Worauf der dicke Bülow[1] rief:

‚Kauz schreit: fünf Schuh' lang, drei breit.'

[1] Der Pirol, nach seinem Ruf Bülow genannt.

„Da rief die Amsel gar neugierig:

‚Eine Grube! ei wozu?‘

„Da sprach ein Starmatz sehr ernsthaft:

‚Ei nun, zu der ewigen Ruh'.‘

„Nun fragte eine Schwalbe sehr betrübt:

‚Wer drückt ihm die Augen zu?‘

„Da antwortete eine Lerche:

‚Liebe Freundin, ich und du.‘

„Die Nachtigall aber sagte:

‚Nein, ihr Freunde, ich es thu',
Schwalb' und Lerche soll ihn wecken
Zu dem ew'gen Himmelslicht,
Ich muß ihm die Augen decken,
Wenn sein Herz im Tode bricht.

‚Wir haben manche fromme Nacht
Mit Gotteslob vereint durchwacht,
Drum drücke zu der ew'gen Ruh'
Ich ihm die lieben Augen zu.

‚O, Klausner, lieber Klausner mein!
Grab' deine Grube nicht zu klein,
Laß Platz für die Frau Nachtigall
Und ihres Leidenliedes Schall.‘

„Da der Klausner und ich diese rührenden Worte der lieben Nachtigall hörten, flossen uns die Thränen stromweis' herab; das Grab war fertig, der Einsiedler stieg hinein, und ich sprang ihm nach und drückte ihn heftig an mein Herz. ‚Ach!‘ rief ich aus, ‚lieber Herr und Meister! ich lasse dich nicht, ich halte dich fest in meinen Armen; nein, nein, du mußt bei mir bleiben.‘ Der Klausner aber drückte mich von sich und sprach:

‚Troll', Trilltrall, aus dem Grabe
Dich, nimm mir nicht den Raum,
Den ich darin nötig habe
Für mich und meinen Traum.
Ich sehne mich nach Stille,
Der grelle Vogelschrei,

Das grause Tiritille,
Das bunte Dudeldei
Macht mir so angst und bange,
Macht mir den Kopf ganz dumm,
Ich hört' es gar zu lange,
Geh raus, ich bitt' dich drum.'

„Da stieg ich aus dem Grabe heraus und sprach:

‚Ach, lieber Meister, saget,
Warum auf einmal so?
Ihr seid gar hochbetaget,
Doch wart Ihr frisch und froh.'

„Da sprach er sehr ernsthaft zu mir und mit einem Eifer, den ich nie an ihm früher bemerkt hatte, woraus ich sah, daß er ein starkes Fieber hatte:

‚Ich schnupfte aus der Dose
Der guten Pimperlein,
Da ward mir sehr kurioſe
In dem Gehirne mein.'

„Da sagte ich zu dem guten Klausner:

‚Ach, Meister hocherfahren!
Du hast dich nicht geschont,
Du bist seit langen Jahren
Das Schnupfen nicht gewohnt.'

„Der Klausner antwortete mir hierauf strafend:

‚So spricht allein der Schwache,
Allein der Feige gern
Und hält von ernster Sache
Sich so entschuld'gend fern.

‚Manch Kind will sich nicht waschen
Und nennt das Wasser kalt,
Doch gibt's etwas zu naschen,
Da kömmt ein jedes bald.

‚Arznei will's Kind nicht nehmen,
Schiebt immer auf die Stund'
Und steckt doch ohne Schämen
Den Zucker in den Mund.

‚Doch endlich bringt die Stunde
Den sauern Apfel heiß,
Ist auch kein Zahn im Munde,
So heißt es doch: nun beiß'!

‚Mein Stündlein ist gekommen
Mit Prinzeß Pimperlein;
Tabak hab' ich genommen,
Der ging durch Mark und Bein.

‚Ich muß gleich einem Riesen
Mit prasselnder Gewalt
So ganz entsetzlich niesen,
Der Fels kriegt' einen Spalt.

‚Das Echo brach in Stücke,
Der wilde Wasserfall
Fuhr in sich selbst zurücke
Von meiner Nase Schall.

‚Es fuhren in die Wurzeln
Die Eichen tiefer ein,
Und aus den Lüften purzeln
Sah ich die Vögelein.

‚Da fing ich an zu hören,
Da fing ich an zu sehn,
Daß wir gar vieles lehren
Und wenig doch verstehn.

‚Die ganze Vogelsprache
Nebst der Grammatika
In meinem Thränenbache
Ich da ersaufen sah.

‚Wie Butter an der Sonnen
In lauter Ach und Weh
Ist mir allda zerronnen
Das Vogel-ABC.

‚Am Himmel sah ich brennen
Buchstaben lichterloh,

Da konnt' ich wohl erkennen
Ein großes A und O.

‚Und nun will ich mich strecken,
Wie mancher andre lag,
Kein Vogel wird mich wecken
Bis an den Jüngsten Tag.'

„Da legte sich der Einsiedler der Länge lang in das Grab; der Abend war herangekommen; die Vöglein sammelten sich rings in den Bäumen; aber sie zwitscherten nicht wie gewöhnlich fröhlich durcheinander, sie waren ganz still und guckten traurig auf den Klausner herab in das Grab. Da fing er nach seiner Gewohnheit an, das Abendlied zu singen: ‚Nun ruhen alle Wälder', — und die Vöglein sangen alle gar lieblich mit, worüber er einzuschlafen schien. Ich kniete neben ihm und weinte, und als die Vögel alle verstummt waren, kam die Nachtigall auf die Brust des Klausners geflogen, sie rupfte sich mit dem Schnabel ein Flaumfederchen aus und legte es ihm auf den Mund, und weil das Federchen sich gar nicht bewegte, hörte ich sie sagen: ‚Ach! er atmet nicht mehr, das Federchen regt sich nicht von seinem Atem, ach! der gute Klausner ist tot!' Da flog sie auf einen Zweig gerade über das Grab des Klausners und fing so traurig an zu singen und immer heftiger und kläglicher, bis ihr nach einem tiefen Seufzer ihr treues Herzchen zersprang und sie zu dem Klausner tot herunter in das Grab fiel.

„Am andern Morgen streuten die Vöglein Kräuter und Blumen auf ihn, und ich bedeckte ihn mit Erde; aber seinen langen weißen Bart ließ ich aus der Erde heraushängen, denn der Wind hat gar sehr darum, weil seine Kinder, die kleinen Sommerlüftchen, gar gern mit diesem Bart spielten, auch wollte sich die Grasmücke ein Nestchen darein bauen. Als ich alles dieses verrichtet hatte, fiel mir ein, daß der Tag herangekommen sei, daß ich mich bei dir, liebster Vater, mit den Brüdern wieder einfinden sollte. So nahm ich, was mir der Klausner zurückgelassen hatte, die Dose mit dem Bild der Prinzessin Pimperlein, nahm von den Vögeln freundlich Abschied und bat sie, mich aufzusuchen, wenn es was Neues gäbe.

„Als ich nun hierher kam, saß der Vogel Bülow, auch Pfingstdrossel genannt, auf dem Baum und hat mir eine Nachricht gebracht, die mich so sehr betrübt als erfreut. Der Rabe, der die gute Prinzessin Pimperlein und den Hanswurst zu dem Nachtwächterkönig Knarratschki führen wollte, wo ihr Glöckchen und ihr Vater sein sollte, war ein Betrüger. Der König Pumpam war nicht dort, der böse Knarratschki kam über den See geflogen und trug die Prinzessin auf seinen hohen Felsen, wo sie den ganzen Tag sitzen muß und dem Knarratschki, der seinen Kopf in ihren Schoß legt, eins singen muß, bis er einschläft; denn er schläft bei Tag, weil er nachts die Nachtwächter regieren muß. Der Hanswurst aber muß den ganzen Tag am See stehen und mit seiner Peitsche hineinschlagen, damit die Frösche nicht schreien und den Knarratschki nicht aufwecken. Der Knarratschki will dem König Pumpam auch die Prinzessin Pimperlein nicht wiedergeben, weil ihm der goldene Glockenschwengel, der aus der Glocke zu Glockotonia losriß und bis auf diesen Felsen flog, seine Gemahlin, die Königin Schnarrassel, totgeschlagen. Nun hat aber der König Pumpam in aller Welt bekannt machen lassen, wer ihm seine Tochter Pimperlein frei mache, der solle sie zur Gemahlin und sein halbes Königreich dazu haben, und das ist es, was der Vogel Bülow erzählt, und warum ich so fröhlich ausrief: ‚Es ist richtig! Alles ist richtig!‘ Denn ich denke, wir wollen nicht lange zögern, sondern uns gleich alle miteinander aufmachen und die Prinzessin Pimperlein und das halbe Königreich gewinnen. Seht nur einmal hier das Bild der Prinzessin auf der Dose!“ Da zeigte er allen die Dose herum, und sie waren alle erfreut über die Schönheit und Freundlichkeit der Prinzessin.

Aber keiner wollte aus der Dose schnupfen, weil es dem Klausner so schlecht bekommen war. Alle Brüder und der Vater Klopfstock waren es zufrieden, sogleich sich auf die Reise zu machen. Der Schulmeister zog seinen schwarzen Rock an und nahm sein spanisches Rohr in die Hand und schloß die Thüre zu, und so gingen sie fort, Trilltrall führte sie, Gripsgraps sagte: „Ich will sie dem Knarratschki schon wegholen, und den Felsen sollt ihr mich mit meinen zwei Dolchen hinauflaufen sehen, besser als eine

Katze." Pitschpatsch sagte: „Über die See soll euch mein Schifflein führen geschwind wie der Wind." Pisspaff sagte: „Ich will dem Knarratschki eins auf die Pelzmütze schießen, daß er sein Lebtag daran denken soll." Pinkepank sagte: „Und ich will euch mit meinem Kraut bei der Hand sein, wenn einem ein Unglück geschieht." Klopfstock aber war ganz gewaltig froh und erzählte weitläufig, wie er gleich Geheimer Ober-Hof- und Landschulmeister werden wollte, wenn sie nur erst das Königreich hätten.

Unter diesen Reden kamen sie nach mehreren Tagereisen an den See. Da suchte Pitschpatsch sein künstliches Binsenschiff, das ihm der Meermann Korali geschenkt, und fand es noch gar schön in dem Schilf versteckt und alle die Perlen und Muscheln drin. „Die wollen wir der Prinzessin zur Hochzeit schenken", sagte er, „munter, munter eingestiegen!" Da stiegen sie ein, er ruderte, und mit jedem Ruderschlag flog das Schiff eine Meile weiter in den See.

Bald kamen sie an einen hohen steilen Felsen mitten in der See, an dessen Fuß der arme Hanswurst immer ins Wasser schlug, daß die Frösche nicht schreien sollten, weil Knarratschki oben schlief. Der arme Schelm hatte keine andere Wohnung als ein altes zerlöchertes Nachtwächterhorn, das Knarratschki an den Felsen gelehnt hatte, und aus welchem er wie eine Schnecke herausguckte. Als er den Trilltrall erblickte, machte er tausend Freudenbezeigungen und winkte immer mit dem Finger auf dem Mund, man solle sich still halten.

Nun fuhren sie dicht mit dem Schifflein an den Fuß des Felsens, der wie eine hohe Mauer steil vor ihnen in die Höhe stieg. Da machte sich Gripsgraps fertig, den Felsen hinaufzuklettern; er schürzte sich die Ärmel auf, nahm in jede Hand einen Dolch, und alle Brüder waren sehr neugierig, zu sehen, wie er hinaufkommen würde. Das machte er aber mit wunderbarer Geschicklichkeit also: er stieß den Dolch in der rechten Hand in eine Felsspalte und hob sich an ihm in die Höhe, dann stieß er den zweiten Dolch in der Linken etwas höher in den Felsen und hob sich an diesem etwas höher, dann zog er den ersten Dolch mit der rechten Hand aus dem Felsen und stieß ihn wieder etwas höher

in eine Steinritze und hob sich wieder höher hinan, worauf er den zweiten Dolch wieder höher steckte und so fortfuhr, bis er hinaufkam. Als seine Brüder und sein Vater ihn so schweben sahen, waren sie sehr besorgt um ihn und knieten in das Schifflein und beteten, Gott möge ihm glücklich hinaufhelfen.

Da er in der Mitte des Felsens an dem Dolch der linken Hand schwebend hing und eben den andern Dolch mit der Rechten höher einschlagen wollte, kam er in große Gefahr. Er stach nämlich in ein Adlernest, das in einer Felsenritze war, und zwei große Adler[1] stürzten heraus und hackten und bissen auf ihn, so daß er vor Schrecken den Dolch aus der rechten Hand herab in das Meer fallen ließ. Ach! in welcher Not war da Gripsgraps: mit der linken Hand an dem Dolche festgehalten, schwebte er über der entsetzlichen Meerestiefe, mit der rechten mußte er sich gegen den grimmigen Adler wehren und konnte nicht rückwärts und nicht vorwärts. Als die Brüder dieses sahen, stürzte sich Pitschpatsch gleich auf den Grund des Meeres, um den herabgefallenen Dolch wieder zu holen, und Pifpaff legte gleich einen Pfeil auf seine Armbrust und schoß den einen Adler herunter, daß er halbtot in das Schifflein fiel. Da ging Trilltrall zu ihm, und der Adler sagte ihm in der Adlersprache: „Ich habe wohl den Tod verdient, denn ich habe das Glöckchen der Prinzessin Pimperlein gestohlen; meine Frau, die zu Besuch ausgeflogen ist, hat es anhängen; sie will immer etwas vor andern Adlersfrauen voraus haben an Putzwerk und Geschmeide und hat mich zu dem Diebstahl beredet. Der Rabe, der droben nach dem Manne hackt, ist mein Knecht, welcher die Prinzessin Pimperlein bei dem Klausner belogen hat und sie in die Gefangenschaft des Riesen Knarratschki gebracht." So sprach er und starb.

Nun kam Pitschpatsch aus dem Meer heraus und brachte den Dolch wieder, den legte Pifpaff auf seine Armbrust und schoß ihn so geschickt gegen den Raben, der immer noch auf den armen schwebenden Gripsgraps loshackte, daß er diesen Verräter durchbohrte und an den Fels festnagelte. Nun hatte Gripsgraps den

[1] Der eine von ihnen ist aber der oben erwähnte Rabe.

Dolch wieder und setzte seinen halsbrechenden Weg glücklich fort bis hinauf. Pinkepank aber drückte dem toten Adler ein wenig von seinem Kräutlein Stehauf in die Wunde, und er ward wieder lebendig; worauf Trilltrall zu dem Adler sagte: „Siehe, durch unsere Kunst warst du getötet, durch unsere Kunst bist du wieder lebendig. Wenn du mir versprichst, sogleich deine Frau hierher zu bringen, daß sie uns das Glöckchen der Prinzessin Pimperlein bringt, so wollen wir dir das Leben und die Freiheit schenken." Das versprach der Adler und schwor bei seinen Schwungfedern. Da sagte Trilltrall: „Schwöre höher!' Da sprach der Adler: „Ich schwöre bei meinem Schnabel." — „Noch höher schwöre!" sagte Trilltrall. „Ei! du verstehst es", sprach der Adler, „ich schwöre bei dem doppelten Adler des heiligen deutschen, römischen Reichs, bei dem doppelten Hals, bei den zwei Köpfen, bei den zwei Kronen, bei Zepter, Schwert und Reichsapfel." — „Gut!" sagte Trilltrall, „aber schwöre noch höher." Der Adler aber guckte ihn an, lachte und sprach: „Höher geht es nicht, das weißt du wohl." — „Ja, ich weiß es", erwiderte Trilltrall, „halte deinen Schwur!" Und da ließ er ihn fliegen.

Bald kehrte der Adler mit dem Glöckchen im Schnabel zurück, aber seine Frau war nicht bei ihm, und er sagte zu Trilltrall, sie schäme sich zu kommen, weil er ihr ihre große Eitelkeit verwiesen habe. Da schenkte ihm Pitschpatsch einige Muscheln für sie zum Halsschmuck, wofür er sehr dankte und davonflog. Als Gripsgraps auf den Felsen hinaufkam, sah er nichts als ein großes Nachtwächterhäuschen darauf, aus welchem er die Prinzessin Pimperlein folgendes Lied singen hörte, wozu der Riese Knarratschti schrecklich schnarchte:

„Schnarch', Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge;
Der Glockenschwengel schlug sie tot.
Der grobe Riese mir gebot,
Zu singen ihm bei trocknem Brot
Vom Morgen- bis zum Abendrot.
O, weite See, schick' mir ein Boot,
Das mich erlöst aus meiner Not!

„Schnarch', Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge.
Auf meinem Knie sein breiter Kopf,
Mein Arm gebunden an seinen Zopf,
Vor meinen Augen sein kahler Schopf,
Sein schnarchend Maul ein schwarzer Topf,
Sein roter Bart, sein dicker Kropf,
O, dazu sing' ich armer Tropf!

„Schnarch', Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge.
Am Abend geht mein Elend los,
Er hebt den Kopf aus meinem Schoß
Und gibt mir manchen Rippenstoß,
In Eselsmilch muß einen Kloß
Ich kochen von isländ'schem Moos
So wie ein Schmiedeamboß groß.

„Schnarch', Knarrasper, schnarche.
Schnarrassel schnarcht im Sarge.
Und hat er diesen Kloß im Schlund,
Brummt er: ‚das ist der Brust gesund'
Und setzt das Tuthorn an den Mund:
‚Ut, ut' bläst er, da heult sein Hund,
Da bebt der Fels bis auf den Grund,
Und also geht's von Stund' zu Stund'.

„Schnarch', Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge.
Er singt und ist recht drauf vernarrt,
Scharf wie ohne Schmalz ein Karrenrad knarrt,
Hart rasselnd mit der Hellepart
Er rappelnd übers Pflaster scharrt,
‚Rapp, rapp' die Klapperratsche schnarrt,
Daß mir das Blut in Adern starrt.

„Schnarch', Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge.
Zu seinem Horn und Rasselschall
Hör' lärmen ich auch Knall und Fall
Auf Erden die Nachtwächter all'
Auf Straß' und Mauer, Turm und Wall;

Denn ach! hier in dem Widerhall
Ist dieses Volks Regierungsstall.

„Schnarch', Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge.
O Sternennacht, so still vertraut,
Wo Mondlicht in die Bäumlein taut,
Wo Schlaf ein buntes Schloß mir baut,
Wo Traum mir durch das Fenster schaut,
Bunt wie der Bräutigam zur Braut,
Wie bist du hier so wild und laut!

„Schnarch', Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge.
Ohn' Flötenspiel, ohn' Harfenklang,
Ohn' Glock' und Klingel ting tang tang
Muß singen ich den Schlafgesang
Dem Mann, vor dem mir angst und bang,
Und Sonn' und Mond gehn ihren Gang.
Ach Gott, wie wird die Zeit mir lang!

„Schnarch', Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge.
Pumpam, mein Vater, wohnet weit,
Das Meer ist tausend Meilen breit,
Und bitter wie mein Herzeleid,
Und noch viel bittrer ist die Zeit.
Ach! ist kein Ritter denn bereit,
Der mich erlöst aus Einsamkeit?"

Während diesem Gesang war Gripsgraps rings um die Hütte gegangen und hatte einige große Brummfliegen und ein paar Heuschrecken und Grillen und Hummeln gefangen; dann machte er die Hüttenthüre leise, leise auf und flüsterte der armen Pimperlein, die vor Freuden zitterte, ganz sachte ins Ohr: „Sing' immer fort und laß mich nur ruhig machen!" Nun betrachtete er den abscheulichen Knarrasper erst recht; er sah dick, groß, breit, zottig und verdrießlich aus wie ein alter Bär; er hatte ein paar kahle große Fledermausflügel an den Schultern und hinten an seinem Kopf einen dicken, langen Zopf, den er um den Arm der Pimperlein gebunden hatte, daß sie ihm nicht fortlaufen sollte.

Seinen Kopf legte er auf ihren Schoß und schnarchte und blies mit der Nase, daß der Staub und Sand von der Erde in die Höhe flog. An der Wand hing sein Nachtwächterhorn, so groß, daß ein Mann drin schlafen konnte; daneben hing seine Nachtwächterratsche, so groß wie eine Stubenthüre, und in der Erde stand seine Helleparte.

Das Horn verstopfte ihm Gripsgraps, die Ratsche zerbrach ihm Gripsgraps, die Helleparte versteckte ihm Gripsgraps, damit er keinen Lärm machen konnte, wenn er erwachte. Der Knarrasper hatte ein paar dicke Haarlocken über den Ohren, da steckte ihm Gripsgraps die Brummfliegen, die Heuschrecken, Grillen und Hummeln hinein und machte die Locken hinten und vornen zu. Wenn sie nun drinnen schnurrten und grillten, glaubte er, Pimperlein singe immer fort. Aber Pimperlein schwieg nun still. Gripsgraps band den Zopf von ihrem Arm und knüpfte ihn an den goldenen Glockenschwengel, der hinter ihr an der Wand lehnte. Nun holte Gripsgraps einen alten rußigen, kupfernen Kessel, in welchem Pimperlein dem Knarrasper immer abends den Kloß kochen mußte, und Pimperlein mußte leise, leise aufstehen, und Gripsgraps schob dem Knarrasper den rußigen Kessel unter den Kopf, so daß er ruhig fortschnarchte, als liege er noch auf Pimperleins Schoß. Nun nahm Gripsgraps die Prinzessin Pimperlein und setzte sich mit ihr in den Kübel, mit welchem dem Hanswurst sein Essen vom Felsen hinabgelassen wurde, und ließ sich schnell mit ihr hinab in das Schiffchen.

Ach, wie waren der Schulmeister und die Brüder froh, denen schon der Hals vor lauter Hinaufsehen weh that, als sie den Gripsgraps mit der Pimperlein ankommen sahen! Der Hanswurst sprang mit gleichen Füßen aus seinem Horn in das Schiffchen, Gripsgraps und Pimperlein stiegen auch hinein, alle Brüder küßten ihr die Hände, außer Pitschpatsch, der schlug mit seinem Ruder so kräftig ins Wasser, daß das Schifflein wie ein Pfeil von dem Felsen wegflog.

Aber sie waren nicht lange gefahren, als sie in eine große Not kamen. Knarrasper hatte nicht lange geschlafen, als Gripsgraps mit Pimperlein fort war. Die Tierchen, welche ihm Grips-

graps in die Locke gesteckt, waren herausgekrochen, die Fliegen, die Grillen, die Heuschrecken auch, und waren zu der Thüre hinausgeflogen und gehüpft; die Hummel aber hatte sich auf seine rote Nase gesetzt. Wie sie nun nicht mehr vor seinen Ohren brummten und sangen, glaubte er, Pimperlein singe nicht mehr und sprach halb im Schlaf: „Pimperlein! Pimperlein! singe los, oder ich gebe dir einen Rippenstoß.“ Da aber immer kein Pimperlein sang, und ihn die Hummel recht tüchtig in die Nase stach, weil sie sich ärgerte, daß er so pustete, ward er zornig und wollte mit geballter Faust auf Pimperlein schlagen; aber er schlug so heftig auf den rußigen kupfernen Kessel, daß er ein entsetzliches „Auweh!“ ausstieß. Der Kessel brummte wie eine große Glocke, und er wollte im höchsten Zorn aufspringen; aber sein Zopf war an den großen Glockenschwengel gebunden, und er riß sich abscheulich an den Haaren. Er machte sich mit Mühe los, er rannte auf dem ganzen Felsen herum, da war kein Pimperlein hinten, kein Pimperlein vornen. Aber auf der weiten See draus sah er das Schifflein schwimmen. „Ha! ha!“ sagte er, „kommst du mir so, so komm' ich dir so“, und griff nach seiner Helleparte; aber er konnte sie nicht finden. Da sprach er:

„Auf einen rußigen Kessel gelegt,
Das ist ein schöner Spaß!
An den Glockenschwengel gebunden,
Das ist ein schöner Spaß!
Die Helleparte gestohlen,
Das ist ein schöner Spaß!“

Da wollte er seine Ratsche nehmen, die war zerbrochen:

„Die Ratsch' zerbrochen,
Das ist ein schöner Spaß!“

Nun wollte er in sein Horn stoßen und alle Nachtwächter zusammenrufen, aber es war ganz verstopft, und er blies sich fast die Backen entzwei. Da schrie er:

„Dem Nachtwächterkönig das Horn verstopft,
Das ist ein garstiger Spaß!

„Aber warte, Pimperlein! ich will dich mit deinem Räuber treffen. Der Glockenschwengel deines Vaters Pumpam hat mir,

als er hierher flog, mein Weib Schnarrasel totgeschlagen; nun soll er ihm seine Tochter Pimperlein und ihren Räuber auch totschlagen." Da nahm er den großen Glockenschwengel auf die Schulter, spannte seine großen Fledermausflügel aus und flog, flatter, flatter, flatter, über den See hin, dem Schiffchen nach.

„Ach! um Gotteswillen, da kömmt der Knarrasper!" schrie Pimperlein und legte sich glatt in das Schiff nieder, daß er sie nicht sehen sollte. Der Knarrasper aber kam wie eine schwarze Wolke geflogen und sang mit fürchterlicher Stimme:

„Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Der Knarrasper bringt den Klöppel getragen,
Der ihm Schnarrasel, sein Weib, erschlagen,
Nun geht es der Pimperlein an den Kragen,
Pimperlein bewahr' dein Lebenslicht,
Wenn dir der Klöppel den Hals zerbricht!'

Ach, da kniete der Schulmeister und die Brüder um Pimperlein und beteten weinend um Hülfe, Pitschpatsch ruderte schnell; aber Pissparaff spannte seinen Bogen und sagte: „Pitschpatsch! halte ein wenig still, daß ich sicher zielen kann." Da hielt Pitschpatsch still, da war Knarrasper gerade über dem Schiff, paff schoß Pissparaff los, dem Knarrasper mitten durch das Herz, und patsch fiel er mitsamt dem Glockenschwengel tot in das Schiff herunter, das er mit seinen breiten Fledermausflügeln ganz bedeckte.

Anfangs waren die Brüder alle still vor Angst und Schrecken, weil der Knarrasper über ihnen lag. Zuerst rührte sich der Schulmeister und sprach: „Ach Gott, meine Kinder, lebt ihr noch?" Da sprach Pitschpatsch: „Ja, aber der Kopf thut mir weh." Da sagte Trilltrall: „Meine Hand ist verstaucht." Dann sprach Gripsgraps: „Meine Nase blutet." Dann sprach Pissparaff: „Mein Ohrläppchen ist geschwollen." Dann sagte Pinkepank: „Ich habe ein Loch im Kopf." — „Ach!" schrie der Hanswurst, „ach! ach! und aber weh'! und ach! ich bin ein elender Krüppel, ich werde nicht mit dem Leben davonkommen, o weh'! o weh'! o weh'!" — „Ei! was fehlt dir denn?" schrien sie alle, da fing er an entsetzlich zu lamentieren und sprach: „Ach, meine Pritsche ist mir zerbrochen, und es ist mir ein Knopf von der Jacke gesprungen." Da

fingen sie alle in ihrer Herzensangst über ihn zu lachen an, Trilltrall aber sagte: „Lachet nicht, Pimperlein redet kein Wort, Pimperlein ist gewiß tot; geschwind! geschwind! werft den Knarrasper hinaus, daß wir sie finden können.“ Da legten sie sich alle auf Hände und Füße und stemmten sich mit dem Rücken gegen den Knarrasper und drückten, upp, schupp, upp, und patsch fiel er über das Schiff hinaus ins Wasser und ging unter.

Aber welches Elend sahen sie da! Der große Glockenklöpfel war mitten in das Schiff auf die Prinzessin Pimperlein gefallen und hatte sie mausetot geschlagen. Da jammerten die Brüder und der Vater und der Hanswurst und rissen sich die Haare aus. Pinkepank aber sagte: „Zieht sie nur unter dem schweren Glockenschwengel hervor, ich will schon helfen.“ Da zogen die Brüder sie hervor, und Pinkepank drückte ihr ein wenig Saft von seinem Kräutlein Stehauf in ihren rosenroten Mund, und sie sprang auf und war frisch und gesund.

Da war Freude an allen Ecken, pitschpatsch, pitschpatsch ging das Ruder, und sie waren bald am Lande. Da machte Pitschpatsch sich vier Räder an sein Schiff, und Trilltrall rief sechs Bären aus dem Wald und versprach einem jeden einen großen Pfefferkuchen, wenn sie sich wollten vorspannen lassen und sie alle nach Glockotonia fahren. Sie waren es zufrieden, und die Reise ging geschwind fort.

Ach! wie verwunderten sich die Leute in Glockotonia über die wunderbare Kutsche, mit den Bären bespannt! Hanswurst aber lief voraus zum König und erzählte ihm alles; der kam ihnen mit allem seinem Hofstaat entgegen, außer mit den Glöcknern, die hatten zu viel zu thun, denn sie mußten mit allen Glocken läuten, und zu Glockotonia hat jedes Haus eine Glocke, jede Thür eine Schelle, jeder Mensch eine Klingel am Hals und jedes Tier ein Glöckchen. Das war ein entsetzlich lustiges pimpam, tingtang, bimpim, klingkling. Nur der Hofglöckner ging in Trauer bei dem König, weil der Hofglockenklöppel verloren war. Aber da er ihn im Schifflein liegen sah, trug er ihn gleich weg und hängte ihn in die große Glocke und fing auch nun an zu läuten pumpam.

Da umarmte Pumpam die Tochter und den Schulmeister

und die Brüder, welche alle bei ihm frühstücken mußten. Worauf er sagte: „Nun muß ich Wort halten, ich habe dem meine Tochter versprochen, der mir sie wiederbringt, und mein halbes Reich. Wer soll sie aber haben, da ihr ein Vater und fünf Söhne seid?" Da sprach Gripsgraps: „Ich habe sie vom Fels geholt." Da sagte Piffpaff: „Ich habe den Knarrasper getötet." Da sagte Pitschpatsch: „Ich habe euch im Schiff hingefahren." Da sagte Pinkepank: „Ich habe sie mit dem Kräutlein Stehauf lebendig gemacht." Da sagte Trilltrall: „Ich habe sie sehr lieb und habe euch die Nachricht gegeben, wo sie sei." Da sagte Klopfstock: „Ich bin euer aller Vater, mir gebühret sie." — „Ja", sagten die Söhne, „Ihr sollt sie haben."

„Ich will sie gar nicht; ich wollte euch nur auf die Probe stellen; aber ihr seid gehorsame Kinder", sprach Klopfstock; „und nun soll sie selbst sagen, bei wem sie leben will." Sie aber wollte es nicht sagen. Da sagte der König: „So rede doch und schäme dich nicht!" Da machte sie ein spitzes Mäulchen und sprach: „Im Wald bei den Glockenblumen, bei den Vögeln, bei dem Trilltrall will ich wohnen", und da umarmte sie Trilltrall, und die Brüder waren es alle zufrieden. Da gab ihr Trilltrall auch das Glöckchen wieder, worüber sie sehr froh ward. Pumpam aber nahm ein großes Messer und schnitt sein Königreich in zwei Teile und fragte den Klopfstock: „Rücken oder Schneide?" Da sagte er: „Schneide". Und Pumpam gab ihm die Hälfte, die an der Schneide des Messers lag. Klopfstock teilte das wieder in fünf Teile und gab jedem seiner Söhne ein Stück. Piffpaff legte sich einen Schützenplatz auf seinem Stück Königreich an, Pitschpatsch einen schönen Fischteich, Pinkepank einen botanischen Garten, Gripsgraps baute sich eine Einsiedelei und lebte fromm darin, und Trilltrall legte sich einen Tiergarten und eine Vogelhecke auf seinem Stück Königreich an. Klopfstock aber war geheimer Fünffünftelsschulmeister, zog im ganzen Land herum und hielt geheime Fünffünftelschule. Als alles fertig war, ließ Pumpam die ganze Geschichte an die große Glocke hängen und tüchtig läuten, und da habe ich sie auch gehört.

Anmerkung.

Zu S. 15 (Erntelied). Das Gedicht in „Des Knaben Wunderhorn" (I, 59), nach dem das Brentanosche „Erntelied" gedichtet ist, lautet buchstabengetreu:

Ärndtelied.

(Katholisches Kirchenlied.)

Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,
Hat Gewalt vom großen Gott,
Heut wetzt er das Messer,
Es schneidt schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssens nur leiden.
Hüt dich, schönes Blümelein!

Was heut noch grün und frisch da steht,
Wird morgen schon hinweggemäht:
Die edle Narcissel,
Die englische Schlüssel,
Der schön Hyazinth,
Die türkische Bind.
Hüt dich, schönes Blümelein!

Viel hundert tausend ungezählt,
Was noch unter die Sichel fällt:
Roth Rosen, weiß Liljen,
Beid wird er austilgen;
Ihr Kaiserkronen,
Man wird euch nicht schonen.
Hüt dich, schönes Blümelein!

Das himmelfarbe Ehrenpreis,
Die Tulipanen gelb und weiß,
Die silberne Glöckchen,
Die güldene Flöckchen,
Sinkt alles zur Erden,
Was wird nur draus werden?
Hüt dich, schönes Blümelein!

Ihr hübsch Lavendel, Rosmarein
Ihr vielfärbige Röselein,
Ihr stolze Schwertliljen,
Ihr krause Basiljen,
Ihr zarte Violen,
Man wird euch bald holen.
Hüt dich, schönes Blümelein!

Aus Seiden ist der Fingerhut,
Aus Sammet ist das Wohlgemuth,
Noch ist er so blind,
Nimmt, was er findt,
Kein Sammet, kein Seiden
Mag ihn vermeiden.
Hüt dich, schönes Blümelein!

Trotz! Tod, komm her, ich fürcht dich nicht,
Trotz! Eil daher in einem Schnitt,
Werd ich auch verletzet,
So werd ich versetzet
In den himmlischen Garten,
Auf den alle wir warten.
Freu dich, du schönes Blümelein!

Lesarten.

Die grossen Ziffern verweisen auf die Seiten, die kleinen auf die Zeilen des Textes in unsrer Ausgabe.

Gedichte.

Erntelied.

Zu Grunde gelegt ist:

S = Clemens Brentano's Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Christian Brentano I. Band, Frankfurt a. M. 1852, S. 519 bis 524.

Verglichen wurde:

G = Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria. II. Teil, Bremen 1801, S. 350 und 351. Hier nur Strophe 2—5 des Gedichts.

15$_{11}$ Was heut' noch grün und frisch da steht *G.* | $_{13}$ Ihr] Die *G.* | $_{14}$ Die Zierden der Wiesen *G.* | $_{15}$ Die schön Hiazinthen *G.* | $_{16}$ Die türkischen Binden *G.* | $_{18}$ schönes] schöns *G.* | $_{19}$ ohne Zahl] ungezählt *G.* | $_{20}$ Was nur unter die Sichel fällt *G.* | $_{21}$ Ihr Rosen, ihr Lilien! *G.* | $_{22}$ Euch wird man austilgen *G.* | $_{23}$ Selbst auch] Auch die *G.* | $_{24}$ er] man *G.* | $_{26}$ schönes] schöns *G.* | $_{28}$ Die Tulipane gelb und weiß *G.* | $_{29}$ Die silbernen Glocken *G.* | $_{30}$ Die goldnen Flocken *G.* | $_{31}$ Sinkt alles zur Erden *G.* | $_{32}$ Was wird daraus werden? *G.* | $_{34}$ schönes] schöns *G.*

16$_{1}$ Ihr hübsch Lavendel, Rosmarin *G.* | $_{2}$ Ihr vielfarbige Röselin *G.* | $_{3}$ Ihr stolze Schwertlilgen *G.* | $_{4}$ Ihr krause Basilgen *G.* | $_{5}$ Ihr zarte Violen *G.* | $_{6}$ Euch wird man bald holen *G.* | $_{8}$ schönes] schöns *G.*

Nach Sevilla.

Zu Grunde gelegt ist:

S = Clemens Brentano's Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Christian Brentano. II. Band, Frankfurt a. M. 1852, S. 170.

Verglichen wurde:

P = Ponce de Leon. Ein Lustspiel von Clemens Brentano. Göttingen 1804, S. 212.

19$_{7}$ sehen] seh'n *P.* | $_{12}$ sehen] seh'n *P.*

Die luſtigen Muſikanten.

Zu Grunde gelegt ist:

S = Clemens Brentano's Geſammelte Schriften. Herausgegeben von Chriſtian Brentano. II. Band, Frankfurt a. M. 1852, S. 333–336.

Verglichen wurde:

G = Godwi oder das ſteinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria. II. Teil, Bremen 1801, S. 329—336.

L = Die luſtigen Muſikanten. Singſpiel von Clemens Brentano. Frankfurt a. M. 1803, S. 33—35.

19$_{23}$ Als Überschrift: Alle *L.* | $_{25}$ unſren] unſern *L.* | luſt'ge] frohe *L.* | $_{28}$ Blitze] Strahlen *L.* | $_{27}$ brauſet und ſauſet] ſauſet und brauſet *L.* | $_{29}$ praſſeln und raſſeln] raſſeln und praſſeln *L.* | $_{30}$ drin] darin *G. L.*

20$_{3}$ Um Kling und um Klang] Um Sing und um Sang *L.* | $_{4}$ um Sing und um Sang] Um Kling und um Klang *L.* | $_{11}$ frohen] lauten *L.* | $_{35}$ luſtig] fröhlich *L.*

21$_{1}$ Die Tochter] Fabiola *L.* | $_{2}$ Die liebe Mutter! ſie iſt tod *L.* | $_{5}$ auf] auch *G.* Druckfehler. | $_{7}$ Die Mutter] Piaſt *L.* | $_{8}$ iſt's Tag?] iſts *G.* | $_{13}$ Die beiden Brüder] Truffaldin *L.* | $_{19}$ Der vor Knabe fehlt *L.*

Lore Lay.

Zu Grunde gelegt ist:

G = Godwi oder das ſteinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria. II. Teil, Bremen 1801, S. 392—396. Ausnahmsweise haben wir hier nicht die »Schriften« zu Grunde gelegt, weil deren Text Änderungen aufweist, die von dem Herausgeber, nicht von Brentano selbst, herrühren. Auch Herr Geheimrat Prof. Dr. Lujo Brentano hatte die Güte, uns hierauf hinzuweisen.

Verglichen wurde:

S = Clemens Brentano's Geſammelte Schriften. Herausgegeben von Chriſtian Brentano. II. Band, Frankfurt a. M. 1852, S. 391—395.

Titel: Lorelei *S.*

22$_{5}$ Sie] Die *S.* | $_{17}$ denn] dann *S.* | $_{25}$ legt] ſchickt *S.* | Strophe 8 in *S* vor Strophe 7 | $_{29}$ dieſen] deinen *S.* | $_{30}$ eigen] eignes *S.*

23$_{4}$ eigen] eignes *S.* | $_{15}$ hier] mir *S.* | $_{23}$ Schmerzen] Jammer *S.* | $_{28}$ Weil er mir treulos iſt *S.*

24$_{2}$ Zum Tod mit Gottes Preis *S.* | $_{19}$ Reiter] Ritter *G.* Reiter aus *S.* aufgenommen | $_{23}$ gehet] wehet *S.* | $_{24}$ Schifflein] Segel *S.*

25$_{3}$ hat's] hat *S.* | $_{4}$ Vom hohen Felſenſtein *S.* Die Anmerkung fehlt *S.*

Kantate auf den Tod der Königin Luiſe von Preußen.

Abgedruckt aus: Clemens Brentano. Ein Lebensbild von Johannes Baptista Diel. Ergänzt und herausgegeben von Wilhelm Kreiten, I. Band, Freiburg i. B. 1877, S. 427—441.

39$_{26}$ Bei Diel eingeschoben folgende Strophen, mit der Bemerkung: „Die nachstehenden Strophen waren im Manuskripte, wohl der Kürzung halber, durchstrichen."

„Der König tritt auf":

Ach Gott, ich muß in Traurigkeit
Mein Leben nun beschließen,
Der Tod hat mir von meiner Seit'
So eilend weggerissen
Mein treues Herz, der Tugend Schein,
Deß muß ich all' beraubet sein,
Wer kann mein Elend wenden?

Meine Seele ist betrübt bis in den Tod,
Bleibet hier und wachet mit mir!

Wenn ich an ihre Freundlichkeit
Gedenk' in meinem Herzen,
Die sie mir hat zu jeder Zeit
In Freuden und in Schmerzen
Erwiesen ganz beständiglich,
Mein Kreuz und Weinen mehret sich,
Vor Angst möcht' ich vergehen!

Mein Vater, ist es möglich nicht, daß der Kelch vorübergeh',
Ich trinke ihn denn — Dein Wille soll geschehʼn!

Fürwahr, mir geht ein scharfes Schwert
Jetzund durch meine Seele,
Die nach dem bittern Tod begehrt,
Daß er mich Dir vermähle!
Wo Du nicht, o Herr Jesu Christ,
In solchem Kreuz mein Tröster bist,
Muß ich vor Leid verzagen.

O Herr, Du hast ihm das Süßeste
Verwandelt in bittere Wermuth!

O treugeliebtes, sel'ges Herz,
Zu Dir will ich mich wenden
In diesem meinem großen Schmerz,
Ob sich mein' Angst mag enden.
Ich will betrachten deinen Stand,
Wie Gott dir alles Leid gewandt
In höchste Freud' und Wonne.

Es erschien ihm aber ein Engel vom Himmel
Und tröstete ihn!

Der Höchst' hat dich in seinem Schooß
Und trocknet dir die Thränen,
Erfüllet dich mit Frieden groß,
Darnach wir uns noch sehnen!

Du stehest bei der Engel Schaar,
Lobsingest Gott frei ohn' Gefahr
Mit süßem Ton und Schalle.

Stehet auf und lasset uns gehen!

Du kommst nicht wieder her zu mir
In dieß betrübte Leben,
Ich aber komm' hinauf zu dir,
Da werd' ich mit dir schweben
In übergroßer Freudigkeit
Und niemals, nein in Ewigkeit
Wird uns der Tod mehr trennen!

Fei're Klage!
Klage
Irdische Schmerzen nicht;
Der alle Herzen bricht,
Weiß sie zu heilen mit ewiger Hand!

Aus der Chronika eines fahrenden Schülers.

Zu Grunde gelegt ist:

F = Die Sängerfahrt. Gesammelt von Friedrich Förster. Berlin 1818, S. 234—258.

Verglichen wurde:

S = Clemens Brentano's Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Christian Brentano. IV. Band, Frankfurt a. M. 1852, S. 1–48.

45$_2$ funizehn] fünfzehn *S.*
47$_{15}$ Kleide] Kleid *S.* | $_{22}$ angelanget] angelangt *S.* | $_{23}$ geführet] geführt *S.* | $_{26}$ zurückstößest] zurückstoßest *S.*
48$_5$ unserm] unserem *S.* | $_7$ einführet] einführt *S.* | $_{17}$ neugebornen] neugeborenen *S.* | $_{19}$ lernet] lernt *S.*
49$_3$ einem] einen *F.* Druckfehler, einem *S.* | $_9$ goldnem] goldenem *S.* | $_{33}$ Unwill'] Unwille *S.* | $_{34}$ Gewand] Gewande *S.*
50$_9$ Stall] Stalle *S.* | $_{20}$ Reiches] Reichs *S.* | $_{34}$ obern] oberen *S.*
51$_6$ wie jene] jene *F.* wie jene *S.* | $_7$ Süsan *F.* | $_{15}$ Baumgang] Baumgange *S.* | $_{32}$ Anblick] Anblicke *S.*
52$_7$ Münsterturms] Münsterturmes *S.* | $_{10}$ finstern] finsteren *S.* | $_{13}$ Anblick] Anblicke *S.*
53$_7$ seinen *F.* [$_{16}$ unsrer] unserer *S.* | $_{17}$ unsrer] unserer *S.* | unsres] unseres *S.* | $_{18}$ bittres] bitteres *S.* | $_{33}$ bittern] bitteren *S.*
54$_2$ gehn] gehen *S.* | $_3$ Baume] Baum *S.* | $_4$ Sonnenschein] Sonnenscheine *S.* | an ihm] ihm *F.* an ihm *S.* | $_{22}$ Orte] Ort *S.* | $_{31}$ wem] wen *F.* Druckfehler.
55$_{18}$ Heilandes] Heilands *S.*
56$_1$ stille] still *S.* | $_{32}$ eignes] eigenes *S.*
57$_2$ Tode] Tod *S.*
58$_{15}$ es dir bleibe *S.* deine Kinder *F.* | $_{21}$ ja] je *S.*
59$_{29}$ wiedergesehn] wieder gesehen *S.*

60$_{18}$ Spruche] Spruch *S.* | $_{25}$ Schuh'] Schuhe *S.* | $_{30}$ meinem *S.* meinen *F.* Druckfehler.
61$_{23}$ frühster] früheſter *S.* | $_{24}$ erinnre] erinnere *S.* | $_{29}$ Male] Mal *S.*
62$_{5}$ Bette] Bett *S.* | $_{19}$ erſtenmal] erſten Male *S.*
64$_{1}$ Bette] Bett *S.* | $_{20}$ ſehn] ſehen *S.* | $_{33}$ meinigen *S.* meinige *F.* | $_{35}$ Angeſichts] Angeſichtes *S.*
65$_{1}$ unſrer] unſerer *S.* | $_{22}$ unſres] unſeres *S.* | $_{26}$ unſre] unſere *S.*
66$_{4}$ Heilands] Heilandes *S.* | $_{10}$ Lahnthal] Lahnthale *S.* | $_{14}$ geſehn] geſehen *S.* | $_{23}$ Korbe] Korb *S.* | Kopfe] Kopf *S.* | $_{24}$ Garns] Garnes *S.*
67$_{7}$ unſern] unſeren *S.* | $_{12}$ Schoße] Schooß *S.* | $_{16}$ Gebetbuch] Gebetbuche *S.* | $_{27}$ Geld] Gelde *S.*
68$_{9}$ Jörgen *S.* Jürgen *F.* | $_{16}$ Jörgen *S.* Jürgen *F.* | $_{20}$ Altars] Altares *S.* | $_{25}$ knieenden] knienden *S.* | $_{36}$ unſerm] unſerem *S.*
69$_{18}$ knieenden] knienden *S.* | $_{24}$ knieende] kniende *S.* | $_{28}$ Knieenden] Knienden *S.* | $_{30}$ Haupt] Haupte *S.* | $_{31}$ Arme] Arm *S.* | $_{35}$ Weins] Weines *S.*
70$_{2}$ Arme] Arm *S.* | $_{6}$ Arme] Arm *S.* | $_{12}$ goldne] goldene *S.* | $_{29}$ Arms] Armes *S.*
72$_{5}$ Loche] Loch *S.* | $_{6}$ Thüre] Thür *S.* | $_{8}$ Thüre] Thür *S.* | $_{14}$ Lahnthals] Lahnthales *S.* | $_{15}$ Bergwald] Bergwalde *S.* | $_{30}$ Gefühl] Gefühle *S.*
73$_{26}$ Leide] Leid *S.* | $_{33}$ trauren] trauern *S.* | $_{35}$ Kreuze] Kreuz *S.*
74$_{31}$ grade] gerade *S.*
75$_{28}$ Kampf] Kampfe *S.* | andern] anderen *S.*
76$_{3}$ erinnre] erinnere *S.*
77$_{16}$ jenſeits] jenſeit *S.*
78$_{8}$ Kraute] Kraut *S.* | $_{9}$ erquicket] erquickt *S.* | $_{15}$ Weine] Wein *S.*
79$_{2}$ verlanget] verlangt *S.* | $_{7}$ Kniee] Knie *S.* | $_{10}$ unſre] unſere *S.* | $_{19}$ Traume] Traum *S.* | $_{2}$ geſehn] geſehen *S.* | $_{30}$ Tage] Tag *S.*
80$_{16}$ Stern] Sterne *S.* | $_{18}$ drauf] darauf *S.* | $_{20}$ Arme] Arm *S.* | $_{24}$ Haupt] Haupte *S.* | $_{27}$ ſtrecket] ſtreckt *S.*
81$_{5}$ geträumet] geträumt *S.* | $_{11}$ mir vor die Truhe fehlt *S.* | $_{18}$ mitbringeſt] mitbringſt *S.*
82$_{20}$ Kreuze] Kreuz *S.* | gefaltenen] gefalteten *S.* | $_{21}$ unſerm] unſerem *S.* | $_{28}$ Walde] Wald *S.* | $_{31}$ andre] andere *S.*
83$_{12}$ Bette] Bett *S.* | $_{24}$ Tag] Tage *S.*
84$_{7}$ Tage] Tag *S.* | $_{12}$ Knecht] Knechte *S.* | $_{13}$ Arm] Arme *S.* | $_{20}$ Knecht] Knechte *S.* | $_{22}$ Kindelbett] Kindelbette *S.* | $_{24}$ Geſpräch] Geſpräche *S.* | Knieen] Knien *S.* | $_{26}$ er *S.* es *F.* Druckfehler | unſre] unſere *S.* | $_{35}$ Leids] Leides *S.*
85$_{2}$ Geſchenk] Geſchenke *S.* | $_{7}$ Edelmann] Edelmanne *S.* | $_{8}$ Krummſtab] Krummſtabe *S.*

Geſchichte vom braven Kaſperl und dem ſchönen Annerl.

Zu Grunde gelegt iſt:

S = Clemens Brentano's Geſammelte Schriften. Herausgegeben von Chriſtian Brentano. IV. Band, Frankfurt a. Main 1852, S. 169—210.

Verglichen wurde:

G = Gaben der Milde, herausgegeben von F. W. Gubitz, II. Bändchen. Berlin 1817, S. 7—81.

91_{20} kommt] kömmt *G.*
92_{11} Dienſte] Dienſt *G.* | $_{13}$ Grabe] Grab *G.*
93_{8} nicht] gar nicht *G.* | $_{10}$ Thor] Thore *G.*
94_{4} harte fehlt *G.* | $_{8}$ waret] wart *G.* | $_{13}$ meint] meinet *G.* | $_{14}$ gerade] grade *G.* | $_{19}$ ſiebzig] ſiebenzig *G.* | $_{20}$ im] in dem *G.*
95_{12} ſechzehnte] ſechszehnte *G.* | $_{13}$ gerade] grade *G.* | $_{25}$ nahe gelegenen] nahgelegenen *G.*
96_{10} Heute] Heut *G.* | $_{11}$ ſiebzig] ſiebenzig *G.* | Thür] Thüre *G.* | $_{14}$ Vorübergehen] Vorübergehn *G.* | $_{19}$ heute] heut *G.* | $_{24}$ andere] andre *G.*
97_{18} Ulane] Uhlan *G.* | $_{20}$ Ulane] Uhlan *G.*
98_{11} Hauſe] Haus *G.* | $_{13}$ bitteren] bittern *G.* | $_{17}$ Tag] Tage *G.* | $_{18}$ Edelhofe] Edelhof *G.*
99_{17} Staates] Staats *G.* | $_{26}$ Erwerbzweige] Erwerbzweig *G.*
100_{15} anderen] andern *G.* | $_{31}$ Schoße] Schooß *G.* | $_{32}$ fehlt] fehlet *G.*
101_{17} Gerichte *G.* Gericht *S.* | $_{19}$ ahnte] ahnete *G.* | $_{25}$ Ulane] Uhlan *G.*
102_{9} unſern] unſren *G.* | $_{14}$ Ulane] Uhlan *G.* | $_{26}$ Pferde] Pferd *G.* | $_{34}$ Tag] Tage *G.*
103_{15} Ehrentage] Ehrentag *G.*
104_{6} Roſenhofe] Roſenhof *G.* | $_{9}$ Roſenhofe] Roſenhof *G.* | $_{13}$ Sonntage] Sonntag *G.* | $_{14}$ gehen] gehn *G.*
105_{2} dem *G* den *S.* | $_{7}$ Augenblicke] Augenblick *G.* | Thür] Thüre *G.* | $_{17}$ Pferd] Pferde *G.* | $_{23}$ Ulanen] Uhlan *G.* | $_{35}$ Notfalle] Notfall *G.*
106_{2} Ulane] Uhlan *G.* | $_{6}$ Dorf] Dorfe *G.* | $_{11}$ einundfünfzig] ein und funfzig *G.* | $_{15}$ Mut] Muthe *G.* | $_{17}$ Dorf] Dorfe *G.* | $_{20}$ gehen] gehn *G.* | $_{23}$ andere] andre *G.* | $_{35}$ darum] drum *G.*
107_{5} Knie] Kniee *G.* | $_{7}$ ich vor betete fehlt *S.* | $_{12}$ Mondſcheine] Mondſchein *G.* | $_{14}$ andere] andre *G.* | $_{17}$ andere] andre *G.* | $_{24}$ Stalle] Stall *G.* | $_{30}$ Thür] Thüre *G.* | $_{31}$ einſtießen] einſtoßen *G.*
108_{2} Thür] Thüre *G.* | $_{6}$ hab'] habe *G.* | $_{11}$ Kirchhof] Kirchhofe *G.* | $_{15}$ Ritte] Ritt *G.* | $_{18}$ Kirchhofe] Kirchhof *G.*
109_{1} geſehen] geſehn *G.* | $_{7}$ Bauernweiber] Bauerweiber *G.* | $_{17}$ Ehrentage] Ehrentag *G.* | $_{22}$ Unglücke] Unglück *G.* | $_{26}$ nicht gleich] gleich nicht *G.* | $_{28}$ bringt] bringet *G.* | $_{31}$ noch zu rechter Zeit] zu rechter Zeit noch *G.*
111_{10} Herzoge] Herzog *G.*
112_{7} Ehrentage] Ehrentag *G.*
113_{21} Schranf] Schranke *G.* | $_{24}$ ihr] ihm *G.* | $_{25}$ Schwerte] Schwerdt *G.* | $_{27}$ Blute] Blut *G.*
114_{3} glaubt] glaubet *G.* | $_{21}$ Thüre] Thür *G.* | $_{34}$ möge] mögen *G.*
115_{23} geſtern] heut' *G.* | $_{27}$ andere] andre *G.* | $_{28}$ nachmittags] Nachmittag *G.*
116_{9} Sinne] Sinn *G.*
117_{17} offenen] offnen *G.*

118_5 Herzoge] Herzog *G.* | $_{20}$ Herzoge] Herzog *G.* | $_{29}$ einem] einen *G.*
119_1 Geschöpfes] Geschöpfs *G.* | $_{12}$ heute] heut *G.* | $_{18}$ Herren] Herrn *G.* | $_{28}$ Augenblicke] Augenblick *G.*
120_1 Herzog] Herzoge *G.* | $_2$ Ulanen] Uhlan *G.* | $_{12}$ Euere] Euer *G.*
121_{14} offenen] offnen *G.*
122_2 Skandale] Skandal *G.* | $_{27}$ Anblicke] Anblick *G.*
125_8 Kirchhofe] Kirchhof *G.* | $_{16}$ Herzog] Herzoge *G.*

Das Märchen von Gockel und Hinkel.

Wir geben die ursprüngliche Gestalt des Märchens nach der Ausgabe von Görres: Die Märchen des Klemens Brentano. Zum Besten der Armen nach dem letzten Willen des Verfassers herausgegeben von Guido Görres. Band II, Stuttgart und Tübingen 1847, S. 103—234.

Zu verbessern war:
166_2 öffnete] öffnet *Märchen.*
168_5 Gallina] Gackeleia *Märchen.*
234_{29} führten] führte *Märchen.*

Das Märchen vom Murmeltier.

Einziger Druck: Die Märchen des Klemens Brentano. Zum Besten der Armen nach dem letzten Willen des Verfassers herausgegeben von Guido Görres. Band I, Stuttgart und Tübingen 1846, S. 357—412.

Zu verbessern war:
250_1 Wiesen] Wiese *Märchen.*
272_{32} Ameleychen] In den *Märchen* folgt als Überleitung auf das „Märchen vom Schneider Siebentot auf einen Schlag" noch:

So weit hatte Frau Marzibille erzählt, als Alles schrie: „Ameleychen! Ameleychen!" und siehe da, das liebe Kind schwamm eben auf dem Kahne von Schwänen gezogen heran, und eilte seiner Mutter in den Schooß, die vor Freude nicht wußte, was sie machen sollte.

Auch der Fischer Peter umarmte sein Kind zärtlich, und dann die Königin Ameley, der das Mägdlein, wie auch dem Radlauf viele Grüße vom Vater Rhein mitbrachte.

Als sich die freudigen Herzen wieder ein wenig beruhigt hatten, besah Frau Marzibille ihr Kindlein von oben bis unten und sagte: „Gott sey Dank, Herzkind! Es fehlt dir nichts, du bist so frisch und gesund." — „Ja, das bin ich", sagte Ameleychen, „aber was macht denn Weißmäuschen und Goldfischchen?" — Auf diese Worte des Kindes nahten sich Prinz Philipp und Prinz Georg und umarmten das Kind mit den Worten: „Liebes Ameleychen! sieh, wir sind nun Prinzen geworden, aber wir wollen dich immer lieben und dir Gutes thun." Ameleychen sah sie verwundert an und küßte ihnen die Hände, worauf es zu seiner Mutter zurück lief.

„Lieber Fischer Petrus!" sagte nun der König Radlauf, „Ihr seyd also der treue Biber, und Ihr, Frau Marzibille, seyd das treue Murmelthier!" — „Ja", sagten beide, „das sind wir." Da erwiederte Rad-

lauf: „Nun, wohlan! so will ich Euch Euer Königreich Burgund wieder erobern, so Ihr es wollt." — „Nein, nein!" schrieen beide, „wir wollen lieber hier bleiben bei Euch." Da sagte der König: „So schenke ich Euch das Land zu Biebrich, wo Ihr zuerst gewohnt und ich will Euch ein Schloß hinbauen, aus dessen Fenstern Ihr fischen könnt." Dafür dankten sie nun beide schönstens, und Radlauf sagte: „Ehe wir heute Morgen auseinander gehen, bestimmet mir, Frau Marzibille! wer nach Euch erzählen soll." — Da schrie ein feines Stimmchen aus der Menge: „Wartet noch ein bischen, ich will erst dem Ameleychen sein neu Kleidchen anprobiren!" — und siehe da! ein kleines Männchen nicht viel länger als ein Daumen führte einen schönen Geisbock heran, auf dessen Rücken ein allerliebstes rothes Röckchen lag. Er nahte sich der Frau Marzibille und sprach: „Liebe Frau Nachbarin! da ich Euch immer lieb gehabt, und Ihr mir manches Fischchen in der Hungersnoth geschenkt habt, so habe ich in den letzten Tagen Eurem Ameleychen dieses artige Kleid gemacht, daß es doch bei seiner Rückkunft eine Freude habe." Herzlich dankte Frau Marzibille dem guten Schneiderlein Meckerling. Sie zog ihrem Kinde das neue Röckchen an und sprach: „Zum Dank für Eure Freundschaft sollt Ihr morgen Euer Märchen erzählen und dadurch Euer Söhnlein Garnwichserchen wieder haben."

Vor Freude sprang nun Meister Meckerling auf seine Ziege und galoppirte freudig nach Haus, daß auch das ganze versammelte Volk über das kleine närrische Kerlchen lachen mußte.

Am folgenden Morgen versammelte sich wieder Alles, um den Schneider erzählen zu hören; denn Alles war doch äußerst begierig, was das kleine flinke Kerlchen vorbringen würde. Alles hatte sich bereits gesetzt, als der Schneider auf der Ziege geritten kam. Er steckte sein Elle, die gegen ihn ein ziemlicher Balken schien, in die Erde und band die Ziege, die gegen ihn so groß wie ein Elephant war, daran fest, und setzte sich hierauf wieder auf das Thier, auf dessen Rücken er, um besser gesehen zu werden, als Kissen ein schön gepläckeltes Nadelkissen gelegt hatte. Nun stach er die Ziege mit einer Nadel ins Ohr, daß sie meckerte, worauf Alles still wurde, und er hub an zu erzählen.

Das Märchen von dem Schulmeister Klopfstock und seinen fünf Söhnen.

Einziger Druck: Die Märchen des Klemens Brentano. Zum Besten der Armen nach dem letzten Willen des Verfassers herausgegeben von Guido Görres. Band II, Stuttgart u. Tübingen 1847, S. 31—112.

Zu verbessern war:

289_{30} Erde] Ecke *Märchen.*
308_{13} Stücke] Stücken *Märchen.*
316_{4} Nachtwächterratsche] Nachtwächtertasche *Märchen* | , Ratsche] Tasche *Märchen.*
317_{2} zu vor der fehlt *Märchen.*
319_{34} Hofglockenklöppel] Hofglockenklöpfel *Märchen.*

Inhalt.

Vorwort des Herausgebers . . . . . S. V
Brentanos Leben und Werke . . . . . [S. 1]

Gedichte.

Seite

Rückblick in die Jahre der Kindheit 3
An den Engel in der Wüste . . . 11
Erntelied 15
An Sophie Mereau 18
Nach Sevilla 19
Die lustigen Musikanten 19
Lore Lay 22
An Sophie Brentano 25
Kantate auf den Tod der Königin Luise von Preußen 29

Aus der Chronika eines fahrenden Schülers . . . 41
Einleitung des Herausgebers 43
Vorwort 45

Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl 87
Einleitung des Herausgebers 89

Das Märchen von Gockel und Hinkel 127
Einleitung des Herausgebers 129
Herzliche Zueignung 133

Das Märchen vom Murmeltier 239

Das Märchen von dem Schulmeister Klopfstock und seinen fünf Söhnen 275

Anmerkung 321
Lesarten 323

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

10
502/J51
Mar. 70
10 D.

PT
1825
A1
1892

Brentano, Clemens Maria
Brentanos Werke

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY